

7. Sekundärliteratur

Missionar Christian Friedrich Schwartz. Sein Leben und Wirken aus Briefen des Halleschen Missionsarchivs.

Germann, Wilhelm

Erlangen, 1870

Vierter Abschnitt. Der Königspriester und Bischof von Tanjour. (1772 - 1798).

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Vierter Abschnitt.

Der Königspriester und Bischof von Tanjour.

(1772—1798).

Königspriester ist Schwarzens Ehrenname im Munde der Tamulen geworden, und es soll dieser Name ihn nicht etwa vor den übrigen Missionaren auszeichnen und als ihr Haupt hinstellen, obgleich er in Wirklichkeit Bischof unter ihnen war, sondern weil er je länger je mehr einen bedeutenden Einfluß auf die politischen Beziehungen und auf die Regierung des Landes erlangte, so wurde er vom Volke als Priester von königlicher Macht verehrt und geliebt. Sein kirchliches Wirken ist von jetzt an so eng und unauflöslich mit den politischen Verhältnissen verknüpft, daß auch in unserer Erzählung den weltlichen Affairen mehr Raum gestattet werden muß.

Die ganze tamulische Geschichte ist ein wechselndes Sinken und Steigen der drei Reiche Chera, Chola und Pandion. Die Grenzen des alten Chera überschritt Schwarz, als er Karur besuchte, welches offenbar mit der gleichnamigen von Ptolemäus erwähnten Hauptstadt des Cerebothros d. i. Chera-Sohns identisch ist. Dies Binnenreich schaute jedoch mehr nach Malabar hinüber und mischte sich weniger in die Streitigkeiten der Pandionsfürsten von Madura mit ihren nördlichen Nachbarn von Chola. Quelle des Reichthums für das Chola-gebiet ist der auf dem Kurggebirge entspringende Kaweri, der tamulische Nil, welcher zuerst die Hochebene von Maisur bewässert und nachdem er in wilden Felssthälern und Wasserfällen die Ghats durchbrochen hat, das ebene Tamulenland durchfließt und durch unzählige Arme und Kanäle von Tritschinopoli an in einen fruchtbaren Garten verwandelt. Das schon öfter genannte Uriur (Ureir) bei Tritschinopoli war die alte Residenz der Cholafürsten, Tanjour*) ihre Krö-

*) Die Schreibarten Tanjour und Tanjore sind ganz gleich, das erste nach französischer Aussprache in der deutschen Orthographie nur herkömmlicher als das zweite, englische. Die alten Missionare schrieben gewöhnlich Tanschaur. Am besten wird der tamulische Name durch die altfranzösische Schreibung Tanjaour wiedergegeben.

nungsstadt. Zu Zeiten hatte sich ihre Macht weit nördlich über den Kolerum hinaus erstreckt — die Tempelstadt Conjeveram bei Madras ist von einem Prinzen ihrer Dynastie gegründet —, seit dem Vordringen der Muhamedaner aber bildete nördlich der Kolerum die genaue Gränzlinie. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wurde ein glücklicher Kriegszug gegen Madura Veranlassung, daß der vertriebene Fürst sich auswärts am Hofe von Visnagar Hülfe suchte und auch fand. Die hülfreichen Allirten sicherten sich die Thronfolge in Madura, und an der neuen kräftigen Dynastie erhielt Tanjour, wo seit Anfang des Jahrhunderts die Cholasfürsten zu residiren pflegten, gefährliche Nachbarschaft. So schlug der anfängliche Sieg in eine bedenkliche Niederlage um, die starke Festung Tritschinopoli mit Uriur mußte an den Rivalen abgetreten werden, dessen Nachfolger dort ihre Residenz aufschlugen, und Tanjour selbst war nun so zu sagen eine Gränzstadt geworden. Doch war das gebliebene Gebiet noch immer so reich und wohlbevölkert (man rechnete bei einer Breite von etlichen zwanzig und einer Länge von etwa siebzehn Meilen über eine Million *) Einwohner), daß die Fürsten von Tritschinopoli auch nach diesem Rest Verlangen trugen. Sie eroberten Tanjour und in dem angerichteten Blutbade entrimmt nur ein Sproß der königlichen Familie, von der Amme gerettet. Der fürstliche Knabe mußte nun dem in Bangalur residirenden Marattenhäuptling Ekosi zum Vorwand dienen, einen Rachezug zu unternehmen und Tanjour für sich zu erobern. Mit Ekosi kam im Jahre 1674 die marattische Dynastie auf den Thron. Ekosi's drei Söhne Sagasi, Sarbosi und Tuccosi hatten nach einander bis 1735 regiert. Des letzten Sohn Ekosi sah in seiner einjährigen Regierung seine Hauptstadt von derselben Katastrophe bedroht, welche das alte Reich Madura 1736 stürzte, denn Scander Sahib kehrte nach Tritschinopoli's Eroberung seine Waffen auch gegen Tanjour. Doch Tanjour hatte kräftige Verbündete hinter den Bergen, es wurde Friede geschlossen, und auch als wenige Tage darnach der Fürst starb und eine seiner Gemahlinnen ein vormundschaftliches Regiment führte, wußte es sich doch seine Selbständigkeit zu bewahren. Immer näher rückte die Gefahr. Dem Fürsten Partabusinga, welcher im Juli 1739 den rechtmäßigen, von den Engländern unterstützten Erben Sahudsch verdrängte, schien nur noch eine kurze Regierung

*) Nach Schwarzens Angabe fanden sich in dem kleinen Lande über 100000 junge starke Brahmanen, und ein heiliger Platz, eine prächtige Pagode reichte der andern die Hand.

beschieden, als die Maratten wirklich von den Bergen hernieder stiegen und im Mai 1740 den Nabob von Arcot in mörderischer Schlacht um Reich und Leben brachten. Partabusinga, derselbe Fürst, welcher in seinem Palais hinter einem Vorhang Schwarzens Erzählungen gelauscht hatte, konnte als letzter Hort des Hinduthums im Tamulenslande den verjagten Brahminen und den vor den fanatischen Muhamedanern geflüchteten Gözenbildern lange eine sichere Zuflucht gewähren, bis ihm am 15. December 1763 ein ruhiger Tod das Scepter aus der Hand nahm. Dieser 15. December war ein schrecklicher Tag für die Christen in Tanjour. Gegen Abend war der König unerwartet gestorben und alsbald sein Sohn Tullasi feierlich als König proclamirt, und noch spät am selbigen Abend sah Tanjour ein erschütternd Schauspiel. Die Leiche wurde mit ungewöhnlichem Pomp auf den Brennplatz getragen. Zwei der fünf Frauen ließen sich an den Leichnam anbinden und mit auf den Scheiterhaufen setzen, vergebens hatte selbst der neue König eine, welche seine Erzieherin war, gebeten, sich nicht zu verbrennen. Um Mitternacht endete die Schauerscene.

Der neue König war für die Wahrheit des Evangeliums nicht unempänglich. Als Schwarz im April 1769, nachdem durch den Friedensschluß mit Haider Ali ein sicheres Reisen wieder ermöglicht war, in Tanjour sich aufhielt, ließ ihn Tullasi Raja ins Palais rufen und erlaubte eine ausführliche Predigt über die Frage zu halten, wie man zur Erkenntnis Gottes komme. Er wurde auf die zwiefache Offenbarung in der Schöpfung und in dem Worte Gottes verwiesen, dann ging Schwarz mit besonderer Erlaubniß dazu über, die Hauptlehren des Wortes Gottes vorzutragen. Im ersten Theil von dem Einen wahren Gott, der nicht unter Steinen und Bildern zu verehren sei, sagte er, auch die Europäer hätten vordem den Götzen gedient und sich vor ihnen gebückt. Hierbei gebrauchte er tamulische Wendungen, welche dem Könige etwas lebhaft vorkamen, weshalb er ausrief: Der sagt es grade heraus. Nach dieser Schilderung des frühern Gözendienstes in Europa, führte der Prediger die damaligen Missionare redend ein und ließ sie die Gründe gegen das Heidenthum in etwas stärkern Ausdrücken vortragen und beweglich ermahnen, den Gözendienst fahren zu lassen und dem lebendigen Gott sich zuzuwenden, indem er so auf die unanstößigste Weise die Wahrheit sagen zu dürfen hoffte. Als zweite Hauptlehre wurde das natürliche Verderben des Menschen nach dem Zeugniß des eigenen Gewissens aufgedeckt. Die Lehre von der Erlösung leitete er mit Erzählung und Erklärung

des Gleichnisses vom verlorenen Sohn ein. Nun wurde ihm eine Erfrischung gereicht, er nahm sie mit den Worten an, daß die Christen vor dem Essen zu beten pflegen. Aufgefordert betete er dann auch, ja er mußte noch ein geistliches Lied singen, bevor er in Gnaden entlassen wurde.

Weil das Pfingstfest bevorstand, mußte Schwarz nach Tritschinopoli zurückeilen. Neben dem freudigen Ereigniß, das Evangelium vor dem Könige frei bezeugen zu dürfen, hatte er innerhalb der kleinen Christengemeinde selbst viel Trauriges erblicken müssen. Rajanaiken und Berg hatten ihm vielen Kummer verursacht. Er sah sich genöthigt nach Trankebar zu berichten, daß Rajanaiken leider von seinem Laster nicht lassen könne und auch die Hauptursache der großen Trennungen in der Gemeinde sei. Er drang auf seine Abberufung und Ersetzung durch einen Sudra-Katecheten. Demnach wurde der sehr tüchtige Lehrer Rajappen, dem Schwarz damals ein Lob ertheilt, wie sonst nie einem Eingebornen, als Katechet dahin versetzt, während Rajanaiken südlich nach Arentang in das Marawerland bestimmt wurde, wohin er auch im Juni 1769 abging. Dasselbst verstarb er am Michaelistage 1771 im ein und siebenzigsten Jahre seines Alters, im drei und vierzigsten seines Katechetenamtes. Er war bis zuletzt thätig gewesen, hatte noch am Vormittag Gottesdienst gehalten und darnach eine franke Christin besucht, auch den bei derselben versammelten Katholiken die Wahrheit verkündigt. Es war ein Mann von trefflichen Gaben, mit fähigem Verstande und gutem Gedächtniß begabt, wohlbelesen in der Bibel und bewandert in der Kirchengeschichte. Sein großer Eifer bis ans Ende unter vielen Verfolgungen und seine anfängliche Treue sollen ihm unvergessen bleiben. Der Segen Gottes hat reichlich auf seinen Arbeiten geruht. Selbst bei dem Laster der Trunksucht muß doch entschuldigend darauf hingewiesen werden, daß dies das Gewohnheitslaster der Parias ist. Freilich wäre er ein ordinirter Geistlicher gewesen, wie man ja in neuerer Zeit den Missionaren Partheilichkeit vorgeworfen hat, weil sie Rajanaiken als Paria nicht ordinirt hätten, so möchte leicht sein Verdienst nicht durch den Schaden und gegebenes Aergerniß aufgewogen werden. Doch dieser Vorwurf wird von nun an verstummen. Wir scheiden von ihm mit dem Abschiedswort der Missionare: „Wir haben ihm jedesmal, da er hier gewesen, zugeredet und ihn an seinen Tod und die Rechenschaft erinnert. Die Leute, die bei seinem Ende um ihn gewesen, wollen ihm das Zeugniß geben, daß er herzlich seufzend verschieden sei.“

Für Capitain Berg war Schwarz länger als irgend ein anderer

Missionar eingetreten, aber bei seinen Besuchen im Jahre 1769 mußte er sich mit Betrübniß den zunehmenden geistlichen Verfall desselben gestehen, mündlich und schriftlich mußte er gegen die geringschätzigen Ansichten, welche derselbe über die Gnadenmittel, ja über die Person Christi selbst hegte, auftreten. Dazu kamen dann noch Zwistigkeiten in dessen Familie. „Jammer Schade ist es, klagt Schwarz, daß er seiner Phantasie in göttlichen Dingen zu viel Raum giebt. Wenn man ihm lange zuredet, so ist es, als wenn er Gehör gäbe, aber wenn er allein ist und mit andern redet, so kommen die wunderlichen Dinge wieder. Daher es kommt, daß er sich oft anstößig ausdrückt. Das letztemal habe drei Abende mit ihm geredet, ihm mit Ernst und Liebe den Schaden von solchen phantastischen Dingen vorgehalten. Allein es scheint, daß es tief eingewurzelt. Er denkt, es ist Weisheit. Anjunkt ist er in kläglicher Verwirrung mit seiner Familie. Der Satan ist ein listiger Feind. Solche Leute, welche seinem Reiche den größten Abbruch thun könnten, sucht er auf allerlei Abwege zu bringen. Gott wolle doch helfen nach dem Reichthum seiner Erbarmung um Christi willen.“ Trotz dieser großen Mängel fuhr Berg fort der Mission sich anzunehmen, so daß Schwarz jener Klage die Anerkennung vorausschickt: „So lange in Tanjour war, muß mit Wahrheit sagen, daß der Capitain Berg mir viel Liebe bezeuget, gern mit mir herumgegangen. Er ist nie verdroffen, sondern willig zu laufen und Raum zur Verkündigung des Wortes Gottes zu machen.“

Ja grade in jenem Jahre mußte Schwarz mehr als je seine Gassfreundschaft und Dienstwilligkeit in Anspruch nehmen. Denn als er wenige Tage nach der geschilderten Audienz nach Tritschinopoli zurückkehren mußte und Berg am selben Tage die Abreise dem Könige meldete, wunderte sich dieser darüber und ließ dem Missionar seinen Gruß vermelden, es sei sein ganzer Wille, daß er sich in Tanjour aufhalte. Schwarz schrieb sofort nach Trankebar, Kudelur und Madras, was zu thun sei und ob nicht Gericke ihn einige Zeit in Tritschinopoli vertreten könne. In Madras und Trankebar rieth man dazu, aber wiederum vereitelte Hüttemann den ganzen Plan. Als aber der König seine Einladung wiederholte, und Fabricius von Madras dringend zur Wiederholung des Besuchs rieth, machte er sich im Juni wieder dahin auf in Begleitung des Oberst Wood mit Familie: „Oberst Wood reiste eben von Tritschinopoli, und der König von Tanjour ließ mir sagen, ich möchte mit ihm kommen. Weil nun seine Frau recht kräftig erwecket und einen Ernst bewies, zum gesetzten evangelischen Christenthum zu kommen, der Oberst Wood auch selbst Gott zu

suchen anfang, so trug kein Bedenken in ihrer Gesellschaft zu gehen.“ Sogleich nach der Ankunft in Tanjour wurde er mit Wood zur Audienz gelassen. Es war nur eine kurze Unterredung, aber doch lang genug, um des Königs ernstliche Heilsbegier erkennen zu lassen. Er erbat sich Unterricht über den christlichen Sabbath und den Unterschied der evangelischen und katholischen Kirche. Bei der directen Ermahnung mit seinen Unterthanen den wahren Gott anzubeten und einem Preis der seligen Gefühle, die er dann empfinden würde, lächelte der König und entließ ihn freundlich mit einer Handbewegung, die zu fernerm Bleiben in der Stadt aufforderte. Schwarz begleitete darauf die befreundete Familie Wood noch eine Tagereise jenseits des Kaveri. Der Oberst ging ja einen schweren Gang und bedurfte mit den Seinen wohl Freundes Trost und Fürbitte. Der siegreiche tapfere Führer war vor ein Kriegsgericht nach Madras geladen, um sich über seine Siege zu verantworten. Die Präsidentschaft hatte aus Argwohn zwei Rathsmitglieder ins Lager geschickt und befohlen, daß ohne ihre Zustimmung im Kriege gegen Haider Ali nichts unternommen werden dürfe. Die Folge war ein Verlust nach dem andern; unter andern fiel deshalb auch das Fort Wulwagel in des Feindes Hände, Woods verwegene Tapferkeit aber zwang den Feind, sich mit Verlust zurückzuziehen. Bei einer andern tapfern Unternehmung dagegen wurde ihm vorgeworfen, beinahe geschlagen zu sein, wenn nicht eine andre Division ihm zu Hülfe gekommen wäre. Deshalb wurde er nun seines Commando's enthoben und sollte sich als Arrestant in Madras rechtfertigen. Bei dem elenden Intriguenspiel, welches damals am Regierungssitz herrschte, war der Ausgang der Sache recht zweifelhaft. Diese Prüfung läuterte den Obersten innerlich, und jeder Fortschritt im wahren Christenthum knüpfte auch die Freundschaft mit Schwarz inniger. Als er im Juli 1774 auf dem Sterbebette lag, übertrug er dem Freunde die Vormundschaft seiner Kinder, und der vielbeschäftigte Missionar gewann noch Zeit, seine Vormundspflichten treulichst zu erfüllen, und eine Reihe lieblicher Briefe an seine jungen Mündel legt Zeugniß ab, wie sehr er es verstand, mit Kindern wieder ein Kind zu werden.

Nach diesem kurzen Sprung in die Zukunft kehren wir mit Schwarz nach Tanjour zurück. Ihm wurde unumschränkte Freiheit ertheilt, auch in der innern Festung zu predigen. Das Volk sprach offen den Wunsch aus, der König möchte das wahre Gesetz annehmen. Der Fürst hörte auch hinter einem verschlossenen Fenster sitzend unmerkelt eine Predigt an und äußerte: Er zeigt, daß alle unsere Götter

Teufel find. Wir müssen ihn nur hier behalten, um das thörichte Volk zu unterrichten.“ Bei anderer Gelegenheit sandte er und ließ Schwarz sagen, er möchte nicht aus der Festung gehen, er würde ihn zu einer Unterredung rufen lassen. Die Kunde lief wie ein Lauffeuer durch die Stadt, viel Volks und namentlich Brahmanen strömten herbei. Nun aber fürchteten die obersten Beamten um ihren Einfluß und die Aufdeckung ihrer Betrügereien und setzten alles in Bewegung, den König wieder wankend zu machen. Erst wurde die Unterredung auf den Nachmittag verschoben, und dann unterblieb sie ganz. Deffentlich wurde gesagt, daß der Fürst Schwarz gern um sich hätte, aber die Großen wären dawider. Als einige Wochen verstrichen, ohne daß es zu einer neuen Unterredung kam, ließ Schwarz durch einen hohen Beamten direct anfragen, was des Königs Absicht mit ihm sei. Im Falle der König seines Dienstes in göttlichen Dingen begehre, müsse er in Tritschinopoli eine neue Ordnung treffen. Die Antwort war, er könne für diesmal wieder reisen, aber der Raja betrachte ihn als seinen Vater. Schwarz bedauerte sehr, daß die Verhältnisse ihm nicht erlaubten einige Monate zuzuwarten und mehr stufenweise vorzugehen, wie er auch offen an Ziegenhagen schrieb: „Es that mir wehe, daß ich nicht länger mich in Tanjour aufhalten und nach und nach einen Eingang zu bekommen abwarten konnte. Der König war das erste mal, da mit ihm redete, gar geneigt, etwas von göttlichen Dingen zu hören. Seine Hofleute waren zwar nie damit zufrieden. Indessen da doch Erlaubniß zu bleiben hatte, hätte ich gern ein halbes Jahr wenigstens mich da aufhalten und mit dem Worte an ihnen arbeiten mögen.“ Diese offene Aussprache mußte natürlich Ziegenhagen in seiner anfänglichen Abneigung gegen die Uebernahme der Garnisonpredigerstelle bestärken, und er konnte es sich nicht versagen, die Mittheilung des obigen Passus nach Halle mit einer Anmerkung zu begleiten: „Dies Bekenntniß des Herrn Schwarz zeugt von dem großen Schaden, wenn ein Missionar sich als Garnisonprediger engagirt und sein Amt als Missionar nicht ungehindert abwarten kann.“

Von Trankebar konnte in jener Zeit Niemand entbehrt werden, da die unablässigen Bitten der Glaubensgenossen auf Ceylon um den Besuch eines Missionars die Sendung Leidemanns dahin nöthig machten. Die erwarteten neuen Missionare von Europa kamen auch nicht an, denn obwohl Müller und John zu Neujahr 1770 wirklich von Kopenhagen abgesehelt waren, so hatten sie doch des Treibeises wegen wieder umkehren und ein volles Jahr auf erneuetes Auslaufen der indischen Schiffe warten müssen und kamen erst im Juni 1771 in In-

dien an. Nun wäre vielleicht ein Gehülfe für Tritschinopoli da gewesen, insoweit als ein Missionar ohne Kenntniß der Sprache Hülfe leisten kann, aber es gefiel dem Herrn der Kirche, die Hoffnungen seiner Knechte nur halb zu erfüllen.

Müller aus Heringhausen in Waldeck, der bei seiner Berufung als Missionar schon 35 Jahre alt war, fiel am dritten Tage seines indischen Aufenthalts in eine Gemüthskrankheit. Es war eine Art religiösen Wahnsinns. Die Details der Krankheit sind so traurig, daß wir lieber mit Stillschweigen darüber hinweggehen. Welche Sorgen und Unruhen er in seinen Ideen und Rasereien den Collegen bereitete, und wie sie dadurch in Ausrichtung ihres Berufs gehindert wurden, ist leicht zu ermessen. Mit Jahreschluß endigte unerwartet ein Schlagfluß das siebenmonatliche Leiden.

Inzwischen wurde Schwarzens Anwesenheit in Tanjour auch nicht mehr begehrt, wenigstens wurde kein solch Verlangen zu seiner Kenntniß gebracht, und erst später erfuhr man die wahre Veranlassung, indem Klein im September 1770 melden mußte: „Capitain Berg ist ein ganz verwirrter Mensch, der in sich und seine Vorstellungen ganz verliebt und von Einbildungen ganz aufgeblasen ist. Er lebt jetzt in der größten Uneinigkeit mit seiner Frau und giebt seinen Kindern, die zum Theil groß und herangewachsen sind, dadurch groß Aergerniß. Unser lieber Bruder Herr Schwarz hat ihm oft sehr herzlich die Wahrheit gesagt, weil er seine böse Tücke mehr und mehr, offenbar werden lassen. Nun ist er hinderlich, daß Herr Schwarz nicht nach Tanjour gehen kann. Der König soll schon einigemal nach ihm gefragt haben. Der Capitain aber beweist darin seine Feindseligkeit, daß er ihn nicht ruft. Es geht uns sehr nahe, daß dieser Mann, der im Anfang dem Evangelium so behülflich war, nun so hinderlich demselben geworden. Er ist leider ganz incorrigible. Wir beten für ihn und warnen ihn gelegentlich, wenn es nicht mündlich geschehen kann, doch schriftlich. Der Herr bekehre ihn.“

Im October darauf finden wir Schwarz aus dringenden Ursachen wieder einige Wochen in Tanjour sich aufhalten und auch des Capitains Kinder unterrichten. Welches die dringenden Gründe gewesen, wird nicht gesagt, läßt sich aber aus der obigen Mittheilung entnehmen, auch wird es nicht verwundern, daß es zu einer Unterredung mit dem König gar nicht kam. Am meisten fand er jenes Mal Eingang bei den Katholiken, mit deren Priester er eine öffentliche Disputation halten sollte, aber in der letzten Stunde blieb der Pater weislich aus zum großen Anstoß seiner Glaubensgenossen, welche dringend

Schwarz um näheren Unterricht angingen und daß er sich fest in Tanjour niederlassen möchte. *) Der Zeitpunkt wäre aber so unglücklich wie möglich zu einer Niederlassung gewählt gewesen, denn jedes kundige Auge mußte erkennen, daß sich wichtige politische Ereignisse vorbereiteten, welche den Bestand des ganzen Tanjournschen Reiches bedrohten. In den Verträgen von Paris, welche 1763 die langen Kämpfe zwischen Franzosen und Engländern auch in Indien beendeten, war Muhamed Ali als Nabob des Carnatik anerkannt und auf den Fuß eines Bundesgenossen des Königs von England gestellt. Bis dahin war er völlig abhängig von der Compagnie gewesen, wie ja aus den ersten Zeiten von Schwarzens Aufenthalt in Tritschinopoli erinnerlich sein wird, und konnte ohne ihren Willen nicht Hand noch Fuß regen, aber seit den Pariser Verträgen war vielmehr die Compagnie officiell in die Stellung eines Vasallen getreten. **) In der Mission zu Tritschinopoli trat der Umschlag alsbald in vermehrter Unduldsamkeit der Muhamedaner zu Tage. Je mehr Muhamed Ali Kenntniß von sei-

*) Die katholischen Gemeinden Tanjourns waren von Tritschinopoli aus gegründet. Nachdem Robert de Nobili 1623 zum ersten Mal von Madura eine Missionsreise nördlich nach Tritschinopoli gethan und dort einige getauft, auch in den nächsten Jahren Haus und Kapelle daselbst gebaut hatte, wurde Pater Wico und etwas vor 1638 Pater Martinz, ein Portugiese, zu Tritschinopoli stationirt. Kurz nachher ward Balthazar da Costa als Pandara-Svami d. h. als Missionar für Sudras und Parias Martinz beigegeben, welcher im Jahre 1644 die Freude erlebte, in Karur den Tanjournschen Erstling Gaudentius zu taufen. Ueber Gaudentius, den Rajanaiken der Katholiken, und über da Costa berichtet ausführlich Bertrand, La Mission du Maduré II und III. (1653 waren im Tanjournschen schon mehr als sieben Kirchen.) Dies in aller Beziehung reichhaltige und auch für die politische Geschichte Südbindiens wichtige Quellenwerk kann Freunden der tamulischen Missionsgeschichte nicht genug empfohlen werden. Die Geschichte der katholischen Mission im Tamulenlande unter ununterbrochenen Verfolgungen ist wahrhaft großartig.

**) Interessant ist, wie Schwarz sich über diese Politik ausspricht: „Die Landesumstände sind jetzt merklich geändert. Vorher war der Nabob als ein Compagnie-Pächter anzusehen, jetzt aber, da er sich an den König von England und das Parlament gewendet, ist er Landesherr geworden. Er hat hierauf Tanjour angegriffen (welches der Gouverneur wohl nicht gethan haben würde, da Tanjour für sie ein einträglicher Ort war). Nachdem die Sache mit Tanjour zu Ende war, verlangte der Nabob, daß die Armee nach dem Marawer-Lande marschiren sollte. Dies geschah. Das Marawer-Land wurde eingenommen und die Königin mit ihren vornehmsten Bedienten gefangen. Jetzt (October 1772) ist die Armee wieder aus. Kurz des Nabobs Ambition ist so entseßlich groß, daß er keinen seiner Nachbarn in Ruhe läßt.“

ner eigentlichen Stellung zur Krone erhielt, — und habgierige Europäer seiner Umgebung, welche etwa bei der Compagnie ihre Rechnung nicht gefunden hatten, sorgten schon dafür — desto stolzer und anmaßender trat er auf. So hatte er englische Truppen zur Züchtigung seines Vasallen in Madura entboten, so wollte er auch offenbar nicht ruhen, bis er auch das fruchtbare und reiche Tanjour seinen Besitzungen einverleibt hätte.

Zwar hatte Tanjour stets Heeresfolge geleistet, selbst zu einer Zeit, wo es noch sehr zweifelhaft war, ob der Nabob sich gegen die Prätendenten aus der alten Nabobsfamilie und ihren letzten Vertreter Scander Sahib würde behaupten können. Scander Sahib war ja bei einem Fluchtversuch aus Sirengam grade vom Tanjournschen Hülfscorps gefangen und auf des Generals Manozappa Befehl enthauptet worden. Gegen Haider Ali hatten auch königliche Truppen gestanden, aber nach des Nabobs Prätensionen nicht in genügender Zahl. Es war schon abgemacht, daß diese Unzufriedenheit nach dem Friedensschluß den Vorwand bieten sollte, Tanjour einzuziehen und die Einkünfte zur Deckung der Kriegskosten zu verwenden. Da forderte Haider, daß der Raja in den Friedensvertrag einbegriffen und ihm sein Gebiet garantirt würde. Damit es nicht heiße, er verdanke seine Selbständigkeit dem muhamedanischen Eroberer, führten ihn die Engländer als ihren Allirten auf. Dessen ungeachtet wurde gleich nachher von dem gleichfalls erschöpften Lande ein unerschwinglicher Tribut gefordert. Während ferner Tanjour an des Nabobs Seite kämpfte, hatten die südlichen Nachbarn, die Fürsten von Marawa und der Tondiman von Pudukottah, königliches Land occupirt. Als alle Bemühungen des Raja, durch den Nabob und die Engländer wieder in Besitz seines Landes zu kommen, fehlschlügen, benutzte er einen Kronstreit in Marawa, dies Land mit Krieg zu überziehen, und konnte im siegreichen Triumph als Sieger wieder in seine Hauptstadt einziehen. Dies war im Sommer 1771 gewesen. Nun wandte sich die Fürstin von Marawa klagend an den Nabob als Oberherrn. Die Oberherrschaft war zwar geschichtlich sehr bestreitbarer Natur, da Madura und Tanjour in stetem Wechsel Ansprüche erhoben und zur Anerkennung gebracht hatten, doch wurde natürlich der längst gewünschte Anlaß zum Bruch begierig ergriffen, und nachdem schnell die Festung Wallam fortgenommen war, marschirte die englische Armee unter General Smith Ende September gegen Tanjour selbst und begann die Belagerung. Nach vierwöchentlicher Einschließung sollte die Erstürmung statt finden, und der Erfolg war nicht zweifelhaft, als der im Lager

anwesende älteste Sohn des Nabob, welcher fürchtete, die Engländer möchten Tanjour für sich selbst in Besitz nehmen, Frieden schloß. Der Raja mußte bedeutende Summen zahlen und, freilich gegen den ursprünglichen Vertrag, Festung und District Wallam abtreten.

Durch diesen Frieden erkaufte er sich nur eine kurze Frist. Nachdem der Nabob durch die Engländer sich Marawa hatte erobern lassen, zu dessen angeblicher Beschützung der erste Krieg gegen Tanjour unternommen war, und die ganze politische Lage günstig erachtete, daß er Tanjour direct für sich erobern könnte, drängte er die Präsidenschaft zum Kriege, und trotzdem der Rath zu Madras die Ungerechtigkeit des Kriegs einsah und offen bekannte, daß die Eroberung Tanjours höchst unpolitisch sei, nöthigte ihn das in der Heimath adoptirte System, welches den Nabob als souverainen Oberherrn, dem Heerfolge zu leisten sei, anerkannte, im August 1773 aufs neue den Krieg zu beginnen und Tanjour zu belagern.

Wir haben die Erzählung dieser wichtigen politischen Vorfälle in ununterbrochener Reihenfolge geben wollen als Hintergrund für die gleichzeitige Wirksamkeit unsres Schwarz. In dieser Zeit der Verwirrung offenbarte sich zunächst, daß es eine wirklich göttliche Fügung gewesen, welche die Niederlassung eines Missionars in Tanjour bisher verhindert hatte. Die Christengemeinde daselbst löste sich im Jahre 1771 fast ganz auf, das Bethaus und die Wohnung des Katecheten Rajappen, der gerade nach Trankebar gegangen war, wurde von den Belagern zerstört. Schwarz machte im darauf folgenden Jahre 1772 die größten Anstrengungen, die Gemeinde innerlich und äußerlich wieder zu sammeln und zu bauen; nicht weniger als viermal nahm er seinen Aufenthalt daselbst. Aber damit trat auch wieder die Gefahr, in die politischen Verwicklungen hineingezogen zu werden, näher an ihn heran, welcher bis jetzt entgangen zu sein, er mit besonderm Dank gegen Gott noch eben erst anerkannt hatte *). Im März brach er mit drei Katecheten dahin auf, wahrscheinlich von Tanjour direct dazu aufgefordert, denn gleich am nächsten Tage wurde er vom Könige empfangen, und während der monatlichen Anwesenheit wiederholten

*) „Wäre ich zu der Zeit der Kriessruhe in Tanjour gewesen, so wäre ich in unaussprechliche Noth gerathen, denn wie mir erzählt worden, so hätte der König mich zum Schreiben an den Nabob und die Engländer brauchen wollen, welches ich auf keine Weise mit gutem Gewissen thun könnte, weil von beiden Seiten die Wahrheit gar sehr aus den Augen gesetzt worden. Hätte ich aber es

sich die Audienzen. Der König verstattete eingehende Vorträge, ja auf seinen Wunsch mußte die Trauung einer Tochter des Cap. Berg im Palais selber geschehen, und die gottesdienstliche Handlung machte auf den ganzen Hof tiefen Eindruck. Vor- und Nachmittags durchzog er mit seinen Katecheten die Straßen der Stadt und die umliegenden Dörfer, predigend und lehrend, so daß die Brahminen sich beklagten, man höre immer und überall nur noch vom wahren Geseß. Die Gelegenheit recht auszunutzen, ging Brief auf Brief nach Kudalur, um Gerichte für Tritschinopoli zu zeitweiliger Vertretung zu gewinnen, so daß endlich selbst Hüttemann die Einwilligung nicht länger versagen konnte.

Bei alledem war Schwarz nicht recht wohl zu Muthe. Der König hatte wirklich Neigung zum christlichen Glauben, aber die un- verholenen Drohungen seiner Umgebung schüchterten ihn ein, auch konnte er sein Herz nicht von den Sünden der Wollust und Trunksucht frei machen, obwohl sein Gewissen ihn so sehr deshalb verflagte, daß er den Missionar einmal direct um seine Meinung über das Trinken fragte.

Als dann aber Schwarz den günstigen Moment nach der Trauung im Palais benutzte, um einen kleinen Platz zum Bau eines neuen Bethauses zu erbitten, hielt der König doch wieder zurück und machte die Bedingung, er dürfe nur die schon Getauften unterrichten, andere aber nicht annehmen. Natürlich wurde ihm entgegnet, die Bedingung könne nicht eingegangen werden, indessen als muthig ein Strohhaus zum Versammlungsort und eine Kammer für den Missionar gebaut wurde, wagte Niemand es zu hindern. Dem König war nämlich sehr daran gelegen, Schwarz zur Annahme einer Vermittlervolle mit den Engländern und dem Nabob zu bestimmen, deren feindselige Absichten auf gänzliche Unterdrückung Tanjours nach dem Friedensschluß nur noch deutlicher hervortraten. Er antwortete offenerzig, die Sache an sich wäre nicht sündlich, allein da keine Wahrheit in ihrem Munde sei und sie das gegebene Wort so leicht brächen, fürchte er sich vor beiden Parteien. Zu einem europäischen Königsbedienten, fügt Schwarz bei, müßte man freilich etwas leiser reden. Die Offenheit würde ihm

völlig abgeßlagen, mich in diese Weltthandel zu mengen, so hätte ich es ganz verdorben und wäre gewiß als Feind angesehen worden. Daher mir vorkommt, daß ich göttliche Güte zu preisen habe, welche mich vor solchem Jammer bewahrt hat." 18. Febr. 1772.

nicht im Geringsten verübelt, sie läugneten die Berechtigung der Vorwürfe gar nicht. Die Verhandlungen wurden nur aus einem andern Grunde abgebrochen, weil die bisherigen Rathgeber des Königs in Ungnade fielen *) und durch den tüchtigen General Manozziappa ersetzt wurden, welcher den vertrauten Umgang des Königs mit einem europäischen Missionar als ungeziemend nicht gestatten wollte. Als daher Schwarz nach kurzem Aufenthalt in Tritschinopoli, wo Gerike endlich zu seiner Vertretung ankam, wieder zurückeilte, konnte er einen ganzen Monat sich in der Stadt aufhalten, ohne nur einmal den König zu sehen. Ja die abgeneigte Gesinnung der obersten Beamten trat so sehr hervor, daß zwei hochgestellte königliche Diener ihn eines Tages, als er gerade vor einer großen Volksmenge predigte, heftig schmähten und die Katecheten Rajappen und Njanapragasam, welche in einer andern Straße aus dem Neuen Testamente vorlasen, überfielen und ihrer Bücher beraubten. Wie in Tritschinopoli bei einer frühern Verfolgung Seitens der Katholiken, so hielt er es auch hier angemessener, still um des Evangeliums willen mit seinen Gehülfsen zu leiden, als zu klagen und auf Bestrafung zu dringen. Seitdem fehlte es nicht an Schmähungen, doch gingen die Gehülfsen täglich mit ihren Neuen Testamenten, die man ihnen wieder zugestellt hatte, muthig aus, bis gegen Ende des Monats ihr Missionar auf seine Station zurückkehrte, da Hüttemann auf Gerike's Wiederkommen bestand und die Aussichten in Tanjour immer trüber sich gestalteten. Ende Juli schon ließ ihn der König direct durch einen Brief zurückrufen, weil die Gewitterwolken sich immer dichter um Tanjour sammelten. Schwarz bittet seinen Freund Chambers Niemandem etwas von dieser Reise zu sagen, es handele sich nämlich von Neuem um Antrag einer Vermittlerrolle. Der König fühlte wohl heraus, daß dieser einfache Missionar sein bester und zugleich einflußreichster Freund war, er redete ihn ehrend an: „Padre, ich setze mein ganzes Vertrauen in dich, weil du für das Geld unzugänglich bist.“ Allein die Minister fürchteten, durch

*) Es waren dieselben drei Leute, welche 1769 den König überredet hatten, Schwarz wieder nach Tritschinopoli zu entlassen. Einer wurde beschuldigt, mit Ungerechtigkeit große Schätze gesammelt zu haben. Sobald das Geld ihm genommen wurde, erstach er sich. Der andre, ein Muhamedaner, welcher den König zum Trunk verleitet und sonst viel geschadet hatte, wurde verjagt. Der dritte, ein Brahmane, der oberste Finanzbeamte, wurde ins Gefängniß geworfen. Schwarz sah in diesen Vorfällen Gerichte Gottes.

diese Einmischung würden ihre eignen Schlechtigkeiten an den Tag kommen, und so blieb Schwarz zu seiner großen Freude mit dem bedenklichen Auftrage verschont.

Da nun Tanjour offenbar augenblicklich kein günstiges Missionsfeld war, mußte er für seine Katecheten eine andre Station suchen. Tüchtige Gehülfen auszubilden, war ja ihm stets Herzenssache. Die große Zahl von acht Katecheten überstieg die Bedürfnisse seiner Station. Man kann wohl sagen, daß er ein in eminentem Sinne praktisches Seminar angelegt hatte.

Eigentlich wäre wohl der Mutterstation Trankebar diese Aufgabe gestellt gewesen, doch von da äußert vielmehr Klein am 17. Febr. 1773 den Wunsch, daß sie sich bei Annahme von Gehülfen nicht an ihre Gemeinden bänden, sondern mit dem lieben Bruder Herrn Schwarz gemeinschaftliche Sache machen möchten, „da er durch göttliche Güte manche Subjecte besser zubereiten könne.“ Bevor man zu Weihnachten 1772 den trefflichen Stadtkatecheten Philipp zum Landprediger ordinarie, ließ man denselben daher erst einen längeren Aufenthalt in Tritschinopoli nehmen, und als Schwarz im Januar 1773 zum Besuch nach Trankebar kam, wurden ihm zwei der ältesten, besonders hoffnungsvollen Schulknaben zur weitem Erziehung mitgegeben. Doch waren diese Beschlüsse nicht ohne einigen Kampf gefaßt: „Die Ursache, daß wir in diesen Stücken nicht alle Eines Rathes sind, ist die dadurch verursachte Vermehrung der Ausgaben, die ein und andern gänzlich zuwider ist. Der theure Bruder Herr Schwarz giebt seinen Gehülfen zwei Pagoden, und das monatlich. Dergleichen Sold hat Niemand als der Sudrakatechet in Tanjour von uns und auch nur elfmal des Jahres. Herr Schwarz hat einen ehemaligen römischen Katecheten, der durch seinen Unterricht gewonnen und rechtschaffen zu unserer Kirche übergetreten, Namens Schawrirajen uns als zweiten Gehülfen in Tanjour vorgeschlagen, weil er daselbst große Bekanntschaft und Einsicht hat. Es hielt schwer, daß wir ihm gemeinschaftlich vier Reichsthaler ausmachten.“

Die Schlußmittheilung von Schawrirajens Stationirung in Tanjour neben dem wieder dahin zurückgekehrten Rajappen beruhigt uns zugleich im Voraus, daß Schwarz die Hoffnung für Tanjour noch nicht aufgegeben hatte, und die Lage des neuen Stationsortes, jener kürzlich in muhamedanische Hände gefallenem Festung Wallam, legt die Vermuthung nahe, er habe auch für sich selbst in möglichster Nähe einen gesicherten Stützpunkt schaffen wollen, um alle Vorgänge

in Tanjour genau beobachten zu können und stets bei der Hand zu sein. Wallam, wohin er sich im October 1772 zum ersten Mal begab, um zu recognosciren, ob er wagen könne einen selbständigen Katecheten dort zu stationiren, liegt nämlich nur $1\frac{1}{2}$ Meilen südwestlich von Tanjour entfernt. Die Verhältnisse lagen dort über Erwar-
ten günstig. Es meldeten sich alsbald einige Eingeborne zum Unter-
richt und der Major Vaughan, Commandant der dort liegenden eng-
lischen Garnison, ließ Schwarz auch sogleich den Platz zumessen, wel-
chen er sich zum Bau eines Bethauses als bestgeeignet ausgewählt
hatte. Damit war der erste Schritt zur Gründung einer Filialstation
gethan. Ein kurzer Abstecher nach Tanjour überzeugte ihn, daß dort
wirklich für den Augenblick nichts zu thun war, denn es wurde ihm
förmlich verboten öffentlich zu reden. Um so frischer ging es alsbald
wieder in Wallam vorwärts. Durch eine Collecte unter den dor-
tigen Officieren und in Tritschinopoli wurden die Baumittel aufge-
bracht, und eine kleine Kirche in einer Länge von 60 und einer Breite
von 30 Fuß war bald fertig gestellt. In dem daran stoßenden Gar-
ten erhob sich ein bequemes Haus für zwei Katecheten. Dewasagagam
und Abiseganaden fanden dort ihren Wirkungskreis. Da Schwarz
selber wiederholt daselbst Aufenthalt nahm und einmal mehrere Wo-
chen blieb, so war auch binnen Jahresfrist ein Gemeindlein von achtzig
Seelen gesammelt.

Als er im Februar und März 1773 sich zur Beaufsichtigung
des Baues in Wallam aufhielt, kam ein Brahmane von Tanjour mit
Botschaft, der König wolle ihn sprechen. Bei seiner Ankunft sandte
zuerst der Bruder des kürzlich vom Nabob entthronten und erschlage-
nen Marawerfürsten und bat ihn um Vertretung seiner Sache in
Madras, er wolle dann auch das Christenthum in seinem Lande be-
fördern und eine große Kirche bauen. Schwarz erwiderte dem Ge-
sandten, jetzt könne er nichts mehr thun, der beste Rath für seinen
Herrn sei, sich selbst zu bekehren, um des Himmelreichs theilhaftig zu
werden. Den König persönlich bekam er nicht zu sehen, es hieß, er
sei unwohl. Von Schwarz wurde Rath verlangt, wie sie äußerlich
sicher und ruhig leben könnten. Er konnte ihnen nur den rechten
Weg zur wahren Ruhe zeigen, und der stand ihnen nicht an. In
politische Händel lasse er sich nicht ein, sein Amt sei von ganz anderer

Art. Man wollte ihm nämlich die Correspondenz mit den Engländern antragen und ihn in außerordentlicher Gesandtschaft nach Madras schicken. Zu der Ermahnung, die Sögen wegzumwerfen und auf den Weg des Lebens und der Wahrheit zu treten, so würde Gott Rath zeigen, wußte der verhandelnde Minister nichts anderes zu sagen, als der Weltlauf hindere sie daran. Schwarzens letztes Wort war: „Dann fürchte ich, daß ihr untergehen werdet.“ Ein trauriges Ende der vielen Unterredungen.

Wenige Monate darnach zu Anfang August brachen des Nabobs Truppen und ein englisches Corps von Tritschinopoli zur Belagerung Tanjours auf. Schwarz aber war trotz seines Amtes als Garnisonprediger nicht mit im Lager. Hat er es abgelehnt aus naheliegenden Gründen, oder fühlte man in Madras, daß ein so ungerechter Krieg mit seiner Anwesenheit sich nicht vertrage? Daß seine Abwesenheit auch in diesem Falle etwas zu bedeuten hatte, läßt sich aus einer Mittheilung Breithaupts in Madras schließen, der von Halle gefragt, welches Schicksal das von Schwarz im Jahre 1770 dem Gouverneur überreichte Memorial wegen besserer Erziehung der Soldatenkinder gehabt, zugleich über die erste Belagerung von Tanjour unterm 27. Sept. 1771 bemerkte: „Unser geliebter Bruder Herr Schwarz befindet sich nicht bei der Armee, sondern einer von den hiesigen englischen Predigern, welcher lieber ein Capitain, denn ein Prediger sein möchte. Der hiesige Gouverneur hat damals Herrn Schwarz geantwortet, wie er die Vorschläge in Erwägung ziehen und ihn weiteres wissen lassen wolle. Ob solches von ihm geschehen, wissen wir nicht. Weil er gleich mehreren dem Deismus zugethan ist, so kann sich das Missionswerk von ihm wohl keine besondere Vortheile versprechen.“ Darnach ist es doch wohl nicht ohne Bedeutung, wenn Schwarz sich auch diesmal nicht der Armee anschloß, sondern auf die Kunde, die neue Kirche zu Wallam solle in ein Magazin verwandelt werden, dorthin sich begab und fast zwei Monate verweilte. So wurde der Gemeinde nicht nur ihre Kapelle bewahrt, sondern es wurden eben damals vierzig Personen getauft. Welch ein Contrast zu dem Zerstörungswerk in nächster Nähe! Am 17. September fiel Tanjour durch Ueberrumpelung, vielleicht auch durch Verrath. In der Mittagsstunde drang der Feind unbemerkt durch eine Bresche ein, und der König befand sich in seinem eigenen Palais plötzlich einem englischen Obersten gegenüber, der ihn als Gefangenen erklärte. Er ergab sich, nachdem der Officier Namens des Generals geschworen hatte, daß er seinem Stande gemäß sollte behandelt werden. „So fiel Tolossi Raja,

der zehnte maratthische König von Tanjour durch seine eigne Schuld im zehnten Jahr seiner Regierung."

Nach vier Tagen kam Schwarz, um sich den Ruin anzusehen und zu versuchen, ob er nicht den Capitain Berg aus der Gefangenschaft losbitten könne. Welch trauriger Anblick! Der gefangene König ließ ihn zu sich ins Gefängniß rufen. Kennt ihr mich nicht, Padre? redete er tief bewegt den gleichfalls sehr erschütternden Missionar an, der ihm trauernd antwortete: „Ich kenne euch gar wohl und bin sehr bekümmert über dem, was euch begegnet ist. Nun aber bleibt mir nichts übrig als ein Wunsch, daß euch Gott Gnade geben wolle, euer Elend mit Geduld zu tragen.“ Die anwesenden Muhammedaner paßten auf jedes Wort, und so konnte er nicht viel reden. Jetzt im Unglück erinnerten ihn gestürzte Minister und verwundete Generale, denen er vergebens bessere Pflege zu erwirken suchte, selbst daran, wie er vor wenigen Monaten ihnen den Untergang vorausgesagt habe, und bekannten, daß die Götzen eitel und nichts seien. Nach unausgesetzten Bemühungen gelang es endlich, Berg und seinen Schwiegersohn aus der Gefangenschaft zu befreien, aber aller Fürsprache ungeachtet wollte der Nabob sie nicht in seine Dienste nehmen. Der ehemals so angesehene Mann mußte froh sein, als ihm endlich eine einfache Bombardierstelle in Negapatnam verschafft wurde. Die Missionare und besonders Schwarz haben im Unglück sich seiner und seiner Familie (sein einziger Sohn starb damals und wurde bei der Bethlehemskirche begraben) nach allen Kräften angenommen und die Geflüchteten lange in der alten Papiermühle bei Poreiar beherbergt, wengleich es sie tief schmerzte, daß Bergs Frau und Kinder nie zu Kirche und Abendmahl kamen und er selbst auch keine Beugung, keine Liebe zu Gott und seinem Wort bezeugte. Weiter lassen sich dieses Mannes Geschiede nicht verfolgen. Wir nehmen mit der gleichen Trauer von ihm Abschied, mit der wir einige Jahre früher Rajanaiten scheiden sahen.

Es galt jetzt in Tanjour ein völlig Neues zu pflügen. Bergs Entfernung bedeutet für diese Stadt den Abschluß der ersten evangelischen Missionsperiode. Von aller bisherigen Arbeit war wenig mehr zu sehen, die Gemeinde zersprengt, Bethaus und Kammer für den Missionar bei der Belagerung aufs neue von der Erde verschwunden. Schwarz aber gab sein Tanjour nicht auf, ja er begann nun erst recht dort zu wirken. Er wandte sich an des Nabobs Sohn um einen Platz zum Bethause. Der Platz wurde versprochen und noch Beihülfe dazu, Engländer wurden für den Bau interessirt, aber die förmliche

Erlaubniß ließ auf sich warten. Der junge Nabob hatte sich sogleich nach der Besitznahme Tanjours mit der Armee nach Naur begeben, einem berühmten muhamedanischen Wallfahrtsort und Hafen zwischen Trankebar, oder genauer Kerekal und Negapatnam, welchen der entthronte König an die Holländer verpfändet hatte. Fast wäre es zu einem neuem Kriege gekommen, doch gelang es endlich durch gütlichen Vergleich und nach Zurückzahlung der Pfandsomme die Holländer zum Abzug aus der wichtigen Hafenstadt zu vermögen. In seiner Stellung als Garnisonprediger verweilte Schwarz zu Ende des Jahres 1773 mehrere Wochen in Naur *) und veräumte keine Gelegenheit, dem jungen Nabob Vorstellung wegen des Kirchbaues zu thun. Der aber verschanzte sich jetzt hinter seinen Vater, ohne dessen Vorwissen er nichts thun dürfe und den er selbst in Madras befragen wolle. Es galt daher sich in Geduld zu fassen und vorerst Tanjour in andrer Weise Hilfe zu schaffen. Er reiste im December über Trankebar zurück und urgirte, daß einer von dort wenigstens auf einen Monat nach Tanjour gehen sollte. Obwohl in eben dem Jahre auch die Glaubensgenossen auf Ceylon wieder so dringend um einen Besuch gebeten hatten, daß Leidemann ihnen war zugesandt worden **) und nach fast achtmonatlicher Abwesenheit erst im August zurückgekehrt war, so fanden doch seine Bitten eine geneigte Aufnahme ***), und als im nächsten Februar einige Heiden und Katholiken von Tanjour noch ein directes Gesuch einreichten, wurde in der Conferenz Beglins Reise für den März beschlossen. Das war nun freilich nicht eigentlich die Hilfe, auf welche Schwarz gehofft hatte †), dessen Reflexion vielmehr auf

*) „Herr Schwarz hat, da er fast einen Monat sich in Naur aufgehalten, zuletzt auch Nagapatnam besucht und bei dem Gouverneur gespeiset, allein er hat eine schlechte Meinung von ihm.“ Klein 22. Febr. 1774.

**) Sie beehrten eigentlich, daß in Trankebar ein überzähliger Missionar eigens zum Zweck dieser Reisen gehalten würde, der von den Lutheranern Ceylons seine Besoldung empfinde. Es wurde viel darüber geschrieben und so der rechte Zeitpunkt veräußt.

***) Während dieses Aufenthalts erhielt er auch einen Besuch von dem neu-angefommenen Aeltesten der Herrnhuter Woltersdorff, der sich als eifriger Leser seiner Berichte und Briefe einführte und über verschiedene Umstände genauere Nachricht begehrte.

†) Klein, Beglins Schwiegerjohn, schreibt darüber am 7. März 1774 folgende, Beglin sehr gut charakterisirende Worte: „Der liebe Bruder Schwarz beschämt uns alle wegen seiner Wirksamkeit und durch die vielen Reisen, die er, ob er gleich noch allein ist, so oft unternimmt. Die Arbeiten sind bei uns so gehäuft, daß ein und andrer durchaus nicht lange abkommen kann. Der liebe Herr Beglin schlug eine

den kräftigen John gegangen war, der auch schon mit freudiger Zuversicht seinem Vater von der bevorstehenden Reise geschrieben hatte, aber es war doch eine Hülfe und zugleich für Zeglin eine Erquickung nach Leib und Seele. „Im März habe auf der Reise nach Tritschinopoli da und in Wallam und Tanjour Wunderdinge gesehen bei unserm Herrn Schwarz. Es sind von der Wunderhand Gottes, des Gottes der Menschen gewirkte Gnadenwunder, denn wer kann sich davon was zuschreiben? Es sind Wunder von mancherlei Gattung! Wer kann es aussprechen?“ lautet der kurze Reisebericht, der nach einer ausführlicheren Beschreibung sehr verlangend macht. Auf weitere Reisen zu seiner Unterstützung konnte Schwarz von Trankebar aus nicht mehr rechnen, nachdem Leidemann im August 1774 erst 32 Jahre alt einer Krankheit erlegen war, und der alte Maderup, welcher bei gänzlichem Mangel an Verständniß für die eigentlichen Aufgaben des Missionsberufes doch als treuer Pastor und Seelsorger der portugiesischen Gemeinde thätig und eifrig gearbeitet hatte, in eben jenem März 1774 von einer Lähmung an der rechten Seite befallen wurde, die seinem Wirken ein Ziel setzte, obgleich er noch bis in den November 1776 zu leiden hatte. Die beiden alten Landprediger Diogo und Ambros waren auch gänzlich invalide, der neuordinirte Philipp dagegen besuchte Tanjour jährlich zwei- auch dreimal. Sein Beistand und die treue Arbeit des besonders tüchtigen Katecheten Rajappen, der bereits in Kopenhagen als Landprediger vorgeschlagen war, ersetzten Schwarz in Tanjour einigermaßen, wenn er in Tritschinopoli oder an andern Orten sich aufhalten oder weitere Reisen unternehmen mußte.

Schwarz hegte große Hoffnungen, in Tanjour bald eine Kirche erbaut zu sehen. Nach Briefen der Missionare zu Madras hatte er

Recreationsreise vor und setzte sie auch durch. Da er nichts von äußern Sachen mitzubeforgen hat, so kann er freilich noch am ersten abkommen. Allein eine solche Reise, wie Herr Schwarz schon lange irgirt hat, da sich einer in Tanjour allein wenigstens einen Monat aufhält und außerdem noch an andern Orten mehrere Tage sich verweilt, ist freilich keine Sache für Herrn Zeglin. Es giebt allenthalben verdrießliche Umstände, die untersucht und gehoben werden müssen. Dazu hat Herr Zeglin die Gabe nicht. Die Heiden zu ermahnen und den Christen einen recht passenden Vortrag zu thun, das ist seine Gabe, die er auch gebraucht. Er ist nun auf der Reise und wird unter göttlichem Beistande den Samen des Evangelii reichlich ausstreuen. Wegen Schwachheit seines Körpers reiset er immer spät aus und kehret früh wieder irgendwo ein, so daß er kurze Tagereisen macht.“

gleich im October 1773 ihnen von seiner gewissen Hoffnung berichtet, daß durch die Freigebigkeit des englischen Generals Smith und andrer englischer Officiere eine protestantische Kirche in Tanjour werde erbaut werden, der General habe es aus eignem Antriebe beschlossen. Als dann der junge Nabob ihn hinzuhalten begann und auch der Aufenthalt zu Naur nichts gefruchtet hatte, meldet Klein dennoch am 22. Febr. 1774 aus Trankebar: „Der liebe Herr Schwarz ist noch sehr wirksam und hoffnungsvoll wegen Tanjour, daß da eine Kirche gebaut werde. Der Herr lasse seinen Glauben auch hierin den Sieg davon tragen.“ Sein Eifer ließ ihn nicht ruhen, in der heißesten Jahreszeit im April finden wir ihn auf dem Wege nach Madras, dem Nabob selber Vorstellungen zu machen. Er wurde lange hingehalten und erhielt schließlich eine höfliche Abweisung. Nicht bessern Erfolg hatte eine zweite Reise im August, welche durch den im Juli erfolgten Tod seines Freundes, des Oberst Wood, zunächst veranlaßt war, weil er von diesem zum Testamentsexecutor ernannt worden war.

In einem Brief an den Rector Pasche in London vom 20. Febr. 1775 machte er Mittheilungen über jene vergeblichen Versuche beim Nabob, welche seiner Zeit wegen der Randbemerkung „hiervon bitte gar nichts zu publiciren“ ungedruckt bleiben mußten: „Der Nabob wird viel eher den Heiden Erlaubniß geben, eine neue Pagode zu bauen, als uns ein Bethaus aufzurichten. Das hat er bisher gar deutlich zu erkennen gegeben. Bei dem Gesuch um einen Platz in Tanjour was für arge Ausschweife, Versprechen, Verbrechen, Veränderungen war dabei. Indessen ist sein ältester Sohn, wenigstens dem Scheine nach, von besserer Art. Dieser, Namens Omdat-ul-Dinra, hat gar öfters vom Christenthum mit mir geredet, insonderheit von Christi Person und bürgerhaftlichem Leiden und Sterben. Er meinte manchmal, als wenn die bürgerhaftlichen Leiden Christi allen Sünden Thür und Thor öffnen würden. Da man ihm aber zeigte, daß dadurch nicht nur die Erbarmung Gottes gegen das menschliche Geschlecht, sondern auch seine Heiligkeit und Gerechtigkeit hervorleuchtete und zwar zur Wägung und Warnung, und daß Keiner an Christo und dem von ihm erworbenen Heil Theil haben könne, als der durch die Kraft des Leidens Christi alle Sünden von Herzen haßte, so sagte er: Das ist eine göttliche Lehre. Er ist nicht stolz, man kann ihm alles mit sehr platten Worten sagen. Als ich den Nabob bat, mir einen Platz in Tanjour zu geben, so bewies sich der älteste Sohn sehr aufrichtig in der Sache. Allein er sagte mir nach einigen Tagen, daß ich nicht sollte traurig sein, er glaube, daß seines Vaters Gemüth

gegen die Sache sei.“ Einen überzeugenden Beweis von der Sünden-
haß wirkenden Kraft des christlichen Glaubens konnte Schwarz bald
dem muhamedanischen Hofe geben, als ein angesehener Engländer von
Gewissensbissen gequält auf dem Krankenbette ihm eine bedeutende
Summe einhändigte, um welche er durch falsche Rechnungen den Na-
bob gebracht hatte. Der Vorfall machte großes Aufsehen, konnte aber
auch den Nabob nicht zu einer günstigeren Entscheidung wegen Tan-
jour bewegen.

Schwarz war rathlos, wie er ohne Versammlungslocal die
Gemeinde dort pflegen sollte. Da kam Hülfe von dem, welcher Wege
allerwegen hat und dem es an Mitteln nicht fehlt. Eine außeror-
dentliche Theuerung, welche vom Nabob noch künstlich gesteigert wurde,
bewog einen frommen Ingenieur-Major Stevens, in Tanjour eine
Versorgungsanstalt für etwa dreißig Arme zu gründen, und das auf
dem zu diesem Zweck gemietheten Platz befindliche Haus ließ der
fromme Officier gleichzeitig zu einem Bethause herrichten. So wurde
zeitweilig der größten Noth abgeholfen. Der Zuwachs der Gemeinden
war gerade in diesen kümmerlichen Jahren ein ganz außerordentlicher,
nach einem Briefe an Sorge taufte und recipirte Schwarz im Jahre
1774 fünfhundert Seelen, und auch im folgenden Jahre war Tauf-
unterricht bald an diesem, bald an jenem Orte seine Hauptbeschäfti-
gung. Er gesteht offen, die meisten seien blos aus Hungersnoth
gekommen, und er habe es nicht übers Herz bringen können sie weg-
zuweisen. Unter den Hinzugekommenen befanden sich auch nicht
wenige aus den höhern Geschlechtern, und grade in jenen trüben Ta-
gen begann die eigentliche Sammlung von vorwiegend aus Sudras
bestehenden Landgemeinden, die in ihrem Kern unter allen Anfechtun-
gen bis heute der lutherischen Kirche treu geblieben sind. Außere
Noth und Anfechtung hatten sie zuerst auf das Wort merken gelehrt,
wie auch eine alte Frau zu Schwarz sagte, als er über unlaute
Absichten der Herzukommenden klagte: „Herr, da wir fett waren,
haben wir eure guten Lehren aus der Acht gelassen. Nun hat uns
der Herr Jesus mager gemacht, aber zu dem Zweck, daß wir hören
und den Unterricht annehmen mögen.“ Es war eine Zeit stiller auf-
bauender Gemeindegarbeit, da die abgünstige Gesinnung des Nabobs
nach dem Sturze von Tanjour ihn jeglichen Einflusses auf die staat-
lichen Verhältnisse beraubt hatte. Den armen König von Tanjour
durfte Niemand, nicht einmal der dortige Gouverneur besuchen. Das
auf die Straße gehende Fenster seines Gefangenzimmers wurde ver-
mauert. Die ärmsten seiner Unterthanen konnten in ihrem Unglück

das Evangelium hören, ihm war auch dieser Trost versagt; gewiß sonst ein Trost auch für ihn, denn wie stand er einst der Wahrheit so nahe! Schwarz erfuhr in jener Zeit aus zuverlässigem Munde, daß der König vor der unglücklichen Katastrophe seine höchsten Diener zusammengerufen und ihnen erklärt habe, ein Christ werden zu wollen. Aber sie hätten ihm einmüthig Vorstellung gethan, wie seine Verfahren beim Dienst der Götter glücklich gewesen wären, und ihn wieder abgeschreckt. Nun waren ihre Glücksprophezeiungen zu Schanden geworden, vielleicht daß jetzt in der Trübsalshitze und in der Stille der ausgestreute Same des göttlichen Wortes aufgehen wird.

Schwarz hat uns aus dieser Zeit verhältnißmäßiger Stille und Zurückgezogenheit nicht viel berichtet. Er fühlte schon seit drei Jahren eine merkliche Schwäche der Augen, eine Folge des starken Sonnenglanzes, welchem sie auf seinen vielen Reisen ausgesetzt waren. Er mußte daher dunkelgrüne Brillen tragen, und er bemüht sich in vielen Briefen angelegentlich, passende Sorten von Europa zu erhalten. Er konnte es nicht mehr vertragen, eine Stunde ohne Unterbrechung zu lesen und zu schreiben. Seine Berichte und Briefe, wie er sonst gethan, Abends oder in der Nacht zu schreiben, konnte er gar nicht mehr sich beifallen lassen. Daher werden die Berichte von Jahr zu Jahr kürzer und der Briefe weniger. Doch wird ihn grade dies vorliegende Buch als einen noch bis ins hohe Alter fleißigen Briefschreiber documentiren. Um so mehr konnte er sich in jener Periode der Erziehung des jungen John Kaspar Kohlhoff widmen, eine Arbeit, welche der Mission den reichsten Segen bringen sollte. Es ist lieblich zu sehen, wie er es sich nicht verdrießen läßt, den Knaben in den ersten Anfängen zu unterrichten und Schritt für Schritt zum Gehülfen auszubilden, mit welchem Interesse er den Eltern von dessen Fortschritten berichtet. Ueber den zwölfjährigen Knaben schrieb er nach vierjährigem Unterricht dem Vater einmal: „Ich sehe an John keine üblen Zeichen. Er könnte schon jetzt als Schreiber gebraucht werden, wenn man ihn in die Hände der Weltmenschen geben wollte. Ob er aber ins künftige die Armuth und geringen Umstände lieben und Christum mit Verläugnung seiner selbst verkündigen wird, oder ob er eine andere Lebensart erwählen wird, davon kann man, da er noch ein Kind ist, unmöglich mit Gewißheit etwas urtheilen. Ich will ihm wenigstens dazu Anleitung geben. Man sieht es deutlich, wie schwer es hält, Missionare zu finden. Gott bereite ihn und andere

zu heiligen Gefäßen.“ So oft er Tritschinopoli verlassen mußte, empfahl er seinen John der aufmerksamsten Aufsicht seiner englischen Freunde, besonders dem Arzt Dr. Duffin und seiner edlen Frau, und lenkte auch von auswärts durch Briefe dessen Arbeiten und Studien. Einige dieser Briefe, welche von seiner Weisheit in der Erziehung und seiner eigenen kindlichen Gesinnung Kunde geben, sind von dem Sohn dieses seines Schülers veröffentlicht worden *). So ein außerordentlicher Kinderfreund Schwarz auch war **), kann ihm doch nicht verdacht werden, wenn er erklärte, er könne solche Last und Aufgabe nicht zum zweiten Male auf sich nehmen, und wenn deshalb Klein seinen ältesten Sohn nach Europa schicken mußte.

Außer den Kahlhoff'schen Kindern wandte er besonders den nachgelassenen Waisen seines Freundes Wood seine Liebe zu und schrieb ihnen zahlreiche kleine Briefe, deren einige sein englischer Biograph veröffentlicht hat. Wir heben nur eine Stelle heraus, in der er auf seine eigene Jugend zurückblickt: „Als ich in meinen jüngern Jahren singen lernte, so konnte ich mir nicht vorstellen, was ich je für einen Gebrauch von der Singkunst werde machen können; und siehe, jetzt kommen die malabari'schen Kinder jeden Morgen und Abend zum Gebet bei mir zusammen, und ich lehre sie ihrem Erlöser Loblieder singen. Jede Woche lernen sie ein Lied singen, denn sie sind sehr träge, und es macht mir Freude, daß ich sie im Singen unterrichten kann. Alles, was wir lernen und treiben, kann für uns und für andere nützlich werden.“ Ähnlich blickte er auf sein eignes Studium zurück, wenn er, als John Kahlhoff das Griechische begann, ihm bezüglich der Neutestamentlichen Exegese schrieb: „Sei überzeugt, daß du nach zwanzigjährigem Studium stets etwas finden wirst, was du vorher nicht beachtet hast, und so noch weiter bis ans Ende deines Lebens“ und ein andermal: „Daß du die Kirchengeschichte liest und Bemerkungen darüber machst, ist höchst nützlich. Die Kirchengeschichte ist ein Commentar über die göttliche Vorsehung und die Sünden der Menschheit.“

*) Herr Missionar Kahlhoff in Crungalore bei Tritschinopoli hat die Freundlichkeit gehabt, mir das von ihm im Madras Quarterly Missionary Journal 1851 und 1852 veröffentlichte »Memoir of the Rev. John Caspar Kahlhoff« als Andenken zu überlassen. Es wird im Folgenden weiter benutzt werden.

**) Der alte Vater Kahlhoff erzählt z. B. von seinem zweiten Söhnchen Elias Gobanus, der im dritten Jahre schnell starb: „Es war ein lieblich Kind. Herr Schwarz hatte ihn sehr lieb und sagte zu ihm: Liebes Kind, du mußt ein Landstreicher werden.“

Diese Aeußerungen mögen uns Veranlassung werden, über Schwartzens wissenschaftliche Befähigung und wissenschaftliche Arbeiten einige Worte zu sagen, da grade auch in dieser Zeit seine einzige größere Arbeit zum Druck befördert wurde. Während man vielbeschäftigten hohen Kirchenbeamten nicht zuzumuthen pflegt, ihre wissenschaftliche Bildung durch gelehrte Werke zu erweisen, hat man sich berechtigt geglaubt, an Schwarz, der allerdings nicht den Titel, aber doch Kraft und Werke eines Bischofs hat, mit solchen Ansprüchen herantreten zu dürfen, und in dieser Beziehung abschätzig über ihn geurtheilt. Seine Anlagen und Kenntnisse seien nicht sehr hervorragend gewesen und von gründlichem Studium der tamulischen Literatur fänden sich wenig Spuren *).

Professionell hat er sich nie auf schriftliche Arbeit gelegt **), wohl aber stets reges Interesse daran genommen und auch gelegentlicher Mitarbeit sich nicht entzogen. Einer solchen Arbeit gedenkt zufälliger Weise Gerike im September 1769. Er war früh zur Heidenpredigt ausgegangen und wollte nach seiner Gewohnheit zum Schluß einen Tractat reichen: „Hierauf zog ich ein Büchlein aus der Tasche, es war eben die Erklärung des Vater Unfers (dies ist, wie ich höre, die Uebersetzung der Erklärung des Herrn Hofprediger Ziegenhagen,

*) British India in its relation to the decline of Hindooism and the progress of Christianity by the Rev. William Campbell Missionary to India. London 1839. Dort wird p. 161 folgende Charakteristik gegeben: »What an example to devoted missionaries is Father Swartz! I do not regard his talents and acquirements as very extraordinary, but his piety was fervent, his diligence was indefatigable, his labours were incessant, his love to souls was intense. Very deep were his sympathies with the people and great was the benevolence of his heart. Money had no charms for him.« Durch die vorliegende Leistung hat der Verfasser jenes Werkes seine Competenz zu einem Urtheil über wirklich wissenschaftliche Befähigung nicht gerade erwiesen. Dr. Gundert substantiirt Baseler Mag. 1868 p. 231 sein Urtheil aus Schwartzens Dialogen, die uns leider abhanden gekommen sind. Vielleicht wird nach unsern Mittheilungen dieser gelehrte Missionshistoriker sein Urtheil gern modificiren.

**) Er dachte von seiner Befähigung zu schriftlicher Arbeit äußerst bescheiden. So schreibt er an Freund Sorge als Einleitung einer Schilderung seiner ersten Reise nach Palamtotta: „Auf der ganzen Reise hätte ich Dich bei mir zu haben gewünscht. Deine nette Feder und Deine zum Schreiben fertige Hand würde eine vortreffliche Beschreibung von der natürlichen Lage und den Seltenheiten des Landes geliefert haben. Von mir aber vergleichen zu erwarten würde ebenso flug sein als zu hoffen, daß ein Rahmer geschwinde laufen wird.“

die der selige Herr Missionarius Wiedebrodt und unser Bruder Schwarz gemacht haben)*). Dies wäre also eine Frucht des Trankebarschen Stillschweigens. Wie schon früher erwähnt, nannten die Trankebarer principiell keine Namen, nur einer späteren Indiscretion Gerike's danken wir diese allein stehende Notiz, welche aber den weiteren Schluß sehr nahe legt, daß Schwarz zu Trankebar auch anderes in diesem Fach gearbeitet hat. Auch ist uns ja schon überliefert, daß er damals mehrere Jahre die einheimischen Werke gründlich studirte. Möchte nun unsere Notiz die Anregung geben, dem hier genannten Tractat weiter nachzuspüren, zumal es ja im Tamulischen über das Gebet des Herrn so wenig giebt**). Die übersetzte Schrift trägt im Deutschen den Titel: „Kurze Erklärung des Gebets des Herrn oder des Vater Unfers. London 1750.“ Es ist die älteste Ziegenhagensche Schrift, und Schwarz erhielt sie während seines Londoner Aufenthalts vom Verfasser als Andenken.

Daß Schwarz und Wiedebrodt viel gemeinsam in Drucksachen gearbeitet haben, läßt sich auch psychologisch aus der Art und Weise schließen, wie Schwarz in einem Brief vom 30. März 1768 über Wiedebrodt's Tod sich ausläßt, daß die Druckerei sehr darunter gelitten. Er wisse aus vielen erfreulichen Beispielen, wie großen Segen die Vertheilung von Büchern habe. Eine Sendung tamulischer Bücher von Trankebar sei ein wahrer Schatz, mit dem sehr sparsam und behutsam umgegangen werden müsse. Oft, oft wünsche er, die Hauptbücher würden in Halle gedruckt. Dann fährt er noch weiter mit Klagen und Vorschlägen fort: „Wenn der Druck voller Klege ist, daß die Leute, ehe sie es lesen können, buchstabiren müssen (wie es sonderlich in den vier Evangelisten ist), so verlieren sie alle Lust zu lesen. Es ist mir eingefallen, ob es nicht dem Werke Gottes allhier sehr dienlich wäre, wenn zu dem Zweck einer von den unverheiratheten Missionaren zurückginge, den Abdruck der nöthigen Bücher zu besorgen, bei welcher Arbeit auch einige Studiosen zu dem Werk allhier könnten zubereitet werden. Vielleicht würden sich auch manche williger finden lassen, den Ruf hieher anzunehmen, wenn sie die eigentliche Beschaffenheit der Sache wüßten. Indessen füge ich bei diesem meinem unvorgreiflichen Gedanken von Herzen hinzu: Dein Wille o Vater im Himmel geschehe!“

*) Neuere Hall. Nachr. I. p. 382.

**) Rhenius ließ in den zwanziger Jahren zu Ragercoil eine kurze Erklärung drucken.

Man erkennt sogleich, wie fein eigener Lebensgang ihm solche Gedanken nahe gelegt hat. Natürlich mußte der zurückkehrende, in Europa ohne Hülfe von Eingebornen tamulisch arbeitende Missionar seinen alten Lehrer Schulze an sprachlicher Tüchtigkeit übertreffen. An wen mag er nun mit diesem Vorschlage gedacht haben? Der eben erst angekommene Gericke konnte selbstverständlich nicht in Betracht kommen, es blieb also nur er selber und Fabricius übrig. Trotz der einmal blitzartig erschienenen und verschwundenen Heimkehrsgedanken, gestattete die ganze Lage der westlichen Stationen ihm nicht wohl, sich selbst für abkömmlich zu halten. Ganz anders lag die Sache mit Fabricius: Madras konnte zur Noth bis zur Ankunft eines jüngern Gehülfen von Breithaupt allein versehen werden und Fabricius' herrliche Gaben konnten ohne eine Druckerei an Ort und Stelle in Indien nicht zur Geltung kommen. Der Plan war nicht unpraktisch und wäre vielleicht trotz der ersten abweisenden Hallenser Resolution dennoch ausgeführt, wenn nicht Fabricius seine ihm von der Regierung überlassene Druckerei endlich in Gang gebracht und ohne die in Trankebar üblichen Unterbrechungen in Gang erhalten hätte. Seltsam und dunkel bleibt es allerdings noch, wie dieser Vorschlag noch gemacht werden konnte, nachdem die Presse in Madras schon einige kleinere Tractate geliefert hatte. Möglicher Weise hatte Schwarz noch keine Kenntniß davon, da Fabricius so außerordentlich zurückhaltend mit Mittheilungen über seine Arbeiten war. Später begegnen wir vielfachen Spuren in den Berichten von Tritschinopoli und Tanjour, wie eifrig dort die Madras-Ausgaben benutzt wurden, sollte doch die neue Druckerei bald auch von Schwarz selbst Beschäftigung erhalten.

Im Herbst 1771 übersandte Archidiaconus Congreve, ein hoher anglikanischer Geistlicher in Irland und Mitglied der Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung christlicher Erkenntniß, dieser Gesellschaft hundert Pfund Sterling, damit Schwarz dafür ein Buch von Leslie (die Wahrheit des christlichen Glaubens in einem Dialog mit einem Deisten erwiesen) ins Tamulische überseze und drucken lasse. Die Societät erwiderte, daß von einer Uebersetzung des Buches keine guten Erfolge zu erwarten stünden, es sei für die Fassungskraft der Inder zu hoch und behandle eine Controverse, der die Inder der Gegenwart und hoffentlich auch der Zukunft völlig fern ständen, und brachte dafür Bischof Wilsons Unterricht für die Inder in Vorschlag. Congreve bat, man möge Schwarz selbst entscheiden lassen. Im Februar 1773 lief dann auch, gelegentlich einer Dankagung für andere zweihundert Pfund, welche fast gleichzeitig ein Geistlicher Namens Thomas

aus Blackheath für Schwarz hatte einzahlen lassen, von diesem das Versprechen ein, er wolle baldmöglichst unter Gottes Beistand Congreve's Plan ins Werk setzen *). Er dachte also höher von den geistigen Fähigkeiten der Tamulen und anders über ihre gegenwärtigen Bedürfnisse. Am 23. September 1775 kam er dem Hofprediger Ziegenhagen melden, daß er zur Erfüllung von Congreve's Verlangen in sieben Gesprächen die christlichen Lehren nach des Herrn Hofpredigers summarischem Abriß der christlichen Religion **) vorgestellt und alsdann im zweiten Theil des Büchleins auch Gesprächsweise den Beweis der Göttlichkeit der heiligen Schrift gegeben und dabei auch Leslie's sogenannte vier Regeln gegen die Deisten angeführt habe. Fabricius werde es in Madras abdrucken. Von Madras schreibt dann Fabricius seinem Hallenser Bruder am 20. August 1776: „Nun muß ich berichten, daß ein tamulischer Tractat hier auf des lieben Bruder Schwarzens Begehren, wovon er den Aufsatz gemacht und mir zur Revision überlassen, zu drucken angefangen worden, welcher ziemlich stark ist. Der Inhalt und Zweck ist, die Göttlichkeit der christlichen Religion den Heiden recht vorzulegen.“ Im nächsten Jahre wurde es vollendet, wenige Jahre darauf muß in Trankebar eine zweite Auflage erschienen sein. Die Tractat-Gesellschaft zu Madras veröffentlichte es wiederum 1826, und 1832 einen kleinen Auszug über die Versöhnungslehre ***). Die von Schwarz selbst gefertigte Uebersetzung ins Marattische, von der später zu reden, ist niemals gedruckt, und es ziemte sich wohl eine Nachforschung, ob sie sich

*) An Abstract of the Annual Reports and Correspondence of the Society for Promoting Christian Knowledge etc. London 1814. p. 116. 117. 153. 154.

**) Pasche ließ 1776 in London eine neue vermehrte Auflage drucken. In der Aufzählung der Ziegenhagenschen Schriften in der Vorrede zum zweiten Bande der Neuen Hall. Missionsberichte p. XXII ist dieser Arbeit gar nicht gedacht.

***) Schwarz hatte auf Drängen von London aus auch eine englische Uebersetzung versprochen, nahm aber bedenklich das Versprechen wieder zurück: „In einem meiner vorigen Schreiben habe versprochen das Büchlein, so auf des Archdeacon Yardley's [?] Verlangen und Kosten (welches Geld aber Herr Fabricius auch weggegeben) drucken lassen, ins Englische zu übersetzen. Ich fürchte aber, daß eins und das andere der Societät partiisch vorkommen möchte. Ich erinnere mich, daß da die Missionare den portugiesischen Katechismus der Societät gesandt, wegen der in der lutherischen Kirche gewöhnlichen Abtheilung der zehn Gebote eine große Unruhe entstanden.“ Vgl. Ziegenbalg und Plütschau p. 199—200.

Germann, Chr. Fr. Schwarz.

noch erhalten hat und der an christlicher Literatur wahrscheinlich armen Sprache wieder gewonnen werden könnte. Auch der neueste Recensent des Buches *) giebt ja zu, daß es den rechten Ton getroffen habe, obwohl die Berücksichtigung der heidnischen Ansichten weder sehr reichhaltig und eingehend, noch ihre Widerlegung besonders schlagend sei.

Da, wie gezeigt, dies Werk keine Originalarbeit von Schwarz ist, wird er selbst von dieser Kritik auch nicht anders betroffen, als daß man ihm seine große Vorliebe für die Ziegenhagenschen Schriften vorwerfen könnte. Und in der That, wie groß diese Vorliebe gewesen, bezeugen zahlreiche Stellen seiner Briefe, namentlich eine Aussprache kurz nach dem Ableben des zweiundachtzigjährigen Greises vom 21. Januar 1777, in der er sich auch über die rationalistischen Werke der inzwischen angebrochenen Aufklärungsperiode ausspricht: „Besonders ist mir sehr erfreulich, daß Sie die wichtigen Manuscripte des sel. Vater Ziegenhagen haben und der christlichen Kirche communiciren werden. Es ist zu wünschen, ja zu hoffen, daß viel Gutes daher entstehen werde. Viele Stücke, so unter den Christen Streit und Zwietracht erregt, sind von dem sel. Manne so deutlich und überzeugend erklärt worden, daß diejenigen, so die Wahrheit lieben und ernstlich suchen, viel Vergnügen und Befestigung im Glauben daraus erhalten werden. Der Gnädige sei seiner armen Kirche gnädig und lasse sein Licht recht helle scheinen. Es ist fast ärgerlich, wenn man die neuen Schriften, so nun publicirt werden, liest und mit Schmerzen bemerkt, daß die Quelle alles unsers Friedens, Kraft und Lebens, ich meine die evangelische Lehre von der Büssung und Versöhnung Christi, vom Glauben an den Herrn Christum u. s. w. so gar traurig mag erklärt werden, daß fast nichts übrig bleibt als die Pflichten nach den zehn Geboten. Gott erbarme sich und schaffe Hülfe in Zion!“ Klagworte, die leider in der Gegenwart, wo die kirchlichen Verhält-

*) Dr. Gundert in Bas. Mag. 1868. p. 231. Anm.

**) Aehnlich klagt er in einem Briefe an Sorge vom 30. October 1778: „Die vielen Anstalten zur Erziehung in Deutschland und in andern Landen sind überaus lebenswürdig. Nur ist zu bedauern, ja zu beweinen, daß das kräftige Evangelium von der Gnade Gottes in Christo nicht mehr so wie vorhin getrieben wird. Lieber, was für Bücher werden jetzt gedruckt, was für Predigten gehalten, was für thörichte, ja unsinnige Pläne zur Erziehung der Kinder werden nicht jetzt gemacht. Freilich hat Gott noch seinen Samen an vielen Orten. Doch muß man bekennen, daß der Kirchen- und Schulacker mit Unkraut fast bedeckt ist. Gott helfe um Christi willen.“

nisse sich nach dem hundertjährigen Kalender, nur in verschlimmertem Grade, zu wiederholen scheinen, wieder laut werden müssen. Für Schwarz bedarf es nach dieser Selbstvertheidigung seiner Vorliebe für Ziegenhagen keiner weiteren Apologie. Es muß doch bei Beurtheilung der vorzüglichsten Männer die Zeitlage in Betracht gezogen werden, und für jene Zeit waren Ziegenhagens Schriften kräftige Speise.

Dem fernern Urtheil des Recensenten, Schwarz sei überhaupt kein besonderer Freund des Schreibens gewesen, muß was persönliche und amtliche Correspondenz betrifft, entschieden widersprochen werden. Obwohl ihn viele Jahre hindurch sein Armleiden und in den letzten 25 Jahren Augenschwäche sehr behinderten, war er doch ein so eifriger Correspondent, daß vielmehr zu sagen ist, schriftlicher Verkehr mit Freunden, ja mit kleinen Kindern war ihm Erholung in seiner Arbeitslast und Ersatz des Familienlebens, nur daß die amtliche Arbeit stets dieser Erholung vorging. Er war auch ein Mann von sehr vielseitiger und gründlicher Bildung, der fließend in sieben Sprachen redete und predigte, der wie kein anderer Missionar darauf aus war, nicht nur schnell die neuesten wissenschaftlichen und praktischen Werke zu erhalten, sondern der auch bis ins späteste Alter den hebräischen und griechischen Grundtext seiner Bibel eifrigst studirte, und dem es tief zu Herzen ging, daß er in Tritschinopoli nicht so viel Zeit wie in Trankebar auf das Lesen der Schrift verwenden konnte. Daß ihm nicht mehr Zeit zum Studiren bleibe, beklagt er oft und eindringlich z. B. am 12. Januar 1776 nach Halle: „Es wird mir schwer, auch nur einige Zeit zum Studiren auszufinden. Indessen denke an das, was der sel. Francke geschrieben: Wenn man sich nicht zu Tisch zu setzen Zeit hat, so nimmt man hie und da ein Stücklein in den Mund und wird doch auch satt. Nach der Arbeit wird sich's wohl ruhen.“

Darnach kann man nicht erwarten, von Ausarbeitung und Herausgabe weiterer Schriften zu hören, es müßten denn Aufzeichnungen sein, die er unmittelbar in Ausübung seines Berufs zu machen veranlaßt gewesen. Der Verfasser erinnert sich deutlich einer Notiz, die er irgendwo von einem ältern Missionar gelesen, welcher in der Tanjournschen Missionsbibliothek Manuscripte von Schwarz gesehen zu haben berichtet. Die Familie des bekannten Poeten Wedanaichen zu Tanjour, eines Schülers von Schwarz, will von seiner Hand eine Kirchengeschichte, Commentare zur Offenbarung und Heilsordnung wie auch Predigten besitzen. Leider wurde der Verfasser durch Verhältnisse an einem wiederholten Besuche Tanjourns verhindert und

schriftliche Nachfragen haben zu keinem Ergebniß geführt. Auf tamulische Angaben allein ist ja freilich nicht viel Verlaß, und es könnten jene angeblichen Manuscripte auch nur Nachschriften von Wedanaichen sein, dennoch müssen wir wiederholt unserer Ueberzeugung Ausdruck geben, daß wenn auch nicht speciell zum Druck vorbereitete Manuscripte, doch mindestens authentische Dictate vorhanden waren. Möchten doch diese Zeilen zu einer nochmaligen gründlichen Nachsuchung veranlassen. Leider ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß nebst andern alten Missionspapieren auch die Original-Manuscripte von englischen Missionaren verbrannt oder auch an andere Orte verschleppt sind, wie z. B. ein von dem Verfasser zur Herausgabe der Evangelienpredigten von Fabricius gebrauchtes und ursprünglich der Missionsbibliothek zu Tanjour gehöriges Manuscript in Palamkotta sich fand. Zur Kirchengeschichte hat Schwarz sich wiederholt und angelegentlich Hülfsmittel aus Deutschland verschrieben, sie bildete stets einen Lieblingsgegenstand seines Unterrichtes und seiner Unterredung. Die Offenbarung Johannis beschäftigte ihn immer und immer wieder. Gegen seinen Freund Chambers spricht er sich einmal in köstlicher Weise über das Sendschreiben an den Engel der Gemeinde zu Ephesus aus, ihm meldet er auch im Januar 1773, daß er auf Begehren einiger tamulischer Jünglinge in den Morgen- und Abendandachten die Offenbarung erklärt habe und schließt seine Mittheilung: „Wie herrlich sind doch die Verheißungen, welche Jesus seiner Gemeinde gegeben hat, um ihr zur treuen Vollendung ihrer Pilgerbahn Muth zu machen.“ Daß er die Offenbarung zeitgeschichtlich aufgefaßt und z. B. Beziehungen auf den Muhamedanismus darin gefunden hat, sei nur schließlich noch bemerkt. Zu einer gründlichen Widerlegung der Zweifel an Schwarzens wissenschaftlicher Tüchtigkeit würde eine Darlegung seiner ganzen Theologie nöthig sein. An Material dazu fehlt es nicht und des Interessanten ließe sich Manches bieten, aber eine Bearbeitung des schon vorliegenden Materials liegt jetzt außerhalb unserer Aufgabe.

Die Zeit für ruhige wissenschaftliche Arbeit ging glücklicher Weise früher zu Ende, als zu erwarten war. Mit Anfang 1776 *) trat eine Wendung in den Verhältnissen zu Tanjour ein, welche mit einem Male Schwarz wieder zu großer politischer Thätigkeit hervor-

*) Zur Geschichte der Jahre 1776 und 1777 folgen im Anhange einige bisher nicht gekannte Briefe in ungeändertem Abdruck.

rief. Die Entthronung des Königs war in England sehr gemißbilligt worden, und die Directoren beschloßen Tanjour zu restituiren und zu dem Ende Lord Pigot als Gouverneur nach Madras zu senden. Die Ankunft dieses früheren „ruhmwürdigen“ Gouverneurs im December 1775 wurde von den Missionaren und vom ganzen Volk mit großer Freude vernommen, vom Nabob und einer interessirten Partei des Raths dagegen desto unlieber gesehen.

Als Schwarz im nächsten Januar von der neuen Wendung der Dinge die ersten dunkeln Gerüchte vernahm, brach er sogleich mit Missionar John, der grade zu kurzem Besuch bei ihm weilte, nach Tanjour auf und war demnach schon gegenwärtig, als am 9. Februar die muhamedanische Besatzung von einer englischen ersetzt wurde. Am folgenden Tage mußte er den englischen Obersten Harper zum gefangenen König begleiten und den Brief des Gouverneurs überreichen, welcher die Wiedereinsetzung ankündigte, auch die Abfassung des Dankschreibens wurde ihm übertragen. Eigentlich hatte er vorgehabt, am 9. Februar wieder in Tritschinopoli zu sein, und den nach Trankebar zu Besuch seiner Eltern entlassenen jungen Kahlhoff demgemäß instruirt. Statt dessen kamen nun Briefe andern Inhalts: „Herr Schwarz winkt uns zu helfen und das Netz zu ziehen. Weil es ihm unmöglich wäre von Tanjour zu gehen, er gerne im Trüben fischen will und eine Kirche daselbst zu bauen bringet, so bittet er, daß einer aus uns eilend nach Tritschinopoli reisen und die schwarzen Lämmer weiden sollte. Es wird wohl wieder Herrn John treffen, der auch willig ist.“

Schwarz sucht nach eigenem Ausdruck also im Trüben zu fischen, und zwar bemüht er sich einen großen Fang zu thun. Der Person des Königs hat er nach allen Briefen seine ganze Aufmerksamkeit zugewandt, er bezeugt offen seinen Unwillen, als der Raja im Eingang des Dankschreibens dem Gotte Rama die große Umwälzung zuschreibt und bewirkt eine Aenderung. Der Raja that Bekenntnisse, wie sie einst aus Nebucadnezars Munde gekommen, bereuete des Missionars frühere Rathschläge nicht befolgt zu haben, aber dem Drängen auf gründliche Demüthigung vor Gott hielt er doch wieder entgegen, er sei nun einmal ein Duniadar, ein Weltmann. Er fand selbst heraus, daß eine große Aehnlichkeit zwischen den Geschichten Josephs und Christi sei und feierte doch auch wieder heidnische Feste mit großem Pomp. Weil Pigots Ankunft sich bis in den April verzog, hatte Schwarz oft Veranlassung vorher den Fürsten zu besuchen und ihm zuzusprechen, ja er lernte eigens deshalb die dem Könige geläufige Sprache, die

marattische. In Folge eines Sturzes mit dem Pferde hatte er nämlich eine bedeutende Contusion am rechten Knie erlitten und mußte sich inne halten. Da legte er sich frisch auf die Hofsprache, fing auch an mit Hülfe eines Brahmanen seine Dialoge ins Marattische zu übersetzen und hatte später die Freude, sie fleißig vom Fürsten gelesen zu sehen. Aber wenn einmal guter Same ausgestreut war, so kamen alsbald die Vögel des Himmels, die Umgebung des Königs, und nahmen das Wort von seinem Herzen. Ja die Christen selbst wirkten dazu und nicht am wenigsten Lord Pigot, dessen Maßnahmen und Reden geradezu dem Götzendienste zu neuer Blüthe und Pflege verhalfen. Der Gouverneur erklärte wiederholt, er sei nicht zur Veränderung der Religion gesandt, sondern um dem Könige sein Land zurückzugeben, wozu Schwarz bemerkt, es bleibe allemal ein großer Unterschied zwischen der Veränderung der Religion eines Landes mit Gewalt und zwischen dem Gebrauch weiser Mittel. Blieb etwa doch noch ein Samen Korn und wollte aufgehen, so erstickten es vollends Wollust und Trunksucht, denen der Raja sich wieder ergab. Da wurde ihm plötzlich eine eindringliche Warnung über die Vergänglichkeit irdischer Macht gegeben. Lord Pigot wurde von der Majorität des Raths im August 1776 überfallen und gefangen gesetzt und starb nach achtmonatlicher Haft. Der Raja erschrak sehr, aber Versicherungen des neuen interimistischen Gouverneurs beruhigten ihn wieder, und diese politische Katastrophe hatte zunächst nur die ungünstige Folge, daß sein wohlthätiger Umgang mit Schwarz eine Zeitlang aufhörte. Wie dies gekommen, erzählte Schwarz in einer vertraulichen Mittheilung, die zugleich zeigt, daß in Tanjour keine wichtigen Ereignisse mehr vorfielen, in welche nicht der einfache Missionar von der einen oder der andern Partei hineinzuziehen versucht wurde: „Diejenigen Rathsherren, so wider Lord Pigot waren, standen auf des Nabobs Seite und drangen folglich darauf, daß der König von Tanjour eine große Summe Geld an den Nabob erlegen mußte. Dies verursachte einen Streit, der König wollte nichts bezahlen, wozu ihn Lord Pigot ermahnet. Kurzum, es ist bisher nichts als Zänkerey gewesen, welche auf mancherlei Weise unterhalten worden. Weil nun diejenigen Rathsherren, welche Lord Pigot im Gefängniß hielten, wußten, daß der König von Tanjour zu mir einiges Zutrauen hatte, so schrieben sie an mich, daß ich mit dem König reden sollte, welches ich aber höflich abschlug als eine Sache, die mich von der Führung meines Amtes gar zu weit abführen würde. Dies ist die Ursache, daß ich den König in sechs Monaten (d. d. 25. Sept. 1777) nicht gesprochen.

Der arme König aber geht mehr und mehr in Schwelgerei und andere Fleischesküste hinein.“

Wie die Hoffnungen auf die Person des Königs vereitelt wurden, so waren auch in anderer Richtung die Fortschritte nicht so schnell. Ein Wohnhaus hatte Schwarz zwar vom Raja geschenkt erhalten und sich in Stand setzen lassen, aber mit einem Kirchbau stand es viel länger an, und das von Major Stevens erbaute Armenhaus mußte provisorisch noch immer als Kirche dienen. Auf diese äußern Dinge kam freilich für die kleine Christengemeinde in Tanjour nicht mehr viel an, wenn nur eine englische Besatzung dort blieb, denn mit deren Bleiben war auch im Wesentlichen Schwarzens Bleiben entschieden. Tritschinopoli hatte unter den veränderten politischen Verhältnissen nicht mehr die alte Bedeutung, dennoch war selbstverständlich die geistliche Versorgung der dortigen Christen und eine angemessene Vertretung für Schwarz eine Herzensangelegenheit. John passirte denn auch schon Mitte März 1776 auf der Reise nach Tritschinopoli durch Tanjour, wo er Schwarz in Folge des am Tage vorher erlittenen Sturzes mit dem Pferde so schwach fand, daß er sich von einem Ort zum andern mußte tragen lassen. Erst am 1. Mai konnte derselbe nach Tritschinopoli kommen, den jungen Freund persönlich dort einzuweisen. Aber als sollte Tanjour diesmal von dem Besuch durchaus keinen Nutzen haben, mußte er selbst einer Brustkrankheit wegen zehn Wochen in Tritschinopoli sich legen, und einen Monat darnach Mitte August wurde John schon wieder nach Trankebar zurückgerufen — doch aus einer freudigen Ursache, welche für die Zukunft andauerndere Hülfe versprach, nämlich um die neuankommenden Missionare Gerlach und Rottler im Tamulischen zu unterrichten.

Der große Mangel an Missionaren hatte endlich die heimischen Freunde zu neuer Thätigkeit angeregt. Von London und Kopenhagen waren schon wiederholt aus Halle neue Missionare erbeten, aber der fromme Director Freylinghausen mußte schmerzlich erfahren, daß der alte Geist bei dem jüngeren Geschlecht in Halle nicht mehr zu finden war. Alle seine Anträge wurden abgelehnt. Es scheint, man wagte nicht mehr recht, nur mit dem Namen Missionar hervorzutreten. So verhandelte der treue Pastor Sorge mit einem jüngern Bruder Johns, der in seiner Nähe als Hauslehrer stand, daß er als Supernumerar für die Lutheraner Ceylons nach Trankebar ginge. Gerlach, ein entfernter Vetter von Fabricius, wurde im Alter von fast vierzig Jahren

aus seiner Vehrerstellung an den Francjeschen Stiftungen berufen, um in Trankebar für die Kinder der Europäer eine Schule anzulegen, mit Mühe und Noth wurde er nur zur Annahme des Charakters als Missionar vermocht. Dafür schien im Südwesten Missionsinteresse zu erwachen; als schier in Halle schon alle Hoffnung aufgegeben war, lief von einem ungenannten Freunde ein Schreiben ein, welches auf Straßburger Studenten aufmerksam machte. Der 1773 für Kalkutta berufene Diemer, von dem allerdings die Mission nicht viel Frucht gehabt hat, war ja auch ein Elsäßer und hatte außer in Halle auch in Straßburg studirt. Durch Vermittlung des dortigen Prof. Lorenz nahm dann auch endlich der Candidat Johann Peter Kottler, ein geborner Straßburger, die Berufung als Missionar an.

Die Sache mit Gerlach war gleich bei seiner Berufung gründlich verfahren, sein Schulplan fand vielen Widerspruch, und er zeigte sich nicht befähigt, die Hindernisse zu überwinden und etwa zunächst klein anzufangen. Schwarz, in der liebenswürdigen Weise, mit welcher er stets der Neulinge sich annahm, ging am meisten noch auf seine Gedanken ein. Bei einem Besuche zu Anfang Februar 1777 hatte er eine eingehende Unterredung mit Gerlach, über welche dieser referirt: „Der Besuch und eine besondere umständliche Unterredung mit Herrn Schwarz ist mir eine große Erquickung gewesen. Dieser theure zu meiner Bewunderung sowohl als eigenen größten Demüthigung ausgerüstete Mann ist wie die meisten übrigen Brüder für die Schule und hat nachdrücklich für dieselbe geredet. Er erwähnte zugleich, daß unter den englischen Soldaten manche seien, die zum Unterricht in Sprachen wohl gebraucht werden könnten und von den Befehlshabern zu solcher Absicht gern abgegeben werden würden, wie er denn auch selbst zwei derselben an seiner angerichteten Schule gebrauche.“ Schwarz *) wünschte eben ein höheres Schulwesen, welches

*) Aus späterer Zeit vom 20. Oct. 1783 liegt ein Referat über diese Unterredung von Schwarz selber vor: „Herr Gerlach ist auf eine Schuleinrichtung bedacht und will nicht vom Niedrigen den Anfang machen, sondern gleich eine mathematische und astronomische Klasse haben. Ich habe mit dem Bruder in der Stille mit dem größten Nachgeben gesprochen. Allein ich konnte nicht merken, daß er sich überzeugen ließ. Das Elendeste ist, daß er selbst nicht absehen kann, in welcher Sprache er unterrichten sollte; denn Deutsch wird ja hier nicht getrieben, und was Kinder darin verstehen, ist sehr unvollkommen. Folglich muß er und die Kinder erst eine Sprache lernen, worin alle unterrichtet werden. Einige von den Kindern würden nichts als portugiesisch, andre nichts als englisch oder

aber nicht blos europäischen Kindern, sondern auch den Ostindiern und vorgebildeten Eingebornen zu gut kommen sollte. Aber Gerlach vermochte leider die Vorbedingung, welche er stellte, Sprachen lernen nicht zu erfüllen. Deshalb erklärt es sich, daß die meisten Augen auf Gerlach sich richteten, als der mit Diemer zerfallene und selbst altersschwache Kiernander um Hülfe bat. Zunächst wurde König zu einer mehrmonatlichen Recognitionstour nach Bengalen gesandt, und obwohl er höchst ungünstige Nachrichten heimbrachte, ging doch Gerlach 1778 nach Raskutta, und die tamulische Mission war wieder um eine gehoffte Unterstützung gekommen. Seine Schulideen wurden in Trankebar von John aufgenommen, und eben nicht zu Schwarzens großer Zufriedenheit ausgeführt, wie weiter unten zu sehen.

Für die erste Zeit war sogar mit der Ankunft der neuen Missionare für Schwarz ein Verlust verknüpft. Denn auf dem gleichen Schiff mit ihnen kam auch als Gesellschafterin einer englischen Dame ein Fräulein Guldberg aus Jütland heraus, welche bald Johns Herz gewann und noch im selbigen Herbst von ihm heimgeführt wurde. Nun erklärte er sich zwar dennoch bereit, zur Aushülfe auf sechs Monate nach Tritschinopoli zu gehen, aber Schwarz nahm sein Anerbieten nicht an, seine Entscheidung also begründend: „Herr John war ganz Willens wieder zu kommen, er schickte sich auch ganz wohl für hiesige Umstände. Allein er hat sich verheirathet, gleich nachdem er von hier ging, welches seine Reise hieher verhindert. Nicht als ob er nicht wollte kommen — o nein, er ist jetzt so willig als vorher. Allein da ich weiß, daß sein Gehalt nicht hinreicht, eine Familie hier im Lande zu erhalten, so wollte ihn nicht gern in Noth stürzen, welches ihn vielleicht unbrauchbar gemacht haben würde.“

Endlich war es ja auch geglückt, in Deutschland einen Gehülfen für ihn zu finden und in kurzer Zeit mußte er eintreffen. Wieder war von einem Anonymus ein Schreiben eingelaufen, welches den Magister Schöllkopf von Kirchheim unter Teck in Württemberg als Missionar vorschlug. Durch Freunde in Stuttgart wurde demselben die Vocation angetragen, und da er schon in Straßburg mit einem Freunde Rottlers, der sich auch mit Missionsgedanken getragen, für die Mission im Herzen gewonnen war, so gab er bald sein Jawort, besuchte Halle, wurde als für Tritschinopoli bestimmt herkömmlicher

Holländisch sprechen. Hätte er aber sich wollen weisen lassen, so hätte er eine Schule wie Herr John angefangen und wäre von Stufe zu Stufe weiter gegangen, hätte auch alle seine Zeit darauf wenden können.“

Weise in Bernigerode ordinirt und segelte im Januar 1777 von London ab. Auf dem Kap traf er zufälliger Weise einen andern, ihm persönlich schon bekannten neuen Missionar für Trankebar Christian Pohle, den neuen Missionsdoctor Martini*) und den für die Druckerei bestimmten Factor Becker, welche auf einem dänischen Schiff angelangt waren. Das war eine Freude in Trankebar, als am 6. Juni Pohle mit seinen Gefährten eintraf, und zehn Tage später in Madras bei Schöllkopfs Ankunft. Man hatte diesen in Halle als ganz besonders zu Schwarz passend gefunden, wie denn Freylinghausen sehr erfreut nach Tanjour geschrieben: „Sie werden an ihm ein offenes Herz finden, mit dem Sie leicht in eine brüderliche Verbindung zusammenfließen können, wie denn auch einige Freunde, die sich Ihrer werthen Person noch erinnern, einige Aehnlichkeit von Ihnen, wenigstens in gewisser Absicht an ihm bemerken wollen.“ Als bald nach seiner Landung fing er nun unter Fabricius' Leitung und mit Benutzung einer noch handschriftlichen Grammatik desselben das Tamulische an und begleitete die beiden Brüder auf ihren Missionsgängen. Plötzlich erkrankte er am Blutlauf, und schon am 11. Juli beschloß er seine kurze Missionslaufbahn. In seinem Nachlaß fanden die Missionare viele mystische und theosophische Schriften und eigenhändige Manuscripte, auch zwei von ihm selbst in den Druck gegebene Predigten, die eine starke Neigung zu Jakob Böhme, ja selbst zu Swedenborg verriethen, darauf sollte denn auch wohl eines seiner letzten Worte gehen, in seinem Pulte würden die Brüder finden, wie tief, ja allzu tief er in die Barmherzigkeit Gottes eingegriffen habe**). Dieser Mittheilung wird aber auch gleich der Hoffnungsausdruck beigefügt, bei Schwarz würde er ja die beste Gelegenheit einzulenken gehabt haben. Schwarz selbst schrieb damals sehr gefaßt nach Madras: „Wir haben keine Ursache wider den Hausvater zu murren. Auch in seinen Gerichten bleibt er treu und gut. Meine Seele betet dich an, o Gott! auch da du züchtigst. Aber hilf um deines Namens willen.“ Die Brüder zu Trankebar trösteten ihn wirksam dadurch,

*) In Trankebar lebt noch eine Tochter Martini's, eine ehrwürdige Matrone, die alte Frau Missionar Kämmerer, welche als Schwiegermutter des ersten Dresdener (Leipziger) Missionars gleichsam die Verbindung der alten und der neuen Mission repräsentirt.

**) Die Familie in Kirchheim unter Teck soll noch Tagebücher und Briefe aufbewahren.

daß sie ihm Pohle zu überlassen beschloßen, und der neue Bruder willigte mit ganz besonderer Freudigkeit ein.

Wenn in jenen Zeiten noch ein tüchtiger treuer Missionar von Deutschland herausgesandt wird, und den treuen Missionaren ist Pohle ohne Bedenken beizuzählen, so ist fast vorauszusetzen, daß er durch besondere Lebensführungen Gottes für seinen Beruf gewonnen und vorbereitet ist. Und je seltener in jener Zeit solche Persönlichkeiten werden, um so gerechtfertigter ist eine etwas ausführlichere Darstellung solches Lebensganges. Johann Christian Pohle wurde am 9. März 1744 zu Babben in der Niederlausitz geboren, in einem kleinen Kirchdorf der bei der Kreisstadt Luckau gelegenen Herrschaft Drehnau. Er war der älteste Sohn des Schäfers Martin Pohle und bis in sein zwanzigstes Lebensjahr selbst ein Schäfer. Am Confirmationstage zwar hatte er seinem Beichtvater P. Pippack in Drehnau sein Herzensanliegen entdeckt, Geistlicher zu werden, aber war ermahnt unausführbare Wünsche aufzugeben, obwohl der Herr Pastor im Kirchenbuch vermerkte: „Dieser Christian Pohle hat, wie es mir scheint, einen innerlichen Ruf zum Predigtamte.“ Der Vater verwies ihm so hohe Gedanken, einen andern Beruf als den väterlichen gäbe es nicht für ihn. Der stille ernste Jüngling fügte sich mit Thränen; wenn er aber seine Schafe austrieb, geschah es nie, ohne seine Bibel mitzunehmen. In vierjähriger Dienstzeit las er die Schrift nicht nur zweimal durch, sondern lernte auch die schönsten und kräftigsten Stellen wörtlich auswendig. Zu Pfingsten 1763 wurde er bedenklich krank, der Arzt erklärte, er leide mehr am Gemüth als am Körper, und er gestand nun, er denke und träume stets von Büchern, Studiren und Predigen. Nunmehr hielt es der Ortspfarrer für Gewissenssache sich des Jünglings anzunehmen, nahm ihn in sein Haus und theilte sich mit dem Amtsnachbar Paschke zu Großjehser in die Unterrichtsstunden. Christian Pohle arbeitete unter Leitung dieser tüchtigen und frommen Männer so fleißig und mit solchem Erfolge, daß er im April 1766 zu Leipzig das Aufnahmeexamen für die Universität sehr gut bestand. Obwohl sein Vater inzwischen eine etwas einträglichere Stelle als Schafmeister zu Drehnau erhalten hatte, und er als Famulus eines Geistlichen an der Thomaskirche, des M. Degenkolb, zu freier Wohnung noch einige Einkünfte genoß, mußte er doch recht sich durchschlagen, erfuhr aber auch viele Beweise der Fürsorge Gottes in unerwarteten Liebesbeweisen unerkannter Wohlthäter.

Wohl pffissen anfänglich zuweilen andere Studenten ein Schäferliebchen hinter ihm her, aber es war ihm nicht empfindlich, so daß er seinem Vater darüber schrieb: „Dieses Pfeifen erinnert mich allemal an meinen vorigen Stand, damit ich mich meines jetzigen höhern Standes nicht überheben möchte.“ Vor Ende des ersten Semesters waren auch die Pfeifer schon verstummt und liebten den fleißigen und bescheidenen Commilitonen. Nach Vollendung der akademischen Studien wirkte er eine Reihe von Jahren als Hauslehrer im Hause des Oberforstmeisters von Sandersleben in Dahme, von seinen Zöglingen bis in das späteste Alter geliebt und geschätzt als ein „vortrefflicher, gelehrter und frommer Mann.“ Das Del auf der Lampe wollten ihm aber die jungen Fräulein immer nur sparsam zumessen, damit er nicht durch sein übertriebenes nächtliches Studiren — er hatte sich ohne irgendwelche äußere Veranlassung auch mit größtem Eifer auf das Englische geworfen — krank werde. Auf den Dörfern der Umgegend war er ein stets gern gehörter Prediger. Auch der fromme Graf Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode hörte von ihm und berief ihn als Hofkatecheten und war so zufrieden, daß er nach wenigen Wochen an Anverwandte schrieb: „In dem Herrn Pohle habe ich einen sehr gelehrten und, was noch weit mehr ist, einen echt gläubigen und frommen Hauskaplan gefunden.“ Doch vor dem Herrn Grafen war schon der Director der Franckeschen Stiftungen zu Halle auf den frommen Candidaten aufmerksam gemacht worden. Während des Aufenthalts zu Dahme hatte Pohle die Bekanntschaft des Pastors Blasius zu Stöbritz bei Luckau gemacht, eines eifrigen Missionsfreundes, und die Halle'schen Missionsberichte bei ihm gefunden. Im Gespräche bezeugte der Candidat große Freude über die Fürsorge Gottes für die armen Heiden und pries die berufenen Missionare glücklich. Als nun mehrere Jahre hindurch vergeblich nach Missionaren gesucht war, brachte Blasius, jener beifälligen Aeußerungen sich erinnernd, im Jahre 1774 Pohle in Vorschlag. Ehe aber noch eine Anfrage an ihn geschehen konnte, kam die Berufung nach Wernigerode dazwischen. Die Rücksicht auf den Herrn Grafen erheischte nun etwas zuzuwarten, Pohle wurde geprüft und beobachtet, ohne es zu ahnen, und war sehr überrascht, als am 5. August 1775 im Namen des dänischen Collegiums die erste Anfrage bei ihm geschah. Der Graf hätte zwar den treuen Kaplan gern länger behalten, aber die Missionsache stand ihm doch viel höher, fast alle Missionare drüben waren ihm ja persönlich bekannt und mit manchen unterhielt er einen regelmäßigen Briefwechsel, und so erklärte er, er fürchte sich wider Gott zu streiten.

Im Schäferhause zu Drehnau wurde dagegen die erste Ankündigung sehr ungern und mit großer Bestürzung vernommen und zurück geschrieben, Christian möge im Vaterlande bleiben und daselbst ein geistliches Amt abwarten und annehmen. Der gehorsame Sohn entgegnete, auch er habe sich noch nicht entschieden und bis zum März Bedenkzeit erhalten, er bitte herzlich um ruhigere Erwägung. Zum neuen Jahr schrieb er den Seinigen: „Gesezt, in Ostindien wäre ein reicher Vetter von uns gestorben und hätte mich zum Erben seines hinterlassenen großen Vermögens eingesetzt, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich selbst dahin kommen, dortselbst wohnhaft bleiben und Gebrauch von der Erbschaft machen müsse. Sagt doch, was würdet Ihr nun rathen und thun? — Meines Erachtens ist es ein erhabener Beruf, arme Heiden zu bekehren und Gott und Jesu Christo zuzuführen; und hat man ihn nicht gesucht, sondern der Antrag dazu ist ohne unser Zuthun gekommen, so muß man ihn nicht von sich weisen, da hier offenbar Gott seinen Willen ausspricht.“ Nach vier Wochen lief die väterliche Erlaubniß ein, doch mit der Bitte, die Sommermonate im väterlichen Hause zuzubringen. Dies wurde vom Missionscollegium gern zugestanden. Am 1. September hielt er in der Kirche zu Babben vor der sehr bewegten Gemeinde die Abschiedspredigt, dann gab er noch allen seinen Verwandten und Freunden ein Wahl aus gräflichen Mitteln und nahm Abschied für diese Zeit von den bejahrten Eltern, seinem frommen Bruder dem Schäfer Martin und drei Schwestern *). Ueber Halle ging es nach Kopenhagen. Von seinem Zusammentreffen auf dem Rap mit Schöll-

*) Vgl. zu dieser Erzählung „Johann Christian Pohle der Heidenbekehrer in Ostindien von Diak. Förtsch.“ Leipzig 1836. Verlag von C. Günz. Es ist ein nach Art des Campeschen Robinson geschriebenes Kinderbuch. Der Verfasser war in seiner amtlichen Stellung mit Gliedern der Familie Pohle bekannt geworden und hat aus der Familientradition geschöpft. Der dritte Theil enthält in „Briefen und Auszügen aus Briefen, welche der Herr Missionar nach Deutschland an seinen Bruder geschrieben hat“ Mittheilungen über sein amtliches Wirken in Ostindien. Das Büchlein muß in einzelnen Stücken aus den alten Halleschen Nachrichten ergänzt und corrigirt werden. Auch der jüngere Bruder Schäfer Martin ist nach im Halleschen Missionsarchive erhaltenen Mittheilungen ein sehr interessanter braver Mann, der Kopf und Herz auf rechtem Flecke hatte. Als der alte fromme Vater neunzigjährig im April 1795 starb, da circulirte die vom Schäfer Martin dem jüngern verfaßte Nachricht von seiner fröhlichen und seligen Vollendung bei allen tamulischen Missionaren, die Herrnhuter nicht ausschlossen.

kopf und der Ankunft in Trankebar ist schon berichtet, auch daß in Folge von Schöllkopfs Tod und Johans Heirath er — und zwar auf Schwarzens specielle Bitte — als Missionar für Tritschinopoli bestimmt wurde, woselbst er dann Ende September 1777 eintraf.

Pohle's Ueberlassung wurde von den Missionaren zu Trankebar officiell als zeitweilige bezeichnet, doch zweifelte man nicht, die Bestätigung des Missionscollegiums werde sie bald zu einer definitiven machen, auch Schwarz und Pohle gaben sich dieser Hoffnung hin und zwar so sehr, daß sie nicht einmal direct nach Kopenhagen um die förmliche Entlassung schrieben, sondern dies den Collegen in Trankebar überließen. Nur an die Londoner Societät wandten sich beide. Ueber die erste Aufnahme des Besuches daselbst schreibt Rector Pasche am 6. Nov. 1778 nach Halle: „Herr Missionarius Schwarz hat in seinem Schreiben an die Societät dieselbe förmlich gebeten dem Herrn Pohle, dem er ein besonders gutes Zeugniß gegeben, zu ihrem Missionar als seinen Collegen bei der Mission in Tritschinopoli anzunehmen. Dieser Brief wurde letzten Dienstag bei der Versammlung vorgelesen, da dann resolvirt wurde an ihrem Theil solches zu thun und zu dem Ende auch ein Schreiben an das Missionscollegium in Kopenhagen ergehen zu lassen. Jedoch obgleich sie keinen Zweifel an der Wahrheit des guten Zeugnisses, so Herr Schwarz dem Herrn Pohle gäbe, hätten: würde indessen in einer so wichtigen Sache noch zur Collateral-Satisfaction nöthig sein, daß sie des Herrn Pohle's Testimonials erst empfangen, worauf ich ihnen Hoffnung machte, daß zu gleichem Zweck von dem theuren Herrn Professor Freylinghausen ehestens ein Schreiben mit solchen Zeugnissen begleitet an die Societät kommen würde.“

Erscheint die Forderung besonderer Zeugnisse ungewöhnlich und seltsam, so lautete die von dem missionsfeindlichen Missionssecretair Hee Wadum eingegebene Kopenhagener Entscheidung sehr bedenklich. Pohle wie Verlach sollten zwar bis zu Ankunft neuer Gehülfen in Tritschinopoli und Kaskutta bleiben, dann aber sogleich nach Trankebar zurückkehren, weil Collegium den aufgeweckten Geist des Herrn Pohle nicht gern missen und die wichtige Absicht mit Einrichtung einer tamulischen Schule nicht wollte verloren gehen lassen. Freylinghausen lehnte es ab irgendwie activ in die Verhandlungen einzugreifen, nur daß er den alten Gedanken wieder anregte, ob nicht Pohle auch als dänischer Missionar in der Mitte der Landgemeinden seinen Wohnsitz behalten könnte. In der ersten Bestürzung über die unerwartete Entscheidung des Collegiums wollte Pasche der Londoner Societät vor-

schlagen, Geride nach Tritschinopoli zu versetzen und Hüttemann in Rudelur mit seinen abenteuerlichen Plänen sich selbst zu überlassen. Dies wäre jedoch einem Aufgeben Rudelurs gleichgekommen, und so mußte er sich wohl entschließen an Høe Wadum zu schreiben. Die Antwort fiel aber so grob aus, daß die Societät von weiterer Correspondenz abstand und über die Schwierigkeiten sich durch echt englisches Werthlegen auf die Form hinweghalf. Es wurde constatirt, daß Herr Schwarz in seinem Briefe nicht ein Wort hinzugethan habe vom Consens des Missionscollegiums als einer Bedingung, desgleichen auch Herr Pohle, der nur sein gutes Vertrauen zu erkennen gegeben, daß das Missionscollegium gern consentiren werde. Wie die beiden Missionare sich mit dem Collegium auseinandersetzen würden, darüber ging man als reine Privatangelegenheit derselben stillschweigend hinweg, indem man sich jedoch erbot, die Ueberfahrtskosten des von Prof. Freylinghausen als Ersatz erwählten Candidaten Hartsch *) nach dänischer Taxe zu tragen. Pasche klagt außerordentlich über die Schwierigkeit aller solcher Verhandlungen, es handelte sich nämlich gleichzeitig um Aussendung eines Organisten und Schullassistenten für Kalkutta, die in Halle schon erwählt waren. Der treue sachkundige Secretair Broughton war ja auch inzwischen verstorben. Wie gering damals der Missionseifer in England, und welcher Art schon damals die Schwierigkeiten waren, erzählt Pasche auch in seinem Bericht über die Missionsitzung wegen der Pohleschen Vocation vom 9. Juli 1779: „Ein Mitglied sagte, die Mission koste der Societät, jährlich und außerordentlich, große Summen, und der größte Theil der Kosten müsse aus der Kasse für allgemeine Zwecke (for the general Designs) bestritten werden, da ihre Missionskasse so wenig Einnahme habe. Der Secretair that hinzu, die diesjährigen Missionskosten hätten sich auf 800 Pf. St. belaufen. Ein anderer brachte auf die Bahn, daß es ja wohl besser wäre, wenn die beiden Assistenten für Kalkutta solche wären, die mit der Zeit zu Missionaren angenommen und ordinirt werden könnten, wo sie nicht als wirklich ordinirte könnten hingefandt werden, welches aufs künftige die Reisekosten für neue Missionare ersparen würde. Der Punkt von der Ordination der neuen Missionare muß bei solcher Gelegenheit auch immer gerührt werden (weil immer neue Mitglieder mit zugegen sind), und wenn

*) Eine gefährliche Brustkrankheit, die den als sehr tüchtig Gelobten beim Abschiedsbesuch seiner Verwandten befiel, hinderte die Aussendung. Der Zufall wurde sehr bedauert.

dann herauskommt, daß sie keine bischöfliche ist, so kann man bei gar manchem merken, daß eben der Punkt seinem Gemüth einen Stoß giebt, daß er nicht recht von Herzen in der Angelegenheit weiter mit concurrirt, und wenn er kann, lieber wegschleicht. Und bei mir selber wünsche ich in dergleichen und andern ähnlichen Vorfällen, daß unsere Kirche wenigstens den Namen der Bischöfe auch in Deutschland beibehalten hätte, welches doch auch biblisch ist und seinen guten Nutzen haben würde, obgleich diejenigen hier, die streng auf ihre rechte bischöfliche Succession halten, doch immer ihre Einwürfe behalten würden, sowie gegen die dänischen Bischöfe, deren richtige Succession sie auch nicht gelten lassen.“

An des erkrankten Candidaten Stelle gelang es Freylinghausen bald den Straßburger M. Mentel zu berufen, aber weil er als französischer Unterthan bei damaligen Kriegskläuten in einer englischen Colonie kein Amt antreten durfte, so mußte er als dänischer Missionar zunächst nach Trankebar gesandt werden, obwohl Freylinghausen ausdrücklich dem Collegium mittheilte, derselbe sei an seinem Theil willig bei künftig erfolgendem Frieden sich brauchen zu lassen, wo es Gott gefalle d. h. eben Pohle abzulösen. Aus Mentels Bericht, daß dennoch ein Mitglied des Collegiums über Tafel von ihm das Versprechen gefordert habe, bei der dänischen Mission zu bleiben, schöpfte dann der Director die freudige Hoffnung, welche er alsbald nach Indien berichtete, das Collegium sei nicht mehr abgeneigt Pohle gegen Mentel einzutauschen.

Aus allen diesen Mittheilungen und Bemühungen geht hervor, wie hoch Schwarzens Urtheil über Pohle und seine Wünsche gehalten wurden. Er versäumte denn auch allerdings keine Gelegenheit, sich anerkennend auszusprechen. An Sorge schrieb er in jener Zeit: „Herr Pohle ist nun ein völlig Jahr bei mir. Sein Gemüth ist rechtschaffen, seine Gemüthskräfte vortrefflich. Sein äußeres Betragen ist ernsthaft und doch gar nicht morose. Sobald er zu mir kam, fing an ihn im Tamulischen und Englischen zu unterrichten. In beiden hat er hoffnungsvolle Progressen gemacht. Er kann im Englischen die Common-Prayer lesen und sich ziemlich ausdrücken. Im Tamulischen predigt er schon seit einem halben Jahr, eben diesen Morgen predigt er über die Worte: „So wir im Geiste leben, so laßet uns auch im Geiste wandeln.“ Er hat auch vor Kurzem in beiden Sprachen zu katechisiren angefangen. Er ist dem Leibe nach gesund und hat sich vor dem malo hypochondriaco zu hüten gewußt. Ich preise Gott in Demuth für den mir aus Gnaden geschenkten Bruder.

Er läßt Dich herzlich grüßen. Deinen Brief hat er mit vielem Vergnügen gelesen *). Nun werden wir bald uns in Liebe scheiden können, so daß einer hier, der andre in Tanjour das Werk des Herrn treibet. Ueber drei Tage gedenke ich dahin zu gehen.“ In einem andern Briefe erkennt man seine fast väterliche Liebe grade aus Tadelsworten: „Daß Herr Pohle sich für die Umstände in Tritschinopoli schickt und durch göttliche Hülfe immer besser schicken wird, habe ich schon bemerkt. Anjetzt ist er krank. Der Herr aber wolle ihn bald wieder zu seiner vorigen Munterkeit und Leibes-Gesundheit verhelfen. Im Anfange wollen unsere lieben Freunde sich nicht gleich zu der plainen Kost bequemen, und wenn man auch vor manchen Dingen warnet, so denken sie, daß sie dies und das wohl als junge starke Leute vertragen könnten. Das scheint ganz wohl zu gehen. Allein die Hitze dieses Landes reimt sich sehr übel mit starken unedaulichen Speisen. Und das erfahren Sie hernach auf eine ernstliche Weise. Gott aber helfe. Dies schreibe ich gar nicht als eine Anklage — gar nicht. Ich habe meinem eignen Willen auch oft gefolgt und leider bin ich bis auf diese Stunde nicht davon frei. Ich schätze Herrn Pohle sehr hoch und hoffe, der gnädige Gott werde ihm bald helfen und sein Amt mit Segen krönen.“

Von Pohle findet sich eine seltsame Aeußerung vom 1. October 1779: „Das Missionscollegium zu Kopenhagen verlangt, wie ich höre, Herrn Gerlach und mich wieder zurück nach Trankebar. Das freut mich, daß es nicht gleich geschehen muß und noch mehr wird mich's erfreuen, wenn's gar nicht geschieht. Es gehet auch von meiner Seite fast unmöglich mehr an. Ich werde von der Compagnie bei hiesiger Garnison als Kaplan bestellt.“

Daß er unter allen Umständen in Tritschinopoli verbleiben will, ist deutlich aus diesen Worten ersichtlich. Es ging auch den Umständen nach gar nicht anders. Nachdem Schwarz im ersten Jahre seiner

*) Es ist derselbe Brief, über den John schreibt an seinen Bruder: „Herr Pastor Sorge, Dein würdiger Freund allein, hat in seinem Brief an Herrn Schwarz meinem sehnlichen Verlangen [nach eingehenden Nachrichten] am meisten Genüge gethan. Danke Du diesem vortreflichen Mann an meiner Statt und melde ihm zugleich, daß wir mehrere Jahre durch das Ausbleiben seiner merkwürdigen Briefe sehr viel haben entbehren müssen, daß der diesjährige wieder große Freude unter uns erwecket und daß wir gar sehr trauern würden, wenn seine Correspondenz nach Indien einst aufhören sollte. Sorge ist uns in Indien wirklich ein theurer Mann und macht uns manche sorgenfreie angenehme Stunden. O wie sehr bedaure ich mit ihm seine schwachen Augen.“

Anwesenheit noch zuweilen einen längeren Aufenthalt in Tritschinopoli genommen, um nach der löblichen und nachahmenswerthen Gewohnheit der älteren Missionare den neuen Bruder selbst in den Sprachen zu unterrichten, kam er vom October 1778 an eigentlich nur noch zum Besuche nach Tritschinopoli, sein ständiger Wohnsitz war von da an Tanjour. Den jungen Kahlhoff hatte er ihm als Schüler, Gefährten und Gehülfen gelassen und beide hatten vollauf zu thun, denn gleichzeitig gingen die beiden erfahrenen englischen Lehrer Aldwell und Wheatley von der Schule ab zu weltlichen Geschäften über, so daß Pohle grade wie Schwarz im Anfange auch die englische Schule mit zu versehen hatte. — Herr Missionar Schwarz sagt in einem Aufsatze, Hundert Jahre in Tritschinopoli: „Das Collegium verlangte, Pohle solle entweder auf seinen bestimmten Posten zurückkehren oder dem Collegium die durch seine Ausendung verursachten Kosten ersetzen. Er wählte das letztere. Die Kälte, die bei ihm später gegen die dänische Mission sichtbar wird, dürfte vielleicht zum Theil darin ihren Grund haben *).“ Daß Pohle die Aussendungskosten persönlich erstattet habe, wird später als unrichtig erwiesen werden. Eine Missionsstimmung Pohle's aber bestand allerdings, wenn auch nicht gegen die Mission, so doch gegen die Missionsweise in Trankebar, nur datirt sie aus früherer Zeit, bevor jener Collegialbeschuß gefaßt wurde, und hinderte ihn nicht, später sogar noch auf Rückkehr nach Trankebar zu finnen. Da die betreffenden Differenzpunkte uns zugleich erwünschte Auskunft über die Gemeindezustände in Tritschinopoli bei der Ueberrnahme durch Pohle und also über die Erfolge der bisherigen Wirksamkeit von Schwarz geben, so ist ein näheres Eingehen angezeigt. Es handelt sich dabei um Kirchenzucht und Kaste.

In seinem Briefe aus Jaden vom 19. September 1777 wünscht Pohle, daß auch in Trankebar ein jeder an seinem Theil auf das Ganze so viel prästiren möchte wie Herr Schwarz. Es gefalle ihm die zu große Nachsicht mit offenbaren Sündern nicht: „Warum schließt man sie nach zwei- oder dreimal gethäter Ermahnung nicht aus oder jagt sie weg? Man fürchtet sich, daß sie zu den Römischen oder Heiden übergehen. Allein sind sie denn nun Christen, wenn wir sie behalten? Sie sind schlimmer als Katholiken und Heiden, und diese würden selbst wenig Ehre von ihnen haben, wenn sie auch zu ihnen

*) Leipziger Missionsblatt 1864. p. 89.

übergingen; unsere Gemeinden hingegen würden besser bei der Reinigkeit erhalten, welche jederzeit zu ihrem Besten und Erhaltung gebietet hat, aber nicht eine zu große Toleranz, welche lauter Verderben anrichtet. Wir sollten uns mit Dank gegen Gott der richterlichen Gewalt bedienen zu seiner Ehre, so lange und weit wir sie noch in Händen haben und man es uns gern überläßt, in unsern Gemeinden zu richten und zu schlichten. Das thut Herr Schwarz, und weil er von Entschloßung und arbeitsam ist, so hat das gewiß manches dazu beigetragen, daß er vorzüglich im Segen steht. Indessen muß ich aber auch zum Preis der Gnade Gottes bekennen, daß es auch hier Seelen giebt, die den Herrn kennen und ehren."

Die richterliche Gewalt, welcher sich die Missionare bisher mit großer Weisheit und Milde bedient hatten, wurde ihnen wenige Monate später, als Trankebar direct königlich wurde, genommen. Da kamen also Pohle's Wünsche zu spät, und was die verschärfte Kirchenzucht betrifft, so sind leider die Missionare auf seine von Halle unterstützten Wünsche zur Verbitterung und Entfremdung der Gemeinden und ohne Erfolg noch zu viel eingegangen, wie Klein klagt. Wenige Tage nach jenem kritischen Schreiben siedelte Pohle nach Tritschinopoli über und konnte nun prüfen, ob seine vorgefaßte gute Meinung vom geistlichen Zustand der durch Schwarz gesammelten Gemeinden stichhaltig war.

Fragen wir zunächst nach der numerischen Stärke der von Schwarz an Pohle übergebenen Gemeinde zu Tritschinopoli, so fanden sich in der Stadt und einigen nahe liegenden Dörfern 52 Familien mit 250 Seelen, einige Portugiesen und einzelne Europäer um ihrer tamulischen Frauen willen eingerechnet, d. h. von so vielen hatte Pohle durch die Katecheten sich die Namen aufschreiben lassen. Es ist wohl zu beachten, daß diese Zahl nicht die Stärke der ganzen an Pohle übergebenen Gemeinde ausdrückt, es werden noch etwa 150 Seelen in entfernteren Orten anzunehmen sein. Die in dem District von Tanjour Getauften behielt natürlich Schwarz in eigener Pflege. In fünfzehnjähriger einsamer Thätigkeit, in welcher Krieg und Theuerung die Bevölkerung sehr verminderten, hatte dennoch eine Gemeinde von 250 Seelen allein in der Stadt Tritschinopoli gesammelt werden können. Das will viel sagen, zumal gleich beigefügt werden muß, daß unter Pohle's vierzigjähriger Thätigkeit die Gemeinde sich gar nicht gemehrt hat und von seinem Nachfolger wieder in derselben Stärke übernommen wurde, und davon, daß die Qualität die Quantität etwa ersetzt habe, steht auch nichts zu lesen. Eine Ahnung über die Gründe

solcher Unfruchtbarkeit muß jeden Missionsfreund erfassen, der sich Pohle's erstes Auftreten näher anschaut. Auffällig ist gleich die Weise, wie er entgegen Schwarzens Grundsätzen Angriffe auf sich und die Christen bestrafen ließ. Einem muhamedanischen Soldaten, der ihm unhöflich und mit Drohungen begegnet war, erwirkte er eine Züchtigung, ja sah der Execution selber zu, während man von Halle ihm riet, künftig in solchen Fällen lieber um Begnadigung nachzusuchen. Er aber stützte sich fort und fort auf den starken Arm der Obrigkeit, brauchte auch in einem Grade den Stock, wie man es in den evangelischen Missionen bis dahin nicht gehört hatte. Er erzählt auch, wie der Ruf von seiner Strenge in der Gegend verbreitet sei. Und dies trotz der vorgefaßten guten Meinung und des guten Urtheils, das er seiner Gemeinde auch noch von Tritschinopoli aus giebt, wonach er sie unbedingt für die beste aller Missionsgemeinden erklärt.

Wenige Monate später hat sich das Blatt plötzlich gewandt, er hatte selbst gegen den alten Katecheten Söbdtinailen den Stock erhoben, so daß dieser zu Vater Schwarz nach Tanjour geflüchtet war. Die Gemeinde war anfänglich ihm äußerst friedfertig erschienen, bis er entdeckte, wessen Fürsorge er diese anfängliche Freiheit von Zant und Streit zu verdanken hatte und mit energischen Maßregeln auch für alle Zukunft sich persönliche Ruhe sicherte: „In der Disciplin in Absicht auf unsere Christen bin ich ziemlich weit gegangen. Es ist nun einmal nicht anders, wir müssen selbst zugleich ihre Obrigkeit sein. Ich erfuhr es im Anfange gar nicht, was für Noth der liebe Herr Schwarz zuweilen mit manchen ungezogenen Menschen unter ihnen hatte. Auch noch nachher, als er anfang hie und da zu verreisen, erfuhr es noch nicht sogleich, denn er hatte es verboten mich zu beunruhigen, weil ich mit Erlernung der Sprachen beschäftigt wäre. Nach und nach aber fingen sie endlich an ihre Klagesachen anzubringen. Des Dinges wurde auch in kurzer Zeit so viel, daß ich manchen Morgen durch zwei, drei, auch wohl vier Parteien beunruhigt wurde. Nun fing ich an sie gar scharf zu vermahnen, wie sie als Christen wandeln sollten. Sie mußten nicht denken, daß wir deswegen ihre Lehrer wären, daß wir von ihnen so sollten gemißhandelt und durch ihre Insolventien beunruhigt werden. Und im Fall sie diesen Ermahnungen nicht Gehör gäben, würde ich ihnen was anders zeigen; ich würde sie strafen. Gut, mochten sie denken, es wird wohl nicht weiter kommen als höchstens bis zu einem derben Auspußer. Sie fuhrten fort, wie sie bisher gethan.“ Er übergiebt also alle Untersuchungen den Katecheten. „Ich selbst mochte diese Untersuchungen nicht

anstellen, weil ich der Malabaren ihre ausschweifenden und größtentheils zur Sache nicht gehörigen Erzählungen nicht ausstehen kann. Nun schritt ich zu Werke und bestrafte sie nach Befinden, theils an Entziehung der Wohlthaten, theils an Geld, theils am Leibe mit Schlägen. Auf diese Weise habe es in kurzer Zeit dahin gebracht, daß sie nun ruhig sind und ich selbst zu ganzen Monaten Friede vor ihnen haben kann. Ist es doch, als wenn die guten Ermahnungen nun bei ihnen einen viel größern Eindruck machten, wenn man einen solchen Nachdruck darauf legt. Ich weiß es wohl, daß diese Art von Furcht nicht das beste Mittel, und ich mag sagen, für edle Gemüther gar kein Mittel ist, allein ich wußte für diese malabarischen Gemüther fürs erste kein besseres. Ich mußte die groben Späne abputzen und kein Mensch, der hiervon Kenntniß genug hat, wird mirs verdenken."

Auch in der Privatbeichte wußte er sich Ruhe zu verschaffen, selbst vor den Katecheten und Lehrern: „Ich mag ihr Gewäsche im Beichten so wenig hören als im Predigen."

In Trankebar, Halle und Wernigerode schlug man die Hände über den Kopf zusammen und reinigte die Tagebücher sorgsam von solchen Expectorationen und klagte, daß Herr Schwarz sich so wenig in Tritschinopoli aufhalten und so wenig Anweisung geben könne. Schwarz allein ließ kein Wort des Unmuths gegen Pohle über seine Lippen kommen, er suchte still durch Beispiel einzuwirken, denn mit betrübenden Vorfällen hatte er es ja freilich auch stets zu thun, wenn gleich er sich nie dadurch niederschlagen ließ. Von einem solchen traurigen Vorfall giebt auch Pohle die erste Kunde am 27. September 1779: „Die gegenwärtige Gestalt unserer Missionen ist traurig genug wegen der überhand nehmenden Bosheit. Ohne Ruhm zu sagen, wir haben gegenwärtig keine bessere Gemeinde als Tritschinopoli. Wie lieb ist mir meine eingeführte Disciplin. Sie ist mir auch noch aus einem andern Grunde lieb. Zu Tanjour, weil Herr Schwarz schon seit dem Ende Mai von da abwesend ist, indem er zuerst nach Madras ging, ist es wegen Mangel der Disciplin gar traurig geworden. Der Katechet Njanapragasam und der Schulmeister Santappen haben sich vor einiger Zeit wie ein paar Pferdeknechte ganz entsetzlich mit einander geschlagen und sind dem Landprediger ungehorsam gewesen. Wenn alles seine Richtigkeit hat, wie es der Landprediger berichtet, so würde ich Njanapragasam 80, dem Santappen aber 100 Prügel und jedem von seinen Gehülfsen bei dieser Affaire gleichfalls 80 Prügel geben lassen und Santappen überdies vom Amte stoßen, denn er hat in der Bosheit gelästert und das Neue Testament zerrissen und

weggeworfen. Er hat schon vor dem als ein Schwein gewandelt. Es muß aber freilich alles auf Herrn Schwarzens Untersuchung warten. Ich wünsche, daß er nach Befinden strafen möge."

Schwarz kam und untersuchte, aber von Schlägen wird nichts gehört. Nanapragasam mußte öffentlich nach der Predigt der Gemeinde Abbitte thun: „Mein Herz blutete bei der Handlung. Santappen ist im Lesen, Schreiben und Rechnen von besonderer Geschicklichkeit, aber sein Herz ist nicht lauter, so daß ich ihn aus der Schule habe nehmen müssen. Gott erbarme sich seiner und unser aller!" Das hat einen andern Klang, und wie manche Seele hat Schwarz grade durch sein unter jeglicher Strafe mitblutendes Herz wieder gewonnen. An Santappen jedoch sollte er noch weitere traurige Erfahrungen machen. Wir stützen uns dafür auf eine Erzählung Kleins vom 20. Februar 1780: „Ich freue mich und preise Gott, wenn ich in der Stille bedenke, wie an diesem lieben Bruder (Schwarz) recht in Erfüllung geht, was der erste Psalm sagt: Was er macht, das geräth wohl. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß auch Dinge mit unterlaufen, die mißrathen, doch ist es nicht so häufig. Einen besondern Vorfall hatte er mit einem Gehülfsen, dem er wegen seiner äußern Geschicklichkeit vieles nachsah, und endlich ihn doch zu dimittiren genöthigt wurde, weil er es zu arg gemacht hatte. Dieser hatte in seiner Bosheit sein Kind bei dem königlichen Hofe angebracht, und es kam dahin, daß sie es vor dem Gözen in einer Pagode durch ein Brandmal demselben weihen wollten. Dies konnte doch der Vater nicht gleichgültig ansehen und bat bei Herrn Schwarz um Hülfe. Dieser rieth die Sache schriftlich aufzusetzen und Herrn Schwarzens Bekümmerniß darüber mit einfließen zu lassen, und auf solche Weise ging es bis zum Könige. Dieser ließ das Kind rufen und frug es: Wer hat dich erschaffen? Dieses antwortete: Der Herr Jesus. Hierauf befahl es der König frei und an Herrn Schwarz zu geben. Den zweiundzwanzigsten erhielt einen Brief von ihm, worin er unter anderm meldete: Ich mußte des elenden Santappen Tochter wegen 20 Pagoden bezahlen zu meinem großen Leidwesen, weil er sie für so viel verkauft. Den dritten oder vierten Tag darauf schickte der König die 20 Pagoden zurück mit den Worten: Ich weiß, daß euer Geld den Armen gewidmet ist. Es ist daher nicht recht, daß ich es nehme; braucht ihr es, wie ihr es am Besten meint." Trotz des vielen Leides, welches dieser Santappen ihm also angethan, fügt er dennoch den Worten des Briefes, welche dessen Entlassung melden, noch die theilnehmende und anerkennende Nachricht bei: „Er ist nun

Rechnungsführer bei einem Europäer und hält sich übrigens mit seiner Familie zur Kirche."

Taylor in seinem Ersten Jahrhundert der Mission zu Madras*) erzählt unter andern wenig glaubwürdigen Anekdoten auch, daß Schwarz in spätern Lebensjahren auf der Straße zu Ramnad einmal einem Christen begegnet wäre, der einen übeln Wandel geführt hätte. Er habe ihm den Weg vertreten, ihm Vorhalt gethan und gefragt: Willst du meine Strafe oder des Raja's? Ihre, Herr, war die Antwort, und dann habe er den zitternd Niederknieenden auf der Straße durchgeprügelt. Taylor ist aufrichtig genug, beizufügen, daß Jemand, der Schwarz noch persönlich gekannt habe, die Wahrheit der Erzählung bezweifelte, will sie aber doch aufrecht erhalten. Nach unserer Kenntniß von Schwarz müssen wir solchen Vorfall für eine reine Unmöglichkeit erklären, wenn gleich früher erzählt ist, daß er den faulen Rajappen mit dem Stock von seinem Laster curirte, aber Rajappen war damals ein junger Bursche und sein Diener und die Prügelscene gewiß keine öffentliche. Aus Taylors ganzer Darstellungsweise schaut zu offenbar der Verdruß des verunglückten Missionars heraus, welchem zum Ueberdruß Schwarz als Mustermissionar war vorgehalten worden, dem daher um jeden Preis der Nimbus genommen werden muß**). Solche Art von Kirchenzucht war nicht

*) Revd. W. Taylor: A Memoir of the first Centenary of the earliest Protestant Mission at Madras. Madras 1847. pp. 75. 76.

**) Gleich unmöglich ist eine andere Anekdote bei Taylor. Während des Kirchenbaues in Trischinopoli habe sich ein ungläubiger Capitain ein Vergnügen daraus gemacht, täglich zum Bauplatz zu kommen und den Missionar zu schmähen und zu verspotten, ohne daß dieser, beschäftigt, es bemerkte, bis es eines Tages zu auffällig und unerträglich geworden. Da habe er sich langsam aufgerichtet und ruhig demselben sein Unrecht und sein übles Leben vorgehalten und augenblickliche göttliche Strafe angekündigt, wenn er sich nicht sofort bessere. Der Capitain ging heim, betrank sich, fiel von seinem Dach und starb. Daher des Missionars Ansehen bei den Heiden, des Rahobs und Raja's Gespräche mit ihm. Man fürchtete ihn als mit übernatürlichen Kräften begabt. Die Erzählung steht auf ganz gleicher Stufe mit der von Fabricius, welcher auf Befehl des von der aufrührerischen Landbevölkerung bedrohten Gouverneurs plötzlich Regen herabgehohlet habe. Die indische Furcht vor dem Fluche der Rumi's, welcher unfehlbar wirke, und die Vorstellung, daß Regenmangel Strafe einer schlechten Regierung sei, und die große Verehrung vor den beiden Missionaren haben solche Sagen bei den phantasiereichen Orientalen aus geringem Kern entstehen lassen. Es ist zu verwundern, daß Dr. Gumbert die Erzählung neuestens wieder in Umlauf gesetzt hat.

nach Schwarzens Sinn, grade wie ihm auch Pohle bezeugen muß, daß Excommunicationen von ihm nicht vorgenommen sind. Auch aus dem Umstande, daß er nicht gegen Pohle förmlich aufgetreten ist, so weit nämlich unsere Kenntniß reicht, kann auf eine Uebereinstimmung mit dessen Handlungsweise nicht geschlossen werden, er war damals principiell im Urtheil über Collegen äußerst zurückhaltend. Es will sehr viel sagen, daß überhaupt eine Aeußerung der Mißbilligung sich erhalten hat. Klein berichtet im März 1781, Schwarz habe ihm einen Brief Pohle's mit den Worten zum Lesen geschickt: „Ein höchst trauriger Brief. Der Herr aber tröste, stärke und erquickte unsere Herzen.“ Und dabei ist dieser Brief gegen die oben gemachten Mittheilungen gehalten, noch sehr gelinde. Die Christen lernten in der heidnischen Umgebung zu viel Böses und deshalb solle man sie von den Heiden isoliren: „Ich denke, [es gehört nothwendig mit dazu, daß wir mit unsern Christen auch, wie es etwa unter den Herrnhutern gebräuchlich ist, zusammenleben, ihnen zur Hand und sie uns zur Hand und unter Aufsicht sein sollen. Hierzu denke ich, hätte der Grund von Anfang gelegt werden sollen, so viel möglich, allein das ist nicht geschehen. Und ob wir nun die Unrichtigkeit dieser Procedur wohl einsehen, so können wir uns doch nicht helfen und müssen also so viel traurige Fälle erleben und uns grämen und seufzen. Ginge es an, ich würde den Spruch: Gehet aus von ihnen und sondert euch ab, auch localiter mit meinen Christen zu erfüllen suchen.“ Ein vertrauliches Zusammenleben nach Herrnhuter Art war ja allerdings nicht nach Schwarzens Sinn, und doch hat er mit den Eingebornen in einer Liebesgemeinschaft gestanden, wie sie kaum inniger sein konnte, und ebenso zeitweise seine Gehülften unter einander. Wie daheim in der Christenheit, so giebt es eben auch in der Mission draußen Zeiten frischeren Lebens und Zeiten der Dürre. Als Pohle seine Klagen schrieb, war eine Zeit der Dürre, und Schwarz hatte wohl ein Auge für solche Mängel, wie viel lieber weilt er anfänglich in der kleinen lebendigen Gemeinde von Wallam als in dem unempfindlichen Tanzour, aber mit dem Stod und strenger Kirchenzucht ist da nicht zu helfen. Ein Wort Kleins, welches den wirklichen sachlichen Defect einräumt, aber auch den Kritiker kritisiert, wird passend diese Frage abschließen: „Wir sehen hieraus deutlich, daß Herr Pohle zu früh allein gelassen worden und daß er in Verbindung mit noch einem oder mehreren Brüdern schwerlich so weit in seinen Gedanken und Urtheilen gekommen sein würde. Noch mache bei dieser Gelegenheit die Anmerkung, daß im Anfange, da die Gemeinde klein und die Gehülften

mit der Gemeinde in der Nähe und Verbindung mit Herrn Schwarz stunden in Tritschinopoli, es viel leichter war Vergernissen vorzubeugen oder sie gleich zu heben. Vor 6—8 Jahren (d. d. 5. März 1781) war die Erweckung und Verbindung der Gehülfen unter einander viel inniger als jetzt. Herr Pohle ist nicht so herablassend, anfassend als der liebe Bruder Herr Schwarz. Doch ist bei Herrn Schwarz schon zuletzt in Tritschinopoli sowohl als jetzt in Tanjour nicht mehr solche Liebesgemeinschaft und Lauterkeit bei den Gehülfen zu merken."

Ein Hauptobject der Kirchenzucht müßte nach Ansicht derer, welche die Kaste für das Haupthinderniß der Verbreitung des christlichen Glaubens in Indien und für unbestritten sündlich halten, das Kastenübel sein. Auch in Pohle's Klagen gegen die alten Missionare stehen Vernachlässigung der Kirchenzucht und zu große Duldung der Kaste unmittelbar neben einander. In jenem Brief vom 19. September 1777 nach Halle klagt er auch, daß in Trankebar beim h. Abendmahl zwei Kelche gebraucht würden, einer für die Sudras und ein anderer für die Varias. Während seine scharfe sogenannte Kirchenzucht allseitig verurtheilt wurde, muß ihm sein Auftreten gegen solchen Mißbrauch rüchhaltslos gedankt werden. Schon zu Anfang 1778 wurde der zweite Kelch für immer beseitigt, ob auf Pohle's Anregung wissen wir nicht, denn nach seiner eignen Mittheilung haben auch andere daran Anstoß genommen, und es scheint, daß auch Klein mit der zu großen Nachgiebigkeit der alternden Missionare Koshhoff und Zeglin unzufrieden war. Es findet sich nämlich von ihm in den Anmerkungen über die maßlosen, später zu besprechenden Angriffe Hüttemanns auf die Mission auch folgender Passus, der einem Briefe vom 20. Februar 1780 beigelegt ist: „Ich hatte mir vorgestellt, daß Herr Hüttemann vornämlich den Punkt wegen des Unterschieds der Geschlechter unter den Malabaren stark urgiren würde, der so tief eingewurzelt, daß auch der Redlichste, wenn er auch selbst die Meinung von sich hat, er halte nicht mehr darauf, doch bei gewissen Vorfällen denselben blicken läßt. Da hätte den Missionaren sehr zur Last gelegt werden können, daß sie nicht eher dagegen geeifert und ihn auf alle Weise abzuschaffen gesucht, vielmehr so weit nachgegeben, daß beständig die Absonderung in der Kirche und Schule und beim h. Abendmahl beobachtet worden, wie denn auch zu dem Ende zwei Kelche, einer für die Sudras, der zweite für die Varias bestimmt gewesen. Nunmehr ist aber solches auch hier seit beinahe

zwei Jahren abgeschafft, doch ist es noch nicht möglich, sie völlig gleichgültig und theilnehmend zu machen, übrigens gehört auch Vorsicht oder Klugheit und zugleich Unerfahrenheit dazu, um dagegen zu zeugen und zu agiren.“

Auf andern Stationen als in Trankebar bis zum Frühjahr 1778 ist der doppelte Kelch nie gebraucht worden, wie die betreffenden Missionare bündig versichern und bezüglich Tritschinopoli's Pohle selbst bezeugt: „Bei mir zu Tritschinopoli trinken Sudras und Parias aus Einem Kelch bei dem heiligen Mahl. Hierüber ist auch meines Wissens nie ein Streit vorgefallen.“ Aus dem zeitweilig in Trankebar gebrauchten doppelten Kelch kann also Schwarz kein Vorwurf erwachsen, es müßte denn nachgewiesen werden, daß solcher schon während seiner Stationirung in Trankebar gebraucht worden, und selbst dann müßte angenommen werden, daß er zu der dissentirenden Partei gehört habe, weil er es ja in Tritschinopoli nicht einführte. Keine Sylbe der alten Acten deutet aber auf solchen längeren Dissensus, folglich — dies ergibt sich aus der Natur der Beziehungen zu Halle — ist die Concession an den Kastengeist erst nach Schwarzens Uebersiedelung und nicht lange vor Pohle's Ankunft gemacht worden, und die schnelle Beseitigung läßt wohl vermuthen, daß die Tragweite solcher Concessionen nicht genug erwogen gewesen und dieselbe daher als übereilt alsbald zurückgenommen wurde, wenn man überhaupt mit Bewußtsein nachgegeben und nicht vielleicht zufällige Umstände die Arripirung eines neuen Prärogativs von den Sudras veranlaßt hatten *). Darüber daß Schwarz allerdings sehr mild und schonend mit der Kaste umgegangen ist, besteht kein Zweifel, es wird hüben und drüben zugestanden und je nach dem Standpunkt wird Schwarz deshalb belobt oder getadelt. Während der Verfasser des neuesten Lebensabrisses von Schwarz **) namentlich bedauert, daß er für die dauernde Beseitigung des verderblichen Kastenunterschieds so wenig gethan und sich nicht getraut habe, in dieser hochwichtigen Sache der neuen Kirche eine feste Bahn vorzuzeichnen, sieht der englische Biograph Pearson in der Klugheit, womit Schwarz diesen schwierigen und eiglichen Punkt behandelte, einen ferneren Beweis, wie richtig er den freisinnigen und duldsamen Geist des Christenthums auffaßte. Er tadelt das herrische und unduldsame Wesen jüngerer Missionare, welche die durch Schwarz erreichten glücklichen Erfolge wieder hätten

*) Vgl. „Joh. Phil. Fabricius“ p. 193. 194. p. 205 — 207.

**) Baseler Magazin 1868, p. 240. 241. *Gundert?*

verloren gehen lassen und empfiehlt ihnen mit den Bischöfen Middleton und Heber die Rückkehr zu den Grundsätzen und der Handlungsweise ihres trefflichen Vorgängers. Während Dr. Dörner, in wenigen Worten die Entwicklungsgeschichte der Kastenfrage in der Mission gänzlich auf den Kopf stellend, Schwarz und Gerike eben noch als ehrwürdige Namen passiren läßt, weil sie, obwohl dem Kastenwesen abhold, gestattet hätten, daß dasselbe zuerst nur in schüchternen, unscheinbaren Ansprüchen wieder Einlaß in die christlichen Gemeinden fand *): beklagt der berühmte Orientalist Prof. Max Müller, dem Niemand Feindschaft gegen Kirche und Mission vorwerfen wird, in einem brillanten Essay über die Kaste, daß die Abschaffung der Kaste bei vielen Missionaren der Gegenwart eine fixe Idee geworden, und freut sich, daß „Männer aus der Schule von Schwarz einer allgemeinen Verurtheilung der Kaste nie beigetreten sind, sondern ihren christlichen Convertiten erlaubt haben, unter dem Namen der Kaste solche socialen Unterschiede beizubehalten, welche in europäischen Ländern von der öffentlichen Meinung, der Billigkeit und der Selbstachtung der niederen Klassen und, wo nöthig, von der Macht des Gesetzes geschützt werden **).“ Das Leipziger Missionscollegium giebt seinen ernstlichen Willen zu erkennen, daß die Missionare in gleichem Geiste, mit der seelsorgerlichen Treue und Weisheit des Vater Schwarz, die Kaste behandeln sollten, während die Gegner Schwarz zu den übrigen alten Missionaren in Gegensatz zu stellen suchen und ähnlich, wie oben Dr. Gundert, meinen, Schwarz sei nur durch die einmal herkömmliche Praxis gehindert worden, einen völlig neuen Grund zu legen und die Kaste rein ab zu thun, wie einst Ziegenbalg. Bezüglich Ziegenbalgs ist diese falsche Geschichtsconstruction von uns schon ausführlich widerlegt worden ***)) und, was Schwarz betrifft, so ist eine Substantiirung dieser Behauptung noch nie versucht, wohl aber so schlagend, ausführlich und gründlich widerlegt †), daß wir mit Beziehung darauf nur mit wenigen Ergänzungen zu summiren brauchen, um dann noch einige neue Beobachtungen beizufügen.

*) Vorträge für das gebildete Publikum. Dritte Sammlung. Eiberfeld 1864. p. 6.

**) Essays von Max Müller. Zweiter Band. Leipzig, Engelmann. 1869. Kaste p. 265 — 315.

***)) „Ziegenbalg und Plütschau“ p. 281 — 293.

†) „Die Stellung der ev. luth. Mission in Leipzig zur ostindischen Kastenfrage.“ Leipzig 1861. p. 33 — 34, p. 74 — 96. Gall. Nachr. von Dr. Kramer 1858. p. 91 — 101.

Pohle nahm, als er nach Tritzschinopoli kam, daran Anstoß, daß bei der Feier des h. Abendmahls die Sudras vor den Parias hinzutraten. Anfänglich hatte er es gar nicht bemerkt, was wohl zu Gunsten der Ordnung hätteedeutet werden können, aber als er dahinter kam, fuhr er aufs strengste durch. Es ist äußerst interessant zu vergleichen, wie in den gedruckten Berichten die schärfsten Stellen seines Briefes abgeschwächt und jede Spur vertilgt ist, daß er damit direct gegen Anordnungen seines Collegens vorging. Im Original lautet die wichtige Stelle: „Darüber, welches Geschlecht den Vorgang beim h. Abendmahl haben soll, haben sie sich unter Herrn Schwarz und in seiner Abwesenheit unter mir gar sehr gestritten. Herr Schwarz hatte endlich, um Friede zu machen, den Sudras den Vorgang eingeräumt. Da sie mich deswegen beunruhigten, wußte ich anfänglich von alledem nichts, bis ich's endlich erfuhr. Ich habe ihnen diesen Unterschied oder Vorgang nicht eingeräumt und bin mit ihnen gar hart darüber zu Werke gegangen. Ich sagte es den Katecheten, die deswegen fragten: ich kümmerte mich darum nicht; wie sie kämen, so reichte ich ihnen das h. Abendmahl; sie mußten nicht denken, daß sie da zusammen kämen, ihren Schorau (Reis) zu essen und Rangsi (Reisbrühe) zu trinken. Da möchten sie es halten, wie sie wollten, allein hier sei des Herrn Tisch und den ließe ich nicht so tractiren, sondern verlangt schlechterdings, daß er unendlich unterschieden werden müßte. Wir sollten dadurch weder Sudras nach Parias, sondern gute Christen werden und uns als Glieder an dem Leibe Jesu vereinigen. Wo denn diese Vereinigung herkommen sollte und wann sie Statt finden sollte? wenn nicht in diesem Leben, im zukünftigen gewiß auch nicht. Futter für den eiteln Hochmuth müßten wir nicht im h. Abendmahl suchen. Da sie die Schwachheit der Leute (inclusive ihre eigene) vorschützten, sagte ich, daß da ich es ihnen gesagt und gezeigt hätte aus Gottes Wort, ihre Schwachheit keine Schwachheit mehr, sondern eine wissentliche Sünde und Bosheit sein würde. Wollten wir denn ewig schwache Kinder im Christenthum bleiben und nicht bedenken, daß wir dafür, daß wir nicht suchen zum männlichen Alter hinüber zu gehen, werden Rechenschaft geben müssen. Da sie sich auf Trankebar beriefen, sagte ich, daß die zu damaliger Zeit gewesenen werthen Lehrer ihnen wegen ihrer Herzenshärte eingeräumt hätten, was sie ihnen in Absicht auf ihre Geschlechter eingeräumt hätten. Ich würde es nicht ge-

than, sondern ihnen was anderes gewiesen haben. Und so viel andre Dinge mehr. Sie wurden überzeugt, gaben Recht und frugen deswegen nicht mehr. Sie dürfen es auch bei mir nicht mehr thun. Ich zeigte es ihnen zur Zeit des Streits selbst mit meinem eignen Exempel, reichte mir das h. Abendmahl zuletzt und trank aus demselben Kelch, nachdem alle Sudras und Parias daraus getrunken hatten. Sie thaten darüber die Augen recht auf und waren beschämt. Hernach konnte ich ihnen frei sagen: Folget mir, lieben *) —! Es ist wahr, wenn man aufrichtig grade durchgeht, man stößt wohl hie und da hart darauf zu; aber man sieht auch endlich herrliche Früchte davon durch göttlichen Beistand."

Es ist wohl zu beachten, daß auch Pohle ausdrücklich erklärt, um die Kastengebräuche des gewöhnlichen Lebens sich nichts kümmern zu wollen und daß er bei Beseitigung des letzten Kastenrestes in der Kirche mit gutem, obwohl aus dogmatischen Gründen nicht nachzuahmendem Beispiel vorangeht, und dennoch — über herrliche Früchte hat er zu früh jubiliert. Jeder Kenner der alten Halleschen Mission wird bezeugen, daß je länger je mehr Pohle aufhört eigentlicher Missionar zu sein, und daß er seine Hauptkraft der englischen und portugiesischen Gemeinde zuwendet, kaum fähig nur die gesammelte tamulische Gemeinde zu erhalten. Um einen solchen Preis waren die Früchte doch zu theuer erkaufte. Man kann sich des Gedankens schwer erwehren, daß Pohle's herrisches Auftreten in der Kirchenzuchtsfrage, wie in der Kastenfrage durch seinen eignen Lebensgang, durch das Emporkommen aus niederen Lebensverhältnissen, mit bedingt ist.

Was seine Aussage betrifft, Schwarz habe um des Friedens willen nachgegeben, so steht diese selbstverständlich auf gleicher Stufe mit jener andern, daß die werthen Lehrer zu Trankebar der Herzenshärtigkeit Zugeständnisse gemacht hätten. Freylinghausen von Halle hat darauf schon die rechte Antwort gegeben, indem er ihm schrieb, nachdem er Verschiedenes an den Mittheilungen seiner Tagebücher ausgesetzt: „Ihr werther Herr College, der durch seine vieljährigen Erfahrungen viele Klugheit erlangt hat, wird Ihnen am besten rathen können, was den dortigen Umständen angemessen sei. Wir sehen hier alles nur als aus der Ferne," und im folgenden Jahre: „Gehen

*) Alle im Druck hier ausgezeichneten Stellen fehlen in den alten gedruckten Berichten. S. Hall. Nachr. Neuere Folge II. Jahr 1774—1779, p. 1424 und 1425.

*Zukunft
so sehr!
wir alle
bedenkung*

Sie mit den älteren Herren Missionaren, die die Umstände aus längerer Erfahrung besser kennen und absonderlich mit dem lieben Herrn Schwarz, dem es weder an Muth noch an evangelischem Sinn fehlt, fleißig zu Rathe, wie Sie den nöthigen Ernst bei dergleichen Fällen beweisen und doch zugleich die Leute von Ihrer väterlichen Gesinnung und evangelisch mitleidigen Liebe, und wie entfernt man sei über das Volk herrschen zu wollen, überzeugen können. — Herr Schwarz wird weitläufiger mit Ihnen überlegen, wie nach den Umständen am weislichsten zu verfahren sei *).“ Daß Schwarz nicht um des Friedens willen, sondern in vollbewußter Absichtlichkeit in den Kirchen den niedern Geschlechtern auf der linken, den höhern Geschlechtern auf der rechten Seite Plätze angewiesen und als Ordnung bei Austheilung des h. Abendmahls den Vortritt der Sudras festgesetzt hat, daß er auch im bürgerlichen habe alle Kastengebräuche, soweit sie nicht mit abgöttischen Dingen verknüpft waren, von seinen Befehrten weiter beobachtet wissen wollte, zeigen seine Worte und alle seine Einrichtungen zur Evidenz.

Man könnte ihm sogar vorwerfen, über die Trankebarschen Missionare noch hinausgegangen zu sein. Jene befolgten die Praxis, in nur aus Parias bestehende Gemeinden Pariakatecheten zu setzen. Er dagegen wendet sich wiederholt, wenn ein Ort von einem nachlässigen Paria als Lehrer oder Katecheten verwaltet war, an die Brüder mit der Bitte, einen Sudra dahin zu setzen, und unterstreicht regelmäßig das Wort Sudra. Aber diese Begünstigung der Kaste ist doch nur scheinbar **). Im Allgemeinen wird wie in der europäischen

*) Ein an sämtliche Missionare gerichtetes officiellcs Schreiben von Halle vom 27. Dec. 1782 urtheilt: „Der große Unterschied der Geschlechter wird wohl nicht gänzlich aufgehoben werden, bis einmal ein ganz christlicher Staat zu Stande kommen und die Auctorität der obrigkeitlichen Gewalt sich ins Mittel schlagen möchte. Und auch alsdann möchte der bloße Befehl und Gewalt es nicht ausmachen, sondern ein herablassendes Beispiel der Vornehmen und kluge Maßregeln das meiste ausrichten.“

**) In einem Stücke möchte doch seine Duldung zu weit gegangen sein. Es kommt wiederholt in seinen Berichten vor, daß die Sudras in einem Orte nicht von dem dort wohnenden Pariakatecheten, sondern von auswärts versehen werden. Er beklagt aber selbst, daß die Sudras in diesen Dörfern in christlicher Erkenntniß den Parias nachhinken. Möglich auch, daß er hier nur unter einer Trankebarschen Erbschaft zu leiden hatte und daß sein Bestreben grade für diese Gemeinden nach Sudrakatecheten ging, damit die zwiesache Paria- und Sudragemeinde unter diesen sich zu einer Gemeinde zusammenschlüsse. Wenn freilich zwar Sudras als Katecheten angestellt werden, aber einer derselben, wie

Christenheit für erwünscht gehalten werden müssen, daß der kirchliche Lehrstand, auch auf der ersten Stufe schon *), zur Erleichterung der Wirksamkeit und Wahrung des Ansehens aus den höheren Ständen sich rekrutirt; daß wenn aber Jemand aus niedern Ständen ein Lehramt erhalten hat, er auch berechtigt sein muß, es an allen Gemeindegliedern ohne Unterschied auszuüben. Läßt sich dies nicht erzielen, so ist es weiser und dem Ansehn des Lehramtes wird weniger vergeben, wenn überhaupt Leute einer andern Kaste dann gar nicht zugelassen werden. Schwarz befolgt nun die Praxis, möglichst wenige Parias als Katecheten anzustellen, dann aber recht tüchtige, welche sich so zu halten wußten, daß ihr Umgang mit Sudras keinerlei Schwierigkeiten bot, wie er denn über die beiden Katecheten Södtinaiten und Igna-simuttu in Tritschinopoli bemerkt, sie hielten sich so reinlich, daß sie gar keine Schwierigkeit fänden mit Sudras umzugehen, und dasselbe weiß er auch später von Gabriel zu rühmen: „Die Landprediger und Katecheten sind vom höhern Geschlecht. Der Katechet Gabriel ist vom niedrigen Geschlecht, allein er redet ganz frei mit denen vom höhern Geschlecht, weil er sich sehr reinlich in der Kleidung hält.“ Mit vieler Weisheit suchte er dann auch seinen Gabriel gesellschaftlich zu heben und die Vorurtheile zu brechen. Er saß einmal im Hause eines Heiden von höherem Geschlecht, als Gabriel ankam. „Ich sagte: Warte, ich will zu dir kommen, die Sudras haben noch nicht Demuth gelernt, sie sind noch stolze Sünder, wir müssen Geduld haben. — Das wollten sie doch nicht gern auf sich kommen lassen, daher begegneten sie dem Katecheten mit vieler Liebe.“ Einmal gab er nach Bericht des jüngern Kohlhoff dem stolzen Landprediger Rajappen zu Gabriels Gunsten eine verdiente Lektion. Schwarz war mit Rajappen als einfachem Katecheten recht wohl zufrieden gewesen, aber seit seiner Ordination 1778 war der Stolz in ihn gefahren, er wollte z. B. Schwarz keinen Bericht von seiner Thätigkeit abstellen, weil er ein gleichberechtigter Geistlicher sei, daher der zum Sprlichwort gewordene Tadel: Was Katechet Rajappen thun würde, will der

jetzt in Madras, als Armenkatechet doch speciell für die Parias da ist, so ist die Zweitheilung des Parias nicht gehoben, und den Parias also ohne Grund die Katechetenstelle genommen. Katechetenbezirke in größeren Gemeinden sollten vielmehr nur örtlich getheilt werden.

*) Was anderes ist es mit den Schulen, wo gegenwärtig, wenigstens in großen Städten, Parialehrer ohne den geringsten Anstoß Sudras unterrichten. Wo aber auf dem Lande Parias und Sudras in getrennten Dörfern leben, ist auch selbstverständlich bei Stellenbesetzungen die Kaste zu berücksichtigen.

ehrwürdige Herr Rajappen nicht thun *). An einem Sonntage nun bei Austheilung des h. Abendmahls kniete Rajappen neben dem frommen und hochangesehenen Daniel Pilley, welcher zur Vertretung der dänischen Kolonie Trankebar grade in Tanjour sich aufhielt. Da zwischen beiden zufällig ein Platz leer geblieben war, winkte Schwarz dem Gabriel dort niederzuknien und reichte ihm das Sacrament vor den übrigen. Als dann nach dem Gottesdienst Rajappen sich gegen Daniel Pilley äußerte, wie anmaßend dies von Gabriel gewesen, erwiderte Daniel: „Sprechet doch nicht davon, denn wenn wir an das Herrn Tisch treten, so müssen wir alle ohne irgend einen Unterschied als arme Sünder kommen.“

Dieser Toll oder Dolmetscher Daniel Pilley ist freilich der in christlichem Sinne bedeutendste Mann, welchen die tamilische Kirche noch hervorgebracht hat, der auch durch seine vielen vortrefflichen Uebersetzungen deutscher Erbauungsbücher bis auf unsere Tage wirkt, aber wie er dachten in Kastensachen nicht wenige eingeborne Christen. Das waren wirklich herrliche Früchte der milden seelsorgerlichen Einwirkung, welche grundsätzlich von allen Zwangsmaßregeln ab sah, aber eifrigst um die Hebung der Parias durch Beseitigung des an ihnen wirklich Anstößigen sich bemühte, nach jener Aussprache von Schwarz gegen Pasche aus dem Jahre 1788: „Ich habe allen Zwang sorgfältig vermieden und habe wenig Schwierigkeiten gefunden. Selbst bei der Austheilung des h. Abendmahls sind manchmal einer und der andre vom niedern Geschlecht zuerst gekommen, welches kein Aufsehn gemacht. Sollten Sie des Sonntags in die Kirche kommen, so würden Sie sich wundern, wie reinlich die vom niedern Geschlecht erscheinen, so daß man öfters sie verkennen möchte. Ein Punkt, der die vom niedern Geschlecht so verächtlich macht, ist das Essen des todten Viehes. Dagegen habe allezeit den größten Abscheu bezeugt und ausdrücklich gesagt, daß ich es nicht dulden wolle. Daher weiß hier fast nichts davon.“

Daß Schwarz grundsätzlich und bewußt alles Zwanges sich enthielt, daß er nicht von einer Strömung sich fortreißen ließ, sondern vielmehr andre zur Befolgung seiner Praxis bestimmte, beweist auch die Haltung seiner Genossen und Nachfolger in Tanjour, namentlich seines Schülers Kohlhoff, welche 1809 erklärten, Entfagung der Kaste sei bei ihnen nicht gefordert, das wäre in der Schrift nicht

*) Revd. H. Bower, An Essay on Hindu Caste. Calcutta 1851. p. 62.

gemäßes Aufgeben des Geburtsrechtes *). An Bischof Heber schrieb Kohlhoff: „Wir haben die Genugthuung gehabt, daß der Unterschied der Rasse bis unlängst selten ein Gegenstand des Streites unter den Christen gewesen ist und allmählig einen großen Theil seiner Bedeutung verloren hat. — Was nun durch ein behutsames und versöhnliches Vorgehen noch weiter geschehen kann, um einige zurückbleibende Vorurtheile zu überwinden, zu denen besonders Neubekehrte neigen, das haben Schwarz und andere wackere Missionare durch ihr Exempel hinlänglich gezeigt. — Nimmt man aber seine Zuflucht zu irgend einer Art Zwang, um diesen Unterschied aufzuheben, so wird die Mehrzahl es auf der Stelle so ansehen, als wäre ein Vorrecht in Gefahr, und ein Gewicht darauf legen, das es zuvor gar nicht hatte. Eifersucht wird dann Uneinigkeit erzeugen und geselliger Verkehr, wie er bisher statt gefunden, wird aufhören. Kurz, es wird ein Bruch entstehen, den zu heilen es schwer, wenn überhaupt möglich sein wird.“

Die letzten Worte sind ja leider zu einer Prophezeiung geworden, da die Rassenstürmer sich nicht haben wollen warnen lassen. Das aber wird ihnen nie gelingen, Schwarz zu ihrem Vorläufer zu stempeln, ebenso wie andererseits herrliche Zeugnisse ihn gegen den Vorwurf zu großer Nachgiebigkeit und Kurzsichtigkeit schützen, als habe er nicht ernstlich genug gegen die Rassenübel angekämpft. Wie er etwa in seinen Predigten sich mag ausgesprochen haben, lernen wir aus folgender Stelle seiner Dialoge: „Vor Gott ist kein solcher Unterschied (der Rassen); solchen Unterschied zu machen ist ihm auch nicht wohlgefällig. Er schuf alle Menschen und gab ihnen Leben und Verstand. Nachdem die Menschen in Sünde gefallen, erbarmte er sich, ohne einen Unterschied zu machen, über alle, sandte seinen einzigen Sohn, übergab ihn um der Menschen willen allen Leiden und dem Tode und erlösete alle. Außerdem nicht Willens, daß auch nur Einer verloren gehe, offenbarte er allen den Weg zur Buße; er will, daß alle sich zu Jesu nahen und durch die Taufe Sündenvergebung und das Reich Gottes empfangen sollen. Da sich denn Gott bemühet, auch die von dem sogenannten geringen Geschlechte ewig selig zu machen, so werden wir, wenn wir solche Geringe verachten und ausstoßen, dem Sinne Gottes unähnlich und von ihm verstoßen werden. Auch eure Vorfahren wußten dies und sagten: In des Himmels Thoren sind ein Todti (Ausreiner) und ein Tondaman (Titel des Raja's von Pudutotta) gleich.“

*) H. Bower l. c. p. 62.

Germann, Chr. Fr. Schwarz.

Wie psychologisch fein weiß er gleich den Katechumenen, während er ihren Vorurtheilen nachgiebt, einen Stachel ins Gewissen zu drücken! So redete er einen stolzen und hitzigen Jüngling an: „Siehe hier ist ein Häuflein Heiden, welche unterrichtet werden. Sie sind von hohen und niedern Geschlechtern. Nun glaube ich gern, daß dein Hochmuth es nicht vertragen kann, sogleich unter sie dich hinzusetzen. Du kannst etwa zwanzig Schritt abwärts sitzen und so in der Nähe zuhören.“ Bald saß der Jüngling zu den Füßen des Missionars in Mitten der Uebrigen, und nach drei Monaten wurde er getauft.

Im Palaste des Königs selbst weiß er wider den Kastengeist zu zeugen. Während des Wartens im Vorzimmer von einem Brahminen gefragt, ob er es für ein recht schlechtes Thun halte einen Paria zu berühren, antwortete er: Ja, ein recht schlechtes. Auf die weitere Frage des stutzigen Brahminen, wen er denn unter Paria verstehe, kam dann aber die scharfe Erwiderung: Einen Dieb, Lügner, Verläumder, Trunkenbold, Ehebrecher, einen Hochmüthigen.“

Jede von ihm bemerkte Abnahme der strengen Kastenabsonderung wurde mit Freuden notirt, und öfter findet man Aussprüche der Hoffnung, daß durch häufigeren Verkehr und den Einfluß der Europäer das schene und sich abschließende Wesen immer mehr schwinden werde. Schon einmal war Veranlassung (p. 127) zu berichten, wie angenehm ihn das vertrauliche Wesen eines Brahminen berührt hatte. Nur noch eine ähnliche Stelle, welche einen Vorgang des Jahres 1777 erzählt, möge hier Raum finden: „Bei Combaconum redete ich mit vielen Brahminen und andern Einwohnern, welche mit äußerlichem Vergnügen die Lehre Christi anhörten. Einer stand auf und ging nach dem Markt, welcher nahe dabei war und kaufte Früchte, welche er mir sehr freundlich präsentirte. Diese gering scheinende Sache machte einen gar angenehmen Eindruck in meinem Gemüthe, welche ich ihnen nicht verhehlte. O wann wird die Zeit kommen, da wir in brüderlicher Liebe, ohne auf Geschlecht und Abstammung zu sehen, ohne Falschheit und Heuchelei mit einander umgehen werden?“

Er seinerseits that aber auch alles, um nicht die Heiden gleich von vornherein von sich fern zu halten, so sehr daß er auch seinen Noth aus höherem Geschlecht nahm, in welchem Stüd ihm auch die jetzigen lutherischen Missionare nicht nachfolgen. Wir lesen darüber in der Lebensgeschichte des berühmten tamulischen Poeten Wedanaichen, eines Schülers von Schwarz, welche der Sohn bei Lebzeiten des Vaters aus dessen Munde niedergeschrieben: „Zu der Zeit (als Wedanaichen nach Tanjour kam, im Jahre 1786) wandte Herr

Friedrich Schwarz alle Mittel an, seinen Unterricht für alle Kasten ohne Hinderniß zugänglich zu machen, und nahm deshalb einen Mann von hoher Kaste zum Koch, der ihm alles, was zum Essen und Trinken gehört, bereiten mußte. Infolge dessen kamen viele Heiden, die den Herrn nicht kannten, zu ihm.“ Ueber die Maßregeln der neuen Missionare aber pflegte der ehrwürdige Greis zu klagen: „Man zerstört jetzt das Werk des ehrwürdigen Herrn Schwarz, dessen Streben es war, das Christenthum in diesem Lande auszubreiten, indem man das Reich Gottes dem Essen und Trinken gleich macht. Man verwirrt das Land und hindert, dem Befehle des Herrn zuwider, die höhern Kasten in diesem heidnischen Reiche zu Christo zu kommen, weil man das im Evangelium nicht gegründete Gesetz giebt, daß nur die getauft werden dürfen, welche die Probe bestehen mit denen zu essen, welche das Fleisch von gefallenem Rindvieh genießen. O Herr, steure der verderblichen Lehre dieser neuen Missionare und gieb, daß die durch dein theures Blut erkauften Seelen zu deiner Erkenntniß gebracht und zu deiner Heerde gesammelt werden mögen *).“ Es würde wohl ein Mißverständniß sein nach obigen Worten anzunehmen, als habe Schwarz erst damals einen Sudrakoch genommen **); es

*) Leipziger Missionsblatt 1864. p. 325. 365.

**) In Trankbar hatte Schwarz allerdings einen Pariakoch, denn Arndt, der spätere Gehülfe in Tatiemur, war ein Paria. Wenn Pearson (deutsche Ausgabe p. 285. 286) genau berichtet ist, so hätte Schwarz noch etwa 1783 auf einer Reise sich sein Essen von seinem Pferdetreiber bereiten lassen, die Pferdeknechte sind aber Parias. Sein Diener Christian David habe damals, als Schwarz vor dem Essen zu lange betete, ihn klagen im Gebet unterbrochen, weil er hungrig gewesen sei. Darnach würde also Christian David, der bekannte spätere Landprediger, ein Sudra, der Verfechter der Kastengriften bei Bischof Heber, auch von einem Paria bereite Speise gegessen haben. Credat Judaeus Apella. Diese sonst aus Christian Davids eigenem Munde wiedergegebene liebliche Erzählung erweist sich in jenem Punkte als ungenaues Referat und ist vielmehr ein Anzeichen, daß Schwarz schon damals einen Sudrakoch hatte. Wenn Chambers in seinem berühmten Briefe (Pearson I. p. 136) über Schwarz es im eigentlichen Sinne meinen sollte, daß Schwarz seine Katecheten in Tritschinopoli gespeist habe an eigenem Tische, wogegen Manches spricht, so wäre anzunehmen, daß er schon damals einen Sudrakoch gehabt habe. Da jedoch wenigstens die alten verheiratheten Pariakatecheten Södinaißen und Ignasimuttu sicherlich in ihrem eigenen Hause gegessen haben, so sind vielleicht diese Angaben nur uneigentlich von der Erhaltung der Katecheten aus seiner eigenen Tasche zu verstehen. Die europäischen englischen Schullehrer essen allerdings mit an seinem Tische, und möglicher Weise meint Chambers diese. — Den milden und ganz vorzüglichen Brief

scheint vielmehr darin zu liegen, daß er damals einen Koch aus einer höheren Abtheilung der Sudras genommen habe. Aus gleichen Gründen und in ähnlicher Rücksichtnahme auf die Gewohnheiten des Landes ordnete er auch an, daß sich die Christen nahe dem ihm vom Raja geschenkten Boden neben seinem Hause so anbauten, daß die Hauptkasten je eine Straße für sich einnehmen, wie davon der englische Recensent des schon citirten Bowerschen Buches über die Kaste in einem den lutherischen Missionaren sehr feindseligen Blatte *) Zeugniß abgelegt hat: „Niemand kann oder wird zu bezeugen anstehen, daß die alten Trankebarschen Missionare als Körperschaft, Schwarz, Jänide, Geride und deren Collegien eingeschlossen, so heilige und herzensfromme Leute waren, als je in Indien landeten, und daß vielleicht einige derselben noch von Niemandem erreicht wurden, ja wohl nie werden übertroffen werden an Eifer, Wissen und Wirksamkeit. Dennoch kann nicht geläugnet werden, daß so rein auch die Beweggründe, von denen sie dabei geleitet wurden, gewesen sein mögen, unter ihnen ein schweigendes Einverständnis stattfand, es müsse die Kaste bis zu einem gewissen Umfange geduldet werden. Die Kaller (eine niedrige Sudrakaste) ließ man wie z. B. in Tanjour in einer Straße zusammen wohnen, die Bellaler und Achambadier (höhere Sudrakasten) in einer andern, die Paria und Passer in einer dritten und die Schanars (die zwischen Parias und Sudras mitten inne stehen) in einer vierten für sich allein. Man ließ sie ferner auch in der Kirche kastenweise sitzen, die hohen Kasten auf der rechten und die niedrigen auf der linken Seite. Weiter ließ man die hohen Kasten bei dem h. Abendmahl zuerst herzutreten und die niedern nachfolgen.“ Es ist dies zugleich (wenn mit dem Recensenten noch beigefügt wird, daß außerhalb der Kirche die Sudras von einem Katecheten ihrer Kaste bedient wurden und Hochzeiten, Leichen u. s. w. nach ihrem

Christian Davids über den Kastenstreit an Bischof Heber theilt Bower l. c. p. 91 — 101 mit. Dasselbst nennt er neben Schwarz und Geride auch Pohle als von den jüngern Missionaren, Rhenius und Genossen, wegen seiner Kastenbuldung geschmäht. Die in dem Punkt gewiß sehr empfindsame tamilische Exabition findet also zwischen Pohle und den späteren Kastenstürmern einen großen Unterschied. Es findet sich wirklich kein Anzeichen, daß er außer wegen der Rangordnung beim h. Abendmahl und in der doppelten Kelchsache gegen die Kastenpraxis der übrigen alten Missionare aufgetreten ist. Er mag vielleicht später noch milder geworden sein, wie er ja auch für die alte Bibelübersetzung von Fabricius energisch gegen die jüngeren Missionare eintrat.

*) Madras Quarterly Missionary Journal 1851. p. 171.

Kastengebrauch, doch mit Ausschluß aller abgöttischen Ceremonien, feiern durften), kurz die Summe der Rechte, welche unser Schwarz in vollbewußter Absichtlichkeit den höhern Kasten geben zu dürfen und zu sollen wähnte, und ihnen gegeben hat.

Dies kann schon nach unsern bisherigen Angaben nicht geläugnet werden, und als ein Siegel mögen schließlich nun noch des jüngern Kohlhoffs Worte hier stehen, in denen er sich noch auf andere handschriftliche Documente beruft. Sie bilden den Anfang eines an Bischof Heber 1824 gerichteten Schreibens: „Der Kastenunterschied, obgleich nicht in voller Ausdehnung, ist unter den Christen in Tanjour seit Gründung dieser Mission durch den verewigten Herrn Schwarz bald nach 1762 beobachtet worden. Indem Herr Schwarz mit einigen Einschränkungen gestattete, daß dem Geist des Evangeliums scheinbar so entgegengesetzte und schädliche Gebräuche in den neuen Gemeinden blieben, ließ er sich sowohl von seiner eignen Discretion als durch das Beispiel der früheren Trankebarschen Missionare leiten, und daß beide, sie und er, hier durch Gründe der Klugheit und Vorsicht bewogen wurden, erhellet klar aus einigen ihrer noch erhaltenen Briefe *).“ Ein Wunsch nach Veröffentlichung dieser Briefe, selbst wenn sie sich bis heute erhalten hätten, wie denn wirklich der Sohn jenes Kohlhoff noch alte Schriftstücke besitzt, würde schwerlich erhört werden. Doch die uns erhaltenen Reden und die commentirenden Handlungen genügen für jeden unbefangenen Forscher, wie auch Schubert in seiner frischen und erbaulichen kurzen Biographie von Schwarz das Resultat seiner historischen Forschungen über diese Frage mit ganz ähnlichen Worten giebt: „An sich selber war Schwarz kein blinder Eiferer gegen das Bestehen der Kasten des indischen Volkes. Er betrachtete sie wie jene Verschiedenheit der Stände, welche im christlichen Europa die Rechte der Geburt und Abstammung, die häusliche Erziehung und Bildung den Gliedern einer kirchlichen Gemeinde geben. Verschiedenheiten, welche der Kraft und Wirkung des Evangeliums für sich allein eben so wenig Eintrag thun können, als der freudigen Aufnahme einer gläubigen Predigt vor einer Versammlung der Vornehmen und Geringen in einer unserer Kirchen **).“

Kann demnach über die Stellung, welche Schwarz in dieser wichtigen Frage einnahm, ein Zweifel nicht aufkommen, so ist ja

*) H. Bower l. c. pp. 105. 106.

**) Christian Friedrich Schwarz, der Sendbote des Evangeliums in Indien. Von Dr. G. H. von Schubert. Erlangen 1860. p. 36.

allerdings noch nicht dargethan, daß nun diese Stellung auch wirklich die richtige war. Die so viel ventilirte Frage kann natürlich hier nicht des Breiteren erörtert werden. Indem wir mit Dr. Gundert in seiner neuesten Auslassung über die Kaste sagen, daß über ihre Entstehung nach neuesten Forschungen kein Zweifel obwalten kann *), glauben wir freilich, daß demnach auch über die kirchliche Behandlung der Kaste kein Zweifel mehr sein kann. Am evidentesten hat Prof. Max Müller in der schon citirten Abhandlung über die Kaste die Entstehungsgeschichte vorgeführt und die Folgerungen einerseits für die Regierung, andererseits für die Mission gezogen. Er beantwortet auf Grund der gesammelten Documente über die Entstehung der Kasten **) die Frage, ob die Kaste, wie wir sie in Manu und heut zu Tage vorfinden, einen Theil der ältesten Religionslehre der Vedas bilde, mit entschiedenem Nein. Die Kaste ist in dem modernen Sinne des Wortes keine religiöse Institution, sie entbehrt jeder Auctorität in den wirklichen heiligen Schriften der Brahmanen, und durch was für Versprechen sich auch die Regierung verpflichtet hat, die Religion der Eingebornen zu achten, so würde dies Versprechen nicht verletzt werden, selbst wenn die Beobachtung der Kastenregeln mit Strafen belegt würde. Das heutige verwickelte Kastensystem stammt aus drei verschiedenen Quellen, und man muß zwischen ethnologischer, politischer und professioneller Kaste unterscheiden. Die arischen Einwanderer unterschieden sich zunächst von den dunkelfarbigeren Urbewohnern, von denen sie auch Religion und Sprache trennte, von den Sudras. Die politische Kaste vermehrte die Spaltungen, indem in der überlegenen Race sich drei Abtheilungen sonderten, da aus der großen Masse der Bürger ein Militairadel und eine Priesterhierarchie hervortrat. Die professionelle Kaste war in Wahrheit nur eine Fortsetzung derselben socialen Entwicklung, die zur Herstellung der politischen Kaste führt. In den Mittellassen bildeten sich Unterabtheilungen je nach den Gewerben und Berufszweigen, in Indien wurden es so viele, daß man die Oberabtheilungen ganz darüber verloren und außer den Brahmanen nur Mischkasten behalten hat. Denn je ergie-

*) As. Mag. 1868. p. 363—371.

**) Original Sanskrit Texts by J. Muir. Part first, the mythical and legendary accounts of caste. Williams and Norgate, London. F. A. Brockhaus, Leipzig 1858. Dies Wort sollte in jedes indischen Missionars Händen sein, damit nicht ferner durch Behauptung des teuflischen Ursprungs der Kaste der ganze Stand in den Augen Gebildeter compromittirt wird.

biger das Gewerbe, um so eiferfüchtiger wird es bewacht, und in Indien war der priesterliche Beruf der einträglichste. Deshalb sind die Priester die eifrigsten Verfechter des Kastensystems, deshalb erst haben sie es in den Augen des Volkes mit heiligem Ansehn umgeben und in ihrem Interesse ausgebildet und verschärft. Doch trotz des Unheils aus dem zu großen Einfluß der Priester übte doch auch das Kastensystem auf die öffentliche Moralität eine gute Wirkung aus. Jeder wußte, daß er seine Kaste wegen Vergehen, von denen das Gesetz keine Notiz nahm, verlieren konnte. Unsitte oder Trunksucht konnten mit Erniedrigung oder Verlust der Kaste gestraft werden. Wahrlich, wenn man die Kaste jenes religiösen Charakters, welchen ihr die Priester zum eigenen Vortheil anzuhängen wußten, und wodurch sie Dingen, die wie alle socialen Einrichtungen sich verändern und wachsen sollten, eine unnatürliche Dauer und Heiligkeit verliehen, entkleiden könnte, so würde es sich wahrscheinlich zeigen, daß das Kastensystem für den bisher in Indien bestandenen Zustand der Gesellschaft und der Regierung wohl geeignet ist und daß, wenn es plötzlich vernichtet würde, die hierdurch entstandene Veränderung mehr schaden als nützen möchte.

Die gegen das augenblickliche Kastensystem gerichteten vornehmlichen Einwürfe sind, daß es die Leute daran verhindert, zusammen zu speisen mit wem sie wollen, zu heirathen wen sie wollen, und einen Beruf zu ergreifen, welchen sie wollen. Die bloße Verhinderung am Zusammenspeisen ist besonders in den östlichen Ländern von keiner Wichtigkeit, und Personen, die zu verschiedenen Kasten gehören und sich nicht gegenseitig bewirthen, können nichts desto weniger auf dem freundschaftlichsten Fuße stehen. Auf jeden Fall besteht Gegenseitigkeit im Kastenverhältniß. Die Sache liegt nicht so, daß der Reiche den Armen besuchen kann, aber der Arme den Reichen nicht besuchen darf, oder daß der Brahmane den Sudra zum Essen einladen kann, aber dagegen nicht eingeladen werden darf. In Indien schämt sich Niemand seiner Kaste, und der niedrigste Paria ist auf seine Kaste ebenso stolz und sucht sie ebenso ängstlich zu bewahren wie der höchste Brahmane. Das Verbot gewisser Heirathen wird ferner im Orient weniger tief empfunden als bei uns, auch ist die Kaste nicht das einzige Ehehinderniß. Personen, die zu derselben Kaste gehören, wird oft wegen ihrer Abkunft die Heirath untersagt. Derartige sociale Vorurtheile sind sogar aus Europa noch nicht ganz verschwunden. Ja es ist zweifelhaft, ob ein absolutes Verbot gewisser Heirathen grausamer ist als ein bedingungsweises. Es ist gewiß eine

sonderbare, von Psychologen noch zu erklärende Thatsache, daß sich Leute sehr selten in einander verlieben, wenn die Heirath ganz unmöglich ist. Bisher hat es noch niemals einen Zustand der Gesellschaft gegeben, und es wird auch nie einen solchen geben, der die Unterschiede der Geburt, Stellung, Erziehung und des Wohlstands nicht kennt; und um diesen Unterschied aufrecht zu erhalten, müssen die Heirathen zwischen Hohen und Niedrigen, Gebildeten und Ungebildeten, Reichen und Armen bis zu einem gewissen Grad erschwert und verhindert werden. In England, wo die Frauen eine ganz andere Stellung in der Gesellschaft einnehmen als im Orient, werden natürlich Ausnahmen vorkommen. In den Ländern, wo derartige Ehen ganz unmöglich sind, werden weniger Thränen vergossen und Herzen gebrochen, und der Druck ist in der That nicht härter, als der auf jedem Manne in England lastet, wenn er sich hütet, sich in die reizendste Prinzessin der königlichen Familie zu verlieben. Daß die Wahl des Berufs durch die Kastengesetze beschränkt wird, scheint ein großes Uebel zu sein, aber auch nur für europäische Anschauungen. Wo ein wohlorganisirtes öffentliches Erziehungssystem existirt, kann ein Knabe nach seiner Neigung sich einen Beruf erwählen, wo dies aber nicht der Fall ist, ist der Vater wahrscheinlich der beste Lehrer seines Sohnes.

Nach diesen Auseinandersetzungen ertheilt der gelehrte Orientalist und Missionsfreund, welcher dem Hinduthum als einer veralteten Religion nicht mehr viele Jahre zu leben giebt, der Regierung und den Missionaren für die Behandlung der schwierigen Frage noch einige beherzigungswerthe Rathschläge. Man könnte und sollte den heiligen Charakter des Kastensystems als gemeinen Betrug der Priester beseitigen. Freilich, was das Privatleben der Eingebornen betrifft, so würden die Missionare und die Regierung nicht weise handeln, wenn sie sich plötzlich in ihre Heirathsvermittlungen, ihre Gastfreiheit, ihre Etiquette und ihre Präcedenzregeln mischen wollen. Es giebt indessen einige Punkte, in denen sich die Regierung in das Kastenwesen mischen muß, und wo sie es ohne ein Versprechen zu brechen und ohne ernsthaften Widerstand zu erwecken, thun kann. Wenn irgend einer ihrer indischen Unterthanen wegen seiner Kaste mißhandelt wird, so muß ihm das Gesetz Schutz gewähren. In keinem Contract, welchen die Regierung mit den Eingebornen macht, sollte die Kaste berücksichtigt, in allen öffentlichen Anstalten, wie in Schulen, Hospitälern und Gefängnissen muß sie ignorirt werden. Die

Missionare sind nicht verpflichtet, mit derselben Strenge zu handeln. Ihre Beziehungen zu den Eingebornen, und besonders zu ihren Convertiten, sind mehr persönlicher Natur, und ihr Erfolg wird viel von der Discretion abhängen, mit der sie die landesüblichen Vorurtheile behandeln. Wenn ein in gebildeten Kreisen erzogener Heide zum Christenthum übertritt, so ist es nicht recht, daß er als Christ gezwungen werden sollte, mit andern Convertiten, die ihm in Geburt, Erziehung und Sitten nachstehen, zu verkehren. Die Missionare haben durch ihre Behauptung, daß Keiner wahrhaft bekehrt sein könne, der sich weigere mit seinen Mitconvertiten zu essen und zu trinken, vielen Anstoß gegeben. Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken. Die sociale Stellung der Convertiten in Indien wird noch eine geraume Zeit lang ein Stein des Anstoßes sein. Eingeborne Convertiten werden in die englische Kaste nicht zugelassen und die Furcht vor dieser Isolirung wirkt unaufhörlich gegen die Bekehrung. In einem gewissen Sinne sollte Niemand ohne Kaste, ohne Freunde, welche sich für ihn interessiren, ohne Gefährten welche ihn bewachen, ohne Genossen deren gute Meinung er schätzt, ohne Kameraden sein, mit denen er für eine gemeinsame Sache arbeiten kann. Das gesunde Leben eines politischen Staatskörpers kann sich nur durch Associationen, Kreise, Bündnisse, Gilden und Gesellschaften erhalten, und die Abschaffung der Kaste würde in einem Lande, wo die Kaste dies Alles vertritt, einer vollständigen socialen Anarchie gleichkommen. Wer die Hindus am Besten kennt, wünscht am wenigsten bei ihnen die Kaste vernichtet zu sehen. Die Kaste, welche sich bisher als ein Hinderniß der Bekehrung der Hindus erwiesen hat, kann in der Zukunft einer der mächtigsten Hebel nicht allein zur Bekehrung Einzelner, sondern ganzer Klassen der indischen Gesellschaft werden (ja ist es schon bei den Schanars in Tinnewelly und bei den römisch-katholischen Fischern der Fischerküste und Travancore's geworden). Die Kaste kann in Indien nicht abgeschafft werden, und ein darauf hinkelnder Versuch würde eine der gewagtesten Operationen sein, welche man je an einer lebenden politischen Genossenschaft versuchen könnte. Die Kaste wird als religiöse Institution sterben, als sociale wird sie leben und sich zu größerer Macht erheben. In veredelter Form werden die vier Kasten des Veda im neunzehnten Jahrhundert nicht veraltet und in einem christlichen Lande nicht überflüssig sein. Doch nur allmählig kann diese Veredelung zu Stande gebracht werden. Die Bähne fallen, wie ein einheimischer Schriftsteller sagt, im Alter

von selbst aus, es ist aber schmerzhaft sie in der Jugend auszu-
ziehen *).

Ueber die Kastenfrage ist in der alten Mission niemals Streit gewesen, denn selbst Pohle's Auftreten hat keinerlei Zwietracht erregt, und nur um der Bedeutung willen für die Gegenwart und um Schwarz gegen ungerechte Angriffe und Beurtheilungen zu vertheidigen, ist so ausführlich darüber gehandelt. Viel bedenklichere Gewitter standen aber noch am Horizont, als Schwarz seine tiefgreifende Wirksamkeit von Tanjour aus begann, so bedenklich, daß unter solchen Umständen Schwarzens raslose und erfolgreiche Wirksamkeit völlig als ein Wunder Gottes erscheint. In der Heimath war jene Glaubensüberzeugung und Glaubensinnigkeit, welche allein in Christo das Heil der Welt erkennt, im Ersterben und der Kreis der Missionsfreunde verengerte sich von Jahr zu Jahr, während die Angriffe

*) In dem heftigen Kastenstreit, der innerhalb der Leipziger Mission in unsern Tagen geführt worden ist, war die Kastenfrage vielfach nur Aushängeschild. Gegenüber der anglikanischen Kirche galt es Vertheidigung der alten Missionsgemeinden gegen völliges Absorbiren durch eine fremde intolerante Confession. Die Kastenfrage that den Anglikanern den Dienst, die wahre Sachlage zu verhüllen, und jetzt denken sie wieder sehr milde, wie die ganz neuerdings vom Bischof eingeforderten und als Manuscript gedruckten Vota über die Kaste erweisen. Innerhalb der Mission waren vielfach Rivalitäten die treibenden Motive, und es würde durchaus nicht auffallend sein, wenn Herr Missionar Dohs bei etwaiger Rückkehr aus Indien seine neugegründete Missionsstation ohne Kaste durch Vertrag den Leipziguern übertrüge. Es hat zwar die milde, in dieser Mission historisch berechnete Auffassung theoretisch gesiegt, aber nach beliebter lutherischer Weise pflegt nach dem Sieg der Theorie um so mehr in der Praxis nachgegeben zu werden. Die Vorkämpfer der Kastendulbung grade, die sehr wirksamen Missionare Schwarz und Krenmer, nehmen sich mit ganz besonderem Eifer der Parias an. Es ist dies ja allerdings höchst ehrenwerth. Aber wenn außerdem noch die Mission für jeden Katechumenen während der Unterrichtszeit eine Unterstützung zahlt und mit Hintansetzung der Schule große Summen hierfür verwandt werden (es mag inzwischen geändert sein), so heißt dies trotz des theoretischen Sieges Mission an die Sudras fast unmöglich machen. Eine Unterstützung während des Katechumenats können die Sudras allenfalls entbehren, aber für ihre verlorne Stellung im bürgerlichen Leben müssen sie durch guten Schulunterricht ihrer Kinder entschädigt werden, man muß sie nach Möglichkeit so viel zu heben suchen, wie es die alten Missionare gethan haben. Dies ist der Schlüssel zu ihrer eingreifenden Wirksamkeit unter den Sudras, dies auch die Bedeutung der Schulstretigkeiten innerhalb der Leipz. Mission.

auf die große waterlandsgefährliche Bettelanstalt, die Vorwürfe über lügenhafte Berichte und gänzliche Erfolglosigkeit der Mission stetig sich mehrten *). Schon mehrmals sind ergreifende Klagen von Schwarz über den Abfall vom alten Glauben angeführt, die damals aus Schonung unterdrückt waren. Ihnen möge sich hier noch eine Stelle eines Briefes vom Anfange des Jahres 1780 an Sorge anschließen: „Deine Nachrichten betreffend die Lasterungen wider den Herrn Christum und seine theure Versöhnung sind doch gar zu sehr traurig. Wer hätte das vor dreißig Jahren gedacht, daß in Deutschland solche satanische Lasterungen ausgebreitet werden würden? Wahrlich Ihr habt ärgere Heiden unter Euch als wir hier haben, obgleich auch die hiesigen arg genug sind. O was werden für Gerichte über die so gar ausgearteten Christen kommen. Das Wort des Herrn: So seid nun wacker allezeit und betet, damit ihr würdig werden möget zu entschießen diesem allen und zu stehen vor des Menschen Sohn, wird mir immer wichtiger. Der gnädige Gott schreibe es in mein Herz durch seinen heiligen Geist! Euch aber, die Ihr den Herrn Jesum, seine Gerechtigkeit und die Spitze des Heils, so er uns erworben, lieb habt, stärke der Herr, daß Ihr die theure Beilage bewahren und sie auf die Eurigen fortpflanzen möget.“ Schriftliche Angriffe auf den Grund des christlichen Glaubens konnten ihn sehr aufregen, so zerriß er ein englisches ungläubiges Buch in drei Stücke und grub sie vor seiner Thüre ein, damit ja Niemand in seiner Umgebung davon Schaden nehmen könnte. Aber schon war der Geist des Unglaubens und der Missionsfeindschaft in die kleine Missionskirche selbst eingedrungen, und der Missionar Hüttemann, sein einstiger Reisegenosse und Freund, arbeitete mit aller Energie am Ruin des Werkes. Im Januar 1778 war der fromme Capitain Manoury zu den Missionaren in Madras gekommen, um ihnen eine Dissertation von Hüttemann über Amos 5, 26

*) Namentlich zeichnet sich eine Recension in der Allgemeinen Bibliothek von 1777 durch ihre Maßlosigkeit aus: „Die Missionarien haben durch ihre partheyliche schleichende Vorstellungen das ehrliche teutsche Publicum so zu hintergehen gewußt, daß sie in der Zeit, da diese Missionen dauern, über eine Million Thaler aus dem armen Goldlosen Teutschland und andern europäischen Ländern zu ziehen gewußt. Mit diesem Gelde haben wir die Missionarien in den Stand gesetzt Bagabonden zusammenzubringen, welche meistens wahre Schandflecken des christlichen Namens sind.“ Die Vorsteher des Halleschen Waisenhauses hätten es zu verantworten, junge Leute in ein so fremdes heidnisches Land ohne Beruf zu senden.

zu zeigen *), welche ihm der Verfasser widmen wolle und die er nach England zum Druck senden und, wenn dort zu wenig Honorar geboten würde, nach Deutschland weiter an Hüttemanns Verwandte befördern sollte. Der Capitain ganz entsetzt über den Haß gegen die Tamulen, welchen diese Arbeit athmete, und über manche Angriffe auf die Mission wies die Dedication zurück, aber konnte die Absendung des Manuscripts und feindlicher Briefe an den Missionssecretair Broughton in London nicht hindern. In diesen Briefen verwirft Hüttemann die ganze bisherige Missionsweise mit vielen Ausfällen auf Ziegenbalg als ihren Begründer und erhebt Geister und einen englischen Bischof Berkeley bis in den Himmel. Deren Plan und der seinige sei, ein Gymnasium für die im Lande geborenen europäischen Kinder zu errichten, durch deren Unterricht die Missionare ihren Unterhalt gewinnen sollten. Einige begabte und gesittete Eingeborne sollten an dem Unterricht Theil nehmen, englisch, lateinisch, griechisch und die Theologie lernen und so zur Ordination vorbereitet werden. Unter keinen Umständen dürften die europäischen Missionare die Sprachen der Heiden lernen und durch deren Stammeln sich lächerlich machen. Berkeley's Plan sei von König, Parlament und allen weisen Männern beifällig aufgenommen, zehntausend Pfund seien ihm vom Parlament votirt, und er habe sich mit seiner Frau und tüchtigen Lehrern nach den Bermudas-Inseln eingeschifft, dort zur Bekehrung der amerikanischen Indianer ein Gymnasium zu errichten. Als aber die Intriguen des Ministers Walpole, eines Finanzmanns und Politikers aber ohne Gelehrsamkeit und Sinn für christliche Ideen, die Absicht vereitelten, sei er zurückgekehrt, habe die gesammelten Amosen den Gebern ersetzt und sei für seinen guten Willen mit einem Bisthum belohnt. Hüttemann stellt sich ferner ganz auf die Seite des kritischen Prof. Müller zu Göttingen in dessen Pastorale und fordert, daß in Halle und London keine Missionsgelder mehr eingesammelt werden sollten. Sein Schreiben fließt über von Schmähungen auf die tamulische Nation, und ein Tadel der bisherigen Missionsthätigkeit reiht sich an den andern. Unglücklicher Weise war der treue Secretair Broughton bei Ankunft der Briefe nicht mehr am Leben, und sein Nachfolger machte die ganze Sache öffentlich. Bei damaligen Zeit-

*) Die wissenschaftliche Nullität der Arbeit erhellt aus einer einzigen erhaltenen Stelle, worin er die Verehrer des Niris und die Jurens oder Siva's d. i. der Sonne identificirt. Vishnu ist ihm der Mond. Die Vishnuiten oder Telugus seien den Sivaiten, zumeist Tamulen, weit vorzuziehen.

verhältnissen mußten solche Vorgänge sehr schaden. Weil jene Hüttemannschen Bedenken allen Missionaren zur Aeußerung und Selbstvertheidigung zugesandt wurden, haben sich auch ausführliche Entgegnungen von Schwarz erhalten. Da nun ähnliche Gedanken noch immer nicht ausgestorben sind, wird auch die jetzige späte Veröffentlichung noch ihren Werth haben.

Auf die erste Kunde von diesen Angriffen am 9. Oct. 1778 schrieb Schwarz nach Halle: „Herr Hüttemann will nichts arbeiten und hat seit manchen Jahren fast nichts mehr als Missionar gethan. Das Geld aber, welches für die Mission gesandt wird, verwahrt er und will nichts davon gebrauchen. Ob es auf Zinsen aussteht oder ob er es in seinem Hause im Kasten hält, weiß Herr Gericke nicht. Ja wenn einem Armen was soll gegeben werden, so thut es Herr Gericke von dem Seinen. Ehen! welcher Jammer ist das. So ist es nie bei der Mission gewesen. Herr Gericke ist ein rechtschaffener, demüthiger Jünger des Herrn Christi. Die Glieder der Gemeinde, welche etwas beurtheilen können, sehen es auch, allein er hält es für vergeblich mit Herrn Hüttemann zu disputiren, weil sein Gemüth ganz gegen die Mission ist. Ich habe mich nicht gern gewagt andrer Brüder Arbeit oder Handlungen zu beurtheilen, weil ich meinte, ich hätte genug mit mir zu thun, der Fall mit Herrn Fabricius aber (daß er nämlich in seine Geldnoth gekommen, weil man so lange stillschweigend geduldet, daß er ohne seinen Collegen Breithaupt die Kasse verwaltete) hat mich gelehrt, daß man auch mit allzu langem Schweigen sich versündigen kann.“ Er bittet daher sofort die Kasse an Gericke zu übergeben.

Um nicht durch Schweigen sich zu versündigen, hält er sich auch verpflichtet am 3. Febr. 1780 für Pasche die ganze innere Genesis dieses Angriffs zu geben. Wir erfahren dadurch zugleich manche interessante Einzelheiten: „Ich bin erschrocken, da ich das erste Mal etwas von Herrn Hüttemanns Lästerungen vernommen, denn er hat es heimlich gehalten, sein Verfall aber ist schon lange ganz sichtbar gewesen. Stolz und Geiz sind wohl nie recht angegriffen oder gebrochen worden.

„Er heirathete sehr geschwinde, welches eine Gelegenheit war sich umzusehen, wie und woher er Beihülfe erlangen könnte. Endlich hielt er eine englische Schule, wobei viel vorgefallen, das einen schändlichen Geiz verrieth. Zum Arbeiten hatte er nicht viel Lust. Er ist comode, wie man sagt. Die malabarische Sprache verabsäumte er, so daß er nie mit einer angenehmen Fertigkeit sich ausdrücken konnte.

Die Pronunciation war gar schlecht. Es wurde ihm daher die Arbeit schwer und endlich verdrießlich. Es heißt, daß er über zehn Jahre sich der Gemeinde nicht angenommen, ausgenommen daß er alle vierzehn Tage einmal geprediget. Da er nun von den Brüdern in Trankebar liebevoll erinnert worden, so hat er dem stolzen Sinn völlig Platz gegeben und ist in Bitterkeit gerathen. Er meinte, ein Missionarius solle ein Superintendent sein, der alle halbe Jahr einmal eine Rechnung anstellte. Solches Gemüth schickt sich gar nicht zum Amt eines Missionars. Hätte er sich in die Arbeit begeben, so hätte er bei manchen widrigen Umständen auch erfreuliche, tröstende und aufrichtende Dinge erfahren. Das würde unter göttlichem Segen die Balance gehalten haben. Aber er setzte sich in seiner Stube nieder. Sonst sind alle Brüder, auch sonderlich die in Trankebar, willig Vorstellungen von einer Verbesserung anzunehmen, z. B. daß einige Kinder, welche nicht zum Lehramt vorbereitet werden konnten, zu lange in der Schule gehalten wurden, ist wahr. Ich habe es ein- und andermal den Brüdern vorgehalten, und sie haben es gar brüderlich angenommen und auch zu verbessern getrachtet. Daß man mehr an den Personen arbeiten sollte, welche man in der Gemeinde als Lehrer zu gebrauchen denkt, ist eine gar heilsame Erinnerung, ob sie gleich von ihm am wenigsten beobachtet worden. Ich kann Ihnen brüderlich versichern, daß ich wenig Zeit des Tages über für mich habe. Eine Arbeit folgt auf die andere, und man ist ja ganz allein. Indessen ist mir die Arbeit an den Katecheten und Gehülfsen immer am Herzen gelegen. Gott wird auch weiter helfen. Daß die Mission eine Armenanstalt ist, worin die Leute unterhalten oder durch Geld herbeigeloct werden, ist ja recht schändlich zu sagen. Daß manchen Armen Gutes durch die Mission widerfahren, ist außer Zweifel, sonderlich den Kindern. Daß aber die ganze Mission eine bloße Armenanstalt sein sollte, kann er ja unmöglich darthun. Allein er hat den Armen freilich kein Gutes, sondern vielmehr Böses gethan: Den Missionsacker bei Divulodtei hat er sich, wie mir Herr Gerike sagt, ganz zugeeignet, wie auch den Garten bei Kudelur. Das ist ja fürchterlich. Den Acker verschaffte Herr Kiernander dadurch, daß er einen Theil eines Waldes umhauen ließ, welches damals einem Jeden zu thun freistund, ja wozu die Einwohner aufgefordert wurden. Da aber hernach wegen des Abtrages an das Gouvernment eine Frage entstand, so hat Herr Hüttemann in etlichen Briefen das Gouvernment gebeten und auch mündlich deswegen gesprochen, von dem den Armen bestimmten Acker nichts zu fordern, welches auch bewilligt worden. Ist dieser kleinen Mühe

wegen der Acker sein Eigenthum geworden? Gott bewahre einen jeden Missionar vor solchem eigennützigem Sinn! Daß die Väter uns hintergangen, da sie uns zu den Heiden zu gehen und das Evangelium zu verkündigen, den Ruf angetragen, ist fast zu schrecklich. Ich habe ein- und andermal zu Gerichte gesagt, daß es mir vorkomme, als ob der Mann halb verrückt sei. Da ich hier im Lande mich über 17 Jahre aufgehalten, so habe nicht sogleich von seiner schrecklichen Abweichung gehört. Und da ich auch etwas hörte, so glaubte, daß er es bald erkennen würde. Seine Sammelsucht aber war mir fast von Anfang an in etwas bekannt. Ja alle Engländer auf der Küste redeten davon. Indessen dachte ich doch, daß die Sache zu stark vorgestellt würde. Endlich aber bekam solche Proben, daß ich keine Ursache hatte, an der traurigen Wahrheit zu zweifeln. Er war vor einigen Jahren ganz böse auf mich, daß ich nicht für Trauen, Kinder-tausen und Begraben mich bezahlen ließ. Ich aber antwortete, daß ich es des Aergernisses halber nicht thun wollte. Wollte Jemand etwas für die Armen geben, so stünde es ihm frei. Mit Fordern aber würde ich mich nicht abgeben. Ich habe einmal eine Bill gesehen, welche er eingesandt, da er einen Lieutenant begraben, welche schrecklich war. Dies melde Ihnen als einem theuern Bruder, damit Sie sehen, daß sein arges Schreiben und Lästern nicht eine auf eine Zeit angetretene Versuchung sei. Sein Herz ist nicht lauter. Und weil er nun bemerkte, daß seine Brüder sein Betragen nicht gut heißen konnten, so ist es in diese unselige Bitterkeit verfallen. Der gnädige Gott helfe uns allen. Er mache unsere Herzen lauter und richte unsere Füße auf seinen Weg."

Die neuen Hüttemannschen Missionspläne kritisiert Schwarz ferner in einem Schreiben nach Halle vom 14. März 1780: „An meinem Theil bekenne, daß es mir nicht leid ist, daß ich hieher berufen worden und daß den Ruf angenommen. Ich habe die Spuren einer gnädigen Regierung Gottes in der Sache bemerkt und verehere selbige kindlich. Ich glaube festiglich, daß Gott dies Werk, welches Herrn Hüttemann bei seinem bittern und aufgeblasenen Sinn so verächtlich vorkommt, noch mit herrlichem Segen krönen werde. Daß die Malabaren wie die Zigeuner wären, ist doch recht häßlich. Auch Europäer, die sonst nicht eben sehr große Freunde dieser Nation sind, bekennen, daß sie wohlgestaltet und in Absicht des Verstandes scharf, listig und verschmitzt genug sind. Und die klügsten Europäer sind ohne die selige Veränderung, welche durch den Geist Gottes geschieht, nichts besser. Daß aber die Missionare nur an den Katecheten arbeiten und sie in der eng-

liſchen Sprache und Wiſſenſchaft unterrichten ſollten, und daß dieſe in der Wiſſenſchaft geübten Leute dann ihre Landsleute zum Chriſtenthum rufen ſollten, iſt ein recht thörichter und faſt wilder Einfall. Selbſt die Miſſionare, die die Leute in den Wiſſenſchaften unterrichten ſollen, müſſen eben zu dem Zweck die malabarische Sprache verſtehen. Wenn aber auch dieſe Leute wohl unterrichtet ſind, ſo iſt doch eine beſtändige Aufſicht und Zurechtweiſung höchſt nöthig. Ja die Gemeinden würden weder zu den Miſſionaren, noch auch zu den von ihnen beſtellten Lehrern Zuneigung und Vertrauen faſſen. Wenn aber ein Miſſionar die Leute erſt unterrichtet und ſie dann fleißig beſucht, auch ſorgfältig nachfragt, wie die Katecheten ſich verhalten, ſo geht's ganz anders. Allein warum hat Herr Hüttemann nicht dergleichen unternommen? ſo hätte er doch etwas gethan, und ich bin gewiß, daß kein einziger Miſſionar es gänzlich gemißbilligt haben würde, viel weniger als ſeine Schule, welche aufs Geldſammeln gerichtet war. Die Wahrheit zu ſagen, Herr Hüttemann iſt zu einer mühsamen Arbeit (es ſei an der Schule oder Gemeinde) gar nicht aufgelegt. Ich wollte ihn wohl auf ſein Gewiſſen fragen, ob er in den faſt dreißig Jahren ſeines Amtes einigen, auch nur mittelmäßigen Ernst in dem Unterricht der Schulmeiſter und Katecheten bewieſen, und wie viel Zeit er darauf wöchentlich verwendet. Herr Hüttemanns Geiz und Stolz hat ihn faul und untreu gemacht. Hernach aber alles zu bedecken, iſt er auf den Einfall gerathen, Berkley's Plan einzuführen. Wie der Mann die letzten 10 oder 12 Jahre das Gehalt hat nehmen und die Rechnung über die Wohlthaten mit Ausſchließung des Herrn Gericke halten, ja das Diarium auch nur unterſchreiben können, iſt nicht begreiflich. Die Katecheten hat er anſtatt Unterrichts zum Handel brauchen wollen, und wenn ſie ſich geweigert, damit etwas zu thun zu haben, hat er ihnen ſchimpflich begegnet. Dieſes hat der Katechet Tiruſilunwei mir vor einem Jahre mit Wehmuth erzählt. Was der redliche Herr Gericke ausgetan, iſt leicht zu errathen, zumal da Herr Hüttemann immer von ihm als Schwiegerſohn Gehorſam und Unterwürfigkeit im hohen Grade verlangt. Schon vor 19 Jahren *) merkte

*) Es iſt alſo die p. 117—118 erzählte Reiſe in den erſten Monaten 1761 gemeint. Bis dahin galt Hüttemann als durchaus treuer Arbeiter, wie auch Klein noch in einem Briefe vom 20. Februar 1780 beſtätigt: „Bedenke ich ſeinen erſten Eifer, da Herr Kiernander noch in Kadelur war, und welche Demonſtrationen er da gethan, und welche wichtige Abhandlungen er damals aufgeſetzt und uns communiciret, und halte ich ſein jetziges Verhalten dagegen, ſo iſt es wie Licht und Finſterniß unterſchieden.“

etwas von dem, was hernach im hohen Grade ausgebrochen. Wenn wir ausgingen, so pflegte er sich in dem Missionsgarten niederzusetzen, ja verlangte, daß ich ihm Gesellschaft leisten sollte. Ich sagte: Im Garten habe ich nichts zu thun; hier sind Kohlköpfe, aber nicht Seelen, an welchen wir arbeiten sollen. Ob Herr Hüttemann sich nun, da ihm Herr Gerike und die Brüder die Wahrheit in Liebe vorgehalten, ändern wird, wird die Zeit lehren. Der erbarmende Gott nehme sich seines Werkes, welches in mehr als einer Absicht von dem Feinde angetastet wird, in Gnaden an. Er lenke alles zum Besten um Christi Jesu willen."

So lange Hüttemann in seiner feindseligen Stimmung verharrte, scheint es Schwarz auch für Pflicht gehalten zu haben, keinerlei freundschaftlichen Verkehr mit ihm zu pflegen, wenigstens läßt sich dies aus einem ingrimmigen Briefe Hüttemanns vom 7. Oct. 1779 schließen: „Herr Schwarz passirte gestern hier vorbei, ohne vorzusprechen. Er ist seit Juni in politico bei Haider Ali, dem abscheulichen Tyrannen, gebraucht worden. Da er ein guter Spaßmacher, der durch Erzählen von Histrorien und Nachahmung der Sprache und Gesten Leute lachen machen kann, so schickt er sich gar wohl zu den Malabaren. Er hat uns nichts von seiner Unterhandlung gemeldet, welches auch nicht nöthig, da schon lange alle Correspondenz aufgehört. Keiner bekümmert sich um den andern, jeder thut nach seinem Kopf. Eine besondere Methode, wodurch die Missionare das Zutrauen der armen Deutschen erschlichen, ist daß sie sich einander selbst gelobet in den Berichten. Man sehe nur das 14. Stück p. 172 in dem Briefe von Kohlhoff, wo er Schwarz und seine übrigen Collegen bis zum Ekel herausstreicht *). Der Kirche Jesu ist an solchen Proselyten wie Malabaren, Nicobaren, Grönländern, Lapländern, Eskimos wenig gelegen. Alle diese Nationen sind eine Art Affengeschlecht, die müssen erst zu Menschen werden, ehe das Christenthum ihnen mit Nutzen gepredigt wird.“ Bei solchen Worten eines Missionars, die mit Schwarz die Annahme eines partiellen Wahnsinns mit Bezug auf seinen Beruf nahe legen, gereicht es zum Trost, doch noch schließlich mildernde Umstände anführen zu können. Er starb nämlich am 18. Juli 1781 an einem Gallenleiden, und da so viel Nachtheiliges von ihm berichtet werden muß-

*) Ueber Schwarz heißt es dort nur: „Unser theurer Bruder Herr Schwarz ist recht munter auf seinem Posten. Er arbeitet aus allen Kräften für die Ehre unsers Heilandes.“ Der übrigen Missionare wird in wohlwollender Erzählung, aber durchaus nicht mit Lobhudeeln gedacht.

Germann, Chr. Fr. Schwarz.

sen, möge auch aus Gericke's Feder die Schilderung seines friedlichen Abschiedes nicht fehlen: „Seine Krankheit zeigt, wie viel Antheil die verdorbenen Säfte seines Leibes an seinem Verhalten in den letzten Jahren seines Lebens gehabt haben. Ich habe ihn fast nie so geruhig, gelassen, zufrieden, geduldig gesehen als in den elf letzten Tagen seines Lebens, den Tagen seiner Krankheit. Es war, als wenn sich alles bei ihm löste. Er bezeugte von Anfang der Krankheit an ein groß Verlangen zu sterben. Er war von allem Irdischen völlig los und bekannte mit Thränen, daß er zu viel für dasselbe gesorget. Fünf Tage vor seinem Ende dictirte er mir einige Zusätze zu seinem letzten Willen und unter anderm folgendes, welches die Summe dessen ist, das er vor seinem Ende in seiner letzten Krankheit von Ew. Hochwürden und den Missionaren gesprochen: „Ich bitte demüthig Herrn Freylinghausen und alle Missionare in Trankebar und auf der Küste um Verzeihung, wenn ich sie je beleidigt habe, ich meinte es gut, aber habe mich wohl in einigen Punkten geirrt. Jesus Christus verzeihe mir alle meine Sünden.“ Als mit der letzten Nacht, die er in gottseligem Gespräch und Gebet hingebracht, sein Leben sich zu Ende neigte, ließ er die Briefe, welche er schon nach Europa geschrieben, mit den Worten vernichten: „Das ist alles nichts, nun machet Gott selber der Sache ein Ende“ und bat nochmals Prof. Freylinghausen um Verzeihung, ordnete auch an, für das Waisenhaus 200 Thaler aus seinem Nachlaß zu zahlen.

Solches Ende wirkt verfühnend, und so soll denn auch gern zugestanden werden, daß damals die Mission überhaupt eine Krisis durchzumachen hatte und manche bedenkliche Erscheinungen wohl veranlassen konnten, die Grundlage des ganzen Gebäudes näher zu untersuchen. In Schwarzens Briefen aus jener Periode finden wir klagend neben Hüttemann auch Diemer in Kalkutta und Fabricius in Madras genannt. Bezüglich der Mission in Kalkutta kann man nicht über rückhaltiges Schweigen Seitens der Halle'schen Direction klagen. Es liegt vor uns eine völlig actenmäßige kurze Geschichte dieser Station *), welche nichts verschweigt und offen zugiebt, daß es im vorigen

*) Frankens Stiftungen III. p. 490 — 511. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1796.

Jahrhundert dort zu eigentlicher Missionsarbeit gar nicht gekommen ist. Diemer, der im Februar 1775 zur Unterstützung des alten Kiernander gelandet war, lebte mit demselben in offener Feindschaft, und vergebens suchte Schwarz durch seinen inzwischen nach Bengalen versetzten Freund Chambers Versöhnung zu stiften und Diemer einen Begriff von Missionsarbeit beizubringen. Dieser Diemer, welcher Zeit fand von Kalkutta Spazierfahrten nach dem Kap zu machen und sich von den Bischöflichen in England wieder ordiniren ließ, hat seinen Kollegen systematisch verläumdnet. Hüttemann, der mit Kiernander nie gut gestanden, war natürlich nur zu geneigt, Diemers Worte sämmtlich als baare Münze anzunehmen. Da auf die Verhältnisse in Kalkutta Schwarz nur indirect einwirken konnte, genügt es hier mit Verweisung auf den citirten Aufsatz einige Worte zur Aufklärung über den ungeheuern anstößigen Reichthum Kiernanders, der so viel besprochen ist, herzusetzen. Nach Hüttemann wäre Kiernander von der Küste Coromandel fortgegangen, weil ihn seine Gläubiger gedrängt hätten*), jedenfalls war er in Kalkutta ankommend vermögenslos und nach fünfzehn Jahren galt er als der reichste Mann in Bengalen. Nach einem Brief des Factors Becker vom 13. Oct. 1778 löst sich der alte Streit, ob Heirath oder Handel Quelle auch dieses Bengalischen Reichthums gewesen sind, in unerwarteter Weise durch ein Weder — noch: „Die Halle'schen Freunde haben bis jetzt immer geglaubt, daß der Reichthum des Herrn Kiernander von seiner Frau herkomme, welches nichts weniger als dieses ist, er es auch selbst gegen Herrn König gesagt, sondern seine Frau giebt nur den Namen dazu her. Von der Negocie hat er ihn nicht, denn er hat sich im Anfang kümmerlich in Bengalen behelfen müssen. Der Krieg hat ihm dazu verholfen, wie er gesagt, indem die Officiere alle ihre Gelder ihm gegeben, um sie in die Bank auszuthun und die Bonds jährlich zu erneuern, da er denn von 100 fünf Procent gehabt und nach seiner eigenen Aussage in einem Jahr auf 30000 Rupi oder 20000 Thaler dadurch verdienet hat. Er ist jetzt ein Mann von mehr denn 6 Lack oder 600,000 Rupi. Er zieht für

*) Hüttemann 5. Oct. 1778: „Das Kupfer und die Unterschrift des Herrn Kiernander (1. B. neuere Folge der alten Hall. Berichte), welcher anno 58 wegen tiefer Schulden die Küste verlassen und nach Bengalen gehen müssen, rührt auch her von Herrn Inspector Fabricius, dem eigentlichen Hauptgehilfen bei Herausgabe des Missionsdiarii. Ein Gewisser merkt an, die Unterschrift müßte so heißen: In meinem Schwedenland giebt's keine Diamanten; Bengalen ist der Platz für den Negotianten.“

Hausmieth, weil er die besten Häuser und Paläste hat, monatlich 1500—2000 Rupi. Kirche und Missionshaus sollen ihm mehr denn 130,000 Rupi gekostet haben. Er soll ein großer Bauverständiger sein, der auch am wohlfeilsten bauen kann.“ Auf herrliche Gebäude und reiche Mittel gesehen, mußte es demnach glänzend mit der Mission in Bengalen stehen, und es war doch nur glänzende Armuth und eine Lehre für alle Zeiten, nicht die Güter dieser Erde als nervus rerum auch in der Mission zu hoch zu schätzen.

Das grade Gegenbild zu Kalkutta bot Madras: Kiernander in Ueberfluß und Palästen, sein Freund und Reisegefährte Fabricius in bitterster Armuth und im Gefängniß. Ueber diese traurige Katastrophe, wie Kiernander sich erboten für Fabricius' Person, nicht aber für seine Schulden Bürge zu werden *), wie tief Schwarz persönlich darin verflochten und wie edel er in der ganzen Sache gehandelt, ist schon an anderem Orte referirt **). Alle diese Sorgen griffen Schwarz aufs tiefste an, er klagt gegen Pasche am 3. Febr. 1780: „Herr Hüttemanns, Fabricii und Diemers Betragen hat mir vor der Zeit graue Haare verursacht. In solchen bedrängten Umständen ist die Mission noch nie gewesen, ob es gleich an manchen trüben Wolken nicht gefehlt. Gott aber kann und wolle sein Werk erhalten zum Heil vieler Seelen. Mein lieber Bruder, ich weiß fast nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Armuth hat ihre Beschwerlichkeit. Indessen kann Ihnen brüderlich versichern, daß sie mir günstig gewesen. Kein Engländer läßt es sich in den Sinn kommen, Essens oder Trinkens halber mich zu besuchen; nicht einmal eine Tasse Thee verlangen sie von mir, weil sie wissen, daß ich nichts habe für ihren Geschmack. Wer also mich besucht, thut es blos mit mir ein Gespräch zu halten, oder die Schule zu be-

*) Als einzige Beweisstelle für das erste Gefängniß von Fabricius siehe hier Breithaupts Mittheilung vom 11. Juli 1781 wörtlich: „Was Herr Fabricius an die Bengalische Mission schuldig geworden, hat Herr Kiernander an dortige Kasse bezahlt, auch versprochen, das was er an seinen Herrn Bruder (Seb. Fabricius, den Pflegevater des einzigen Sohns Kiernanders) schuldig ist, gleichfalls für ihn zu bezahlen. Auch erbot er sich damals, als er von seinem Gefängniß von mir Nachricht bekommen hatte, für seine Person, nicht aber für seine Schuld Bürge zu werden. Seitdem er des Gefängnisses entledigt worden, haben ihm die Creditoren, vielleicht in Betracht der gegenwärtigen betrübten Zeit, Ruhe gelassen.“

**) Joh. Phil. Fabricius p. 234 ff. Als Nachtrag zu p. 247 l. c. sei bemerkt: jenes nach Fabricius benannte Dorf gehörte den Söhnen Kurupadams eigenthümlich.

sehen. Ich bin also von wegen meiner Armuth von vielen Versuchungen frei, welches ich als eine große Wohlthat vor Gott erkenne.“ Weil die Mission in Tritschinopoli bei Fabricius 1000 Pagoden stehen hatte, und außerdem Fabricius bedeutende der Frau Wood *) gehörige Summen, statt sie nach London zu übersenden, eigenmächtig wieder ausgegeben hatte, mußte freilich Schwarz dem Drängen der Brüder, persönlich die Angelegenheit in Madras zu untersuchen, sich fügen. Er hatte sich im Sommer 1778 schon einige Monate in Madras deshalb aufhalten müssen, an Gemüth und an Körper krank, denn er bekam auch einen unangenehmen und juckenden Ausschlag, der ihm viele schlaflose Nächte verursachte. Wie viel hatte er Fabricius, seine eigenen Worte zu gebrauchen, vorlamentirt, während der fromme Greis in unerschütterlichem Gottvertrauen auf plötzliche Errettung von oben wartete und wohl dem lamentirenden Bruder im Gefängniß seelenvergnügt ein schönes Kirchenlied vorsingen konnte, das er eben übersetzt hatte; wie oft hatte er in des Nabobs Vorzimmern gewartet, bis endlich der älteste Sohn ihm zusagte, bei Antritt der Regierung die Schulden seines flüchtigen Schwagers als des Hauptschuldners zu zahlen, — leere Worte. Die grauen Haare, welche er sich in solchen Mühen und Sorgen zugezogen, sind fürwahr auch eine Krone der Ehren.

Aus der Heimath und von sämtlichen Missionsstationen außer von Trankebar war Trauriges in dieser kritischen Periode zu berichten. Zur Vervollständigung der Uebersicht gehört nun nur noch ein kleiner Nachtrag eben über Trankebar. Der alte Zeglin war am Himmelfahrtsfest 1780 gestorben, nachdem er bis zuletzt zusammen mit Daniel Pillay unter Fabricius' Oberleitung an der neuen Ausgabe des tamulischen Alten Testaments gearbeitet hatte *). Wenige Wochen später kam ein Erbsatz in dem Schleswiger Nulffen, der allen Anzeichen nach ein tüch-

*) Als Hüttemann in einem Briefe an Pasche den alten Fabricius abgemalt hatte als „alten, eigensinnigen, den Mrs. Wood am besten beschreiben könne, wie sehr er sich von den schelmischen Malabaren betrügen lasse“, wurde ihm erwidert, Mrs. Wood habe die günstigste Meinung von Fabricius. Die edle Frau ertrug die großen Verluste sehr ergeben.

**) Klein: „Daniel Tolk sagte unter andern: „War es doch nicht anders, als wenn der Selige ein Land oder eine Festung nothwendig erobern mußte bei dem Triebe, den er zur Bibelrevision hatte; und sicher, er hat die Stadt eingenommen.“ Aus dieser doppelten Mitarbeit und dem späteren Druck erklärt sich zur Genüge, weshalb die Fabricius'sche Uebersetzung des Alten Testaments die Neutestamentliche durchweg übertrifft.

tiger Missionar zu werden versprach, und siehe, es ging wie bei Schöllkopf, einen Monat nach seiner Landung grub man sein Grab. Er hatte sich den frühen Tod durch Unvorsichtigkeit zugezogen. Wie fast jeder Europäer bekam er einen juckenden prickelnden Ausschlag, rothe Hunde genannt, eine Art rother Frieseln; er suchte sich durch Waschen mit kaltem Wasser und Befeuchten mit Servietten zu helfen und trieb den Friesel nach innen. Die Trauer der Missionare über den Verlust war außerordentlich. — Dazu herrschte Uneinigkeit in dem kleinen Kreise. John hatte sich verheirathet, ehe er zur Zahl der vier ältesten Missionare gehörte, welche eine Gehaltszulage genossen. Von seinem geringen Gehalte konnte er eine Familie nicht ernähren, und so kam er auf den Gedanken, den Verlassenen Schulplan wieder aufzunehmen und ein Pensionat zu errichten. Kuhlhoff und Klein stimmten um des Unterrichts ihrer Kinder willen dafür, König, Beglin und Schwarz entschieden dagegen, und die Zukunft gab letzteren Recht. John widmete sich mehr und mehr seinem einträglichen Pensionat und beanspruchte und gewann auch Kottlers und Beckers Hülfe beim Unterrichten. Bei der Wichtigkeit, welche Johns Schule in der folgenden Periode der Mission erlangte, ist es interessant von Schwarz eine ausführliche Aussprache darüber zu besitzen; er schreibt am 30. Jan. 1782, als sich die Mißstände immer deutlicher offenbart und der 1781 gekommene Miss. Mentel aus Straßburg sogleich der Schule gewidmet hatte: „Wenn es etwas still im Lande werden sollte, so gedenke nach Trankebar zu gehen und die Brüder zu sehen. Herr Johns Schule scheint dem Missionswerk gefährlich zu werden. Daß eine Schule für europäische Kinder angerichtet werde, ist sehr nöthig. Allein die jetzige Einrichtung ist, so viel ich höre, nicht dem Sinne des Evangeliums gemäß. Alle jungen Missionare gehen dahin, lernen die malabarische Sprache wenig, geben sich mit der Schule fast ganz ab, ziehen sich von dem Hauptwerk zurück, verlegen die Subordination, gehen in ein parteilich Wesen ein, so daß zu befürchten, daß es traurige Consequenzen haben wird. Was in solcher Schuleinrichtung zu thun, sollte gemeinschaftlich ausgemacht werden, da denn ein Jeder manchmal helfen könnte. Die Missionsache sollte dadurch befördert, nicht aber hintangesezt werden. Herr John sollte sich dem Rath der Brüder unterwerfen, und kein neuer Missionar sollte eine Stunde informiren, ehe er nicht die zum Missionswerke nöthige Sprache gelernt. Wird die Harmonie unter den Missionaren aufhören, so wird viel Unheil entstehen. Ich bedauere es von Herzen. Der Weltgeist und leibliche Bequemlichkeit müssen uns nicht regieren, sonst ist es aus mit der Mission. Denn wenn ein

Missionar hier zwei oder drei Sprachen lernt, so kann er leicht drei- oder viermal mehr Gehalt bei der Welt bekommen, als er bei der Mission hat. Folglich wo ihn die Liebe Christi nicht hält, so geht er dahin, mag wohl den Namen behalten, wird aber wenig ausrichten. Außerdem sind bei solcher Sache viel äußere Zerstreuungen, welches man in Europa sich schwerlich vorstellen kann. Wie das wahre Christenthum sich mit der Armuth am Geist anhebt und durch den ganzen Wandel sich beweisen muß, so ist eben diese Armuth am Geist die Hauptsache beim Lehramte. Geht die verloren, so wird aus der Amtssache eine Weltssache. Diesen Brief, den ich Herrn Pohle gezeigt, welcher alles, was wegen der Schule geschrieben, hält als ob er es selbst geschrieben, sende an Herrn Klein [der seine frühere Zustimmung nun sehr bedauerte] offen. Er mag seine Anmerkungen hinzuthun, oder was ich nicht recht getroffen (da ich nicht in der Nähe bin) verbessern. Gott aber leite uns durch seinen Geist und bereite uns täglich mehr und mehr zu seinem Dienst an der Gemeinde. In Herr Hüttemanns und Fabricii Sache habe mich zurückgehalten. Hernach aber bemerkte, daß solch Stillschweigen nicht gut und dem Werke beförderlich gewesen. Beim Anfange solcher Abweichungen ist große Sorge und Ernst zu beweisen." Da Kopenhagen und Halle sich auf Johns Seite stellten, blieben die Vorstellungen vorläufig fruchtlos, bis die Gefahr noch offenkundiger wurde, und Schwarz ganz unerwartet Botschaft erhielt, auch Pohle habe seine anfängliche Meinung ändernd sich den jungen Missionaren beigefellt, welche die Schularbeit vorzögen und sei schon als Lehrer in Johns Schule thätig.

Es wird erinnerlich sein, daß nach den letzten Nachrichten die Verhandlungen über Pohle's Austritt aus der dänischen Mission noch immer nicht zum Abschluß gediehen waren. Erst zu Anfang des Jahres 1782 entschlossen sich Pohle und Schwarz, auf dringende Mahnung des Halleischen Directors, zu thun, was gleich im Anfang hätte geschehen müssen, nämlich ein unterthäniges Gesuch um Dimission nach Kopenhagen zu schicken und in London zu notificiren, daß Pohle sich nach der zu erwartenden Ordre des Collegiums richten würde. Die Briefe kamen aber weder in Kopenhagen noch in London an, und dem Director wurde auf die bezügliche Anfrage kurz erwidert, auch wenn die Gesuche noch einliefen, könne das Collegium von Pohle's Zurückforderung nicht absteheh, man wolle es ihm direct mit dem Bedeuten

melden, daß er andernfalls die auf ihn verwendeten Kosten zu ersetzen habe. Ja am 15. März 1783 giebt Herr Hee Wadum der reiferen Ueberlegung des Directors anheim, ob es nicht nach wieder hergestelltem Frieden rathsam wäre die Londoner Societät zu erinnern, daß dieselbe ein paar Missionare zur Hülfe für Herrn Kiernander und Schwarz besorge, auf daß Verlach und Pohle zu ihren eigenen Aemtern zurückkehren könnten. Ehe noch diese Ablehnung des nur inhaltlich und indirect bekannt gewordenen Entlassungsgesuches in Indien verlautet sein konnte, im Mai 1783, passirte Pohle durch Tanjour, um sich in Trankebar nach fast sechsjähriger Abwesenheit zu erholen. Von anderweitigen Absichten sagte er Schwarz nichts. Man denke sich dessen Erstaunen und Schmerz, als nach wenigen Tagen Briefe einliefen, er möge Tritschinopoli forthin durch Katecheten oder Landprediger versehen lassen, Pohle gedenke in Trankebar zu bleiben und gefalle sich besonders in der Schularbeit *). Am 12. Juni brach Schwarz schleunigst dahin auf und verweilte sich bis zum 26., erfreut auch Geride dort zu treffen. Nun wurde denn die ganze Lage der Mission gründlich durchsprochen und durchberathen. Pohle erklärte, seine Gesundheit sei angegriffen, er möchte sich auch bei guter Gelegenheit verhehelichen, er sehe bei den Engländern so gar keinen Nutzen seiner Arbeit, sie kämen nicht zur Kirche noch zum Abendmahl, und dann solle er doch alle ohne Unterschied begraben und als „theurer Bruder“ bezeichnen. Da nun auch das Collegium seinen Aufenthalt in Tritschinopoli noch nicht gebilligt habe, ja einige starke Ausdrücke im letzten Briefe darüber gebraucht, so wolle er lieber zu Trankebar in der Gesellschaft der Brüder sich aufhalten und sein Amt treiben. Wie die Entscheidung

*) Vgl. Brief an Pasche vom Sept. 1783: „Im Mai kam Herr Pohle zu mir, und von hier ging er nach Trankebar. Bald darauf hörte ich, daß er den Brüdern seine Schwäche und öfteren Krankheiten vorgestellt und ein Verlangen bezeuget in Trankebar zu bleiben, folglich Tritschinopoli zu verlassen. Ich erstaunte über die Sache, ging selbst nach Trankebar und stellte in Liebe dem Bruder Pohle vor, wie nachtheilig eine solche Veränderung der Mission sein würde, und was es bei den Engländern für einen Eindruck machen würde, sonderlich wenn sie zusammennehmen wollten, was in Bengalen und in Madras mit Herrn Fabricius sich zugetragen, so daß es mich gar nicht wundern würde, wenn sie die ganze Mission fahren und fallen ließen. Er faßte sich gleich, und die andern Brüder redeten ihm auch zu, so daß alles ohne Widerstand in Ordnung kam. Sobald wie er nach Trankebar gekommen, hat er gleich bei Herrn John in seiner Schule geholfen, und das hat den Wunsch dort zu bleiben befördert.“

über diese Frage und Johns Schule in der gemeinschaftlichen Conferenz am 17. Juni ausgefallen, mögen einige Auszüge aus Schwarzens Briefen erzählen: „Es ist leicht zu erachten, wie dieser Vorschlag un-
sers Bruders mir viele Unruhe gemacht. Meine Seele indessen siehet auf Gott, auf seine weise, heilige und allezeit gute Regierung. Er hat mich bisher väterlich getragen, meine Sünden um Christi willen mir vergeben, auch im Amt mir väterlich geholfen, mich bewahret und gesegnet, wofür ihn ewig anbeten werde. Ich hoffe also zu seiner Güte, er werde alles, auch in dieser bedenklichen Sache wohlmachen. Was ich Fr. Pohle auf seinen Vorschlag geantwortet, kommt darauf hinaus: Die Gesundheit kann er bei gemäßigter Arbeit und Leibes-
Bewegung in Tritschinopoli ebensowohl wie hier in Trankebar erhalten. Wollen die Engländer sich nicht bekehren, so ist es doch gut, daß das Zeugniß von Christo in dortigen Gegenden erhalten werde. Und was würde aus der armen tamulischen Gemeinde werden? Diese zu verlassen, um die Gesellschaft oder den Unwillen einiger böser Menschen zu vermeiden und die freilich angenehmere Gesellschaft der Brüder zu genießen, will mir nicht vorkommen, als ob es dem Herzen und Sinne Gottes gemäß. Hier ist kein anderer Weg als der Weg der Verläng-
nung zu rathen. So haben ihm alle Brüder gerathen, kein einziger ausgenommen. Herr Pohle hat sich auch dem Willen Gottes über-
geben und wünscht nichts wider denselben zu thun. Sollte er sich ver-
ehelichen wollen, so wird Gott Mittel und Wege zeigen, daß er in keine allzugroße leibliche Noth gerathe. Und was ich Armer mit dazu beitragen kann, will ich gern thun. Ich hoffe, Herr Pohle wird sich diesen Rath der Brüder gefallen lassen, wie wohl ich nicht ohne Furcht in der Sache bin. Es ist zu bedauern, daß das hochlöbliche Collegium sich in dem letzten Brief nicht mit mehr Zufriedenheit ausgedrückt hat.

„Es giebt jetzt in beiden Missionen ganz eigene Prüfungen. Gott aber wolle und wird gewiß auf eine ihm selbst gefällige Weise helfen. Da ich nun hier in Trankebar mich einige Zeit aufgehalten, so wer-

*) Pohle blieb nämlich nach Schwarzens Abreise noch einen Monat, und daß ihm dort wieder Versuchungen zum Bleiben mögen nahe getreten sein, zeigt ein Brief des persönlich sehr dabei interessirten John vom 25. Febr. 1784: „Ob es wirklich nicht besser sei, Herrn Pohle wieder nach Trankebar zu rufen und die Gemeinde in Tritschinopoli von Tanjour aus oder durch einen Landprediger so gut als möglich zu versorgen? denn Frater Pohle ging doch ganz gewiß mehr aus Bestimmung per plurima vota, als aus Neigung wieder dahin und ist immer kränklich, auch selbst noch nach dem gestrigen Brief vom 20. Februar. Ich fürchte, er opfert dort sein Leben auf.“

den Ew. Hohehrwürden wohl verlangen, daß ich von Herrn Johns Schulanstalten etwas melden möchte. Ich will Denselben just melden, was ich Herrn John selbst mehr als einmal gesagt — nämlich drei Stücke habe ihm brüderlich zu erkennen gegeben 1) daß ich gegen die Schule an und für sich nichts habe, sondern vielmehr die Sache billige, damit Missionarskinder eine bequeme Gelegenheit zur christlichen Erziehung haben möchten 2) daß die Schule mit der Mission genau verbunden und mit derselben incorporirt würde, damit sie nicht (wie sonst zu sorgen) eine Gelegenheit zum Schisma werden möchte 3) daß bei der Schule der Unterricht einiger fähiger malabarischer junger Leute mit befördert werden möchte, denn eine jede Arbeit eines Missionars muß das Wohl der Mission zum Hauptzweck machen. Herr John hat sich, überhaupt davon zu reden, zu meiner Befriedigung ausgedrückt. Er sagte, er wüßte nicht mit Gewißheit, ob er die Schule fortsetzen würde, sonderlich aus Mangel der Arbeiter, daß zur völligen Incorporation mit der Mission es jetzt noch kein Ansehen habe, weil einige Brüder nichts damit zu thun haben wollten, daß er bisher aufs Beste der Mission gesehen habe und sehe. Ich sagte, daß ich ja, als in Trankebar mich zwölf Jahre aufgehalten, der Missionarien Kinder täglich eine Stunde unterrichtet hätte, und daß es mich im Hauptgeschäft nicht gehindert habe. Wenn nun zwei oder drei Missionare ein Stündlein geben, so könnte solche Arbeit der Hauptsache nichts schaden. Kurz wenn die Sache gemeinschaftlich in Connexion mit der Mission getrieben wird, so wird den Kindern geholfen und dem Ganzen geht nichts ab. Ich habe die Hoffnung zu Gott, daß Herr John niemals sich der Missionsarbeit entziehen werde. Allein andere nach ihm könnten es thun, und da unser Leben ungewiß ist, so wäre zu wünschen, daß einem solchen traurigen Vorfall vorgebauet würde und bei Zeiten."

Diesem Briefe vom 22. Juni 1783 fügt er im October eine etwas härtere Sprache hinzu, als John schließlich, obwohl er als mit jenen aufgestellten drei Punkten sich einverstanden gestellt, doch sich weigerte, die Frage in einer Conferenz zum Austrag zu bringen: „Der Eigensinn und Eigennutz können sich oft mit schönen Worten schmücken. Die unablässige Arbeit an den Malabaren, da man oft viel arbeitet, sich große Hoffnung macht und am Ende betrogen sieht, greift freilich an. Allein ob man auch an neun und neunzig seinen Zweck nicht erreicht, so muß man doch mit dem hundertsten aufs neue anfangen. Der selige Anton hat dies in seiner Harmonie über Joh. 3, 1 sehr vortrefflich erklärt.“ Er erkennt an, daß er und Gerike von John

werth geachtet würden, aber tadelt offen auch die Höhe der Pension und fordert, daß aus dem nach Abzug der Unkosten sich ergebenden Gewinn ein Fond für die Schule und Anstalt gebildet würde. So wäre allem Zweifel und allem Verdacht vorgebaut. Wie recht Schwarz mit seinen scharfen Mahnungen gehabt, wurde bald an Mentel offenbar, der als in Folge der steten Kriegsunruhen die Zahl der europäischen Pensionaire sich verminderte, und da er nie sich in das eigentliche Missionswerk eingelegt hatte, schon 1784 wieder heimkehrte. Hierüber heißt es am 16. Februar 1784: „Herr Pohle und Herr Mentel gingen zur Schule, halfen arbeiten und vergaßen dabei ihre erste Pflicht. Herr Pohle ließ sich bald bedeuten und kehrte wieder nach Tritschinopoli zurück, ob aber die Impression ganz sich verloren, steht dahin. Herr Mentel applicirte sich nicht, die malabarische Sprache zu lernen, fiel auf anstößige Dinge und nun heißt es, will er wieder nach Europa gehen. Freilich so, wie er sich bisher gehalten, hatte die Mission keinen Nutzen von ihm. Indessen ist es zu bedauern, daß alle Mühe und Unkosten, so die Mission seinetwegen gehabt, verloren sein sollten. Der selige Dal hatte eine unvergleichliche Regel festgesetzt, nach welcher ein jeder neuer Missionar sich sogleich aufs Malabarische oder Tamulische legen sollte. Ja er wollte keine Erlaubniß geben, sich aufs Portugiesische zu legen, bis er in der Erlernung der tamulischen Sprache ziemlich fortgerückt. Seit einiger Zeit aber ist es, zum großen Schaden des Werks, gar anders gegangen. Ohne Zweifel sind die Missionsumstände jetzt ganz besonders traurig in Bengalen, Madras, Kudelur, Trankebar, hier im Lande. Vordem hielt man es für etwas Großes, wenn man im Lande herumgehen und das Wort Gottes ohne Hinderung verkündigen konnte. Jetzt scheint es, daß diese Freiheit, die uns Gott gegeben, nicht so hoch geachtet wird.“ Mitten in diese Wirren hinein kam ein anderer Vorschlag des Directors. Das von den Franzosen besetzte Kudelur, in welchem Gericke doch nicht länger bleiben könne, solle von Trankebar nothdürftig versehen werden, Gericke solle nach Tritschinopoli gehen, König zur Deckung von Gericke's Ausfendungskosten nach Kalkutta, Pohle und Gerlach nach Trankebar zurück. Der Plan hatte sofort die Billigung des Collegiums gefunden, wurde aber durch den 1782 erfolgten Tod Breithaupts in Madras gekrenzt. Schwarz schreibt darüber: „Keinen bessern Nachfolger wünschte in Tritschinopoli zu haben und überhaupt hier im Lande als Herrn Gericke, so daß wenn auf mich und hiesige Umstände allein sehen wollte, ich den Vorschlag aufs höchste billigen würde. Allein die Mission in Madras würde gar zu viel leiden.“

Herr Breithaupt ist von seinem Posten auf immer abgerufen. Herr Fabricius ist alt und schwach, [dazu wegen seiner traurigen Umstände, wodurch er so viele Wittwen und Waisen ruinirt hat, gar übel geschickt der Mission allein vorzustehen. Dem äußeren Ansehen nach würde die Mission in Madras zu Grunde gehen. Ein neuer Missionar, wenn allein, könnte nicht helfen. Herr König ist ein gesetzter Bruder und anjetzt gar zu nöthig in Trankebar zu bleiben. Was würde aus der portugiesischen Gemeinde werden? Herr John hat jetzt [20. Oct. 1783] nur 5 Kinder, einen Knaben und vier englische Mägdelein. Ein Kind bezahlt an 7 Pagoden, ja einige 10 Pagoden. Das werden die Leute bald müde, sonderlich bei jetzigem Jammer und Mangel. Wäre die Schule in einer wahren Verbindung mit der Mission angefangen worden, so hätte ein Tisch können gehalten werden oder ein Verheiratheter hätte monatlich etwas zu seinem Unterhalte empfangen, das übrige aber wäre als Missionsgeld angesehen worden. Allein es ging anders. Ich schätze Herrn John, aber solch separates Unternehmen kann kein Freund der Mission billigen.“

Hätte nicht Schwarz gefürchtet, Pohle's Entfernung möchte in London, wo seit den Hüttemannschen Schreiben große Mißstimmung herrschte, übel aufgenommen werden, so wäre Gericke bald darnach doch für Tritschinopoli verfügbar geworden, da er, nach Madras geflüchtet, dort mit seiner Familie durchaus nicht auskommen konnte, und auch Fabricius sich zur Uebergabe der Station nicht bereit fand. Gericke sah sich genöthigt in Negapatnam, nahe bei Tanjour, Wohnung zu nehmen und kann demnach als Gründer dieser neuen Mission genannt werden. Für Tritschinopoli wurde nicht weiter auf ihn reflectirt, da endlich Pohle's Ueberlassung eine definitive wurde, indem der Director von einer Summe, die er schon früher aus London zur Sendung eines neuen Missionars erhalten hatte, dem Collegium Pohle's Reisekosten nach der übersandten Berechnung mit 450 Thalern dänisch Courant erstattete. — Schwarz wird von dem Vorwurf nicht freizusprechen sein, daß er in seiner eignen und der Pohle'schen Dimissionsfrage nicht ordnungsmäßig verfahren ist. Wenn er rechtzeitig sich an die nächst competente Behörde gewandt hätte, daß er dann sich viele Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten hätte ersparen können, mag er sich auch wohl selbst gesagt haben, obwohl mit Seufzen, wenigstens in Pohle's Falle, über ein Missionscollegium, welches kein Verständniß für die wirklichen Missionsbedürfnisse hatte. Freilich mit gewöhnlichem Maßstab wird man ihn nicht messen und beurtheilen dürfen. Aus allen vorhergehenden Mittheilungen ergibt sich ja, daß er immer mehr eine domi-

nirende Stellung in der Mission erhalten hatte, so daß er, wie mit Wahrheit gesagt ist, als ein Bischof*) dastand. Die Mission wurde factisch von Tanjour aus geleitet, der Macht seiner Persönlichkeit beugten sich die andern Missionare unwillkürlich, und nur in seiner Abwesenheit kamen sie schüchtern mit ihren abweichenden Plänen wieder hervor. Wir haben zu Anfang jegliche Beziehung seiner Bezeichnung als Königspriester auf seine innerkirchliche Stellung abgewiesen, denn nur die Gewaltigen dieser Erde sollen herrschen, als Bischof aber sei er gepriesen, bischöflich hat er stets gehandelt, gedacht und gesprochen; manche Perle zu einem Missionspastorale hat er uns ja geliefert. Seine köstlichen Aussprüche werden uns noch lieber werden, wenn wir ihn auch in seinem eigentlichen und engsten Berufskreise zu Tanjour darnach handeln sehen. Seine kirchliche und politische Thätigkeit ist nun ungetrennt zu besprechen, da grade das Ineinandergreifende so interessant dabei ist, und zugleich dadurch die politische Thätigkeit ihre Rechtfertigung und Erklärung erhält. Von dem geschilderten schwarzen Hintergrunde wird sich dies Schlußbild um so vortheilhafter abheben.

In Tanjour selbst wollte es aus verschiedenen Gründen mit der Consolidirung der Gemeindeverhältnisse anfänglich auch gar nicht recht vorwärts gehen, und doch sollte Schwarzens fröhlicher Glaube für die Aussichten der Mission in diesem Lande grade zu Anfang des kritischen Jahres 1778, wo alles in der Mission ans einander zu gehen schien, die Anfänge einer herrlichen Ernte einsammeln. Ende Februar 1778 brach er nach Palamkotta in Tinnewelly auf, von einem Europäer gerufen, der getraut sein wollte und ihn zugleich benachrichtigte, daß daselbst und in Madura mehrere Kinder zu taufen wären. Ueber

*) Von englisch-bischöflicher Seite ist diese Bezeichnung gebraucht, um zugleich damit auf einen Mangel der alten Mission hinzuweisen. Bemertenswerth ist es jedenfalls, daß thatsächlich seit Gründler, der als designirter Propst starb, ein Missionskirchenregiment draußen nicht existirte und alles auf persönlichen Einfluß ankam, denn die Conferenzen waren durchaus frei. Anfänglich hatte man sich die Mission trotz ihres geringen Umfangs gar nicht ohne Propst denken können. Nach Gründlers Tode war überall herum nach einem Propst gesucht, auch Ziegenhagen war vor seiner Berufung nach London in Vorschlag gewesen, doch in Kopenhagen nicht acceptirt. Im März 1724 noch berief Francke Namens des Collegiums den Collaborator Hillinger in Weimar, späteren Saalfelder Superintendenten, zum Propste vgl. Fresenius Pastoralensammlungen 16. Theil p. 69, für 1754. Nach dessen Ablehnung ist nie wieder ein Versuch gemacht.

die Reise selbst hat er seinem Freund Sorge am 20. Oct. 1778 folgende Schilderung gegeben: „Auf dem ganzen Wege findet man Gebirge, die meistentheils Felsen sind. Indessen sind sie so schön bewachsen, daß das Auge sich kaum satt sehen kann. Die Erde, die durch den Wind hinangeworfen ist und durch das Abfallen der Blätter jährlich vermehrt wird, ist nicht tief, und doch sind die Berge mit ansehnlichen, 15—20 Fuß hohen Bäumen besetzt. Die wilden Thiere wohnen darauf und erschrecken nicht selten den unten am Berge reisenden Fremden oder den pflügenden Ackermann. Die Dörfer, die man antrifft, sind mehrentheils von Kallern (Schelmen) bewohnt, doch giebt es auch kleine Krämer und andere Handwerker. Die Einwohner sind mir liebreich begegnet. Mehr als einmal sagten einige: O wenn ihr doch unter uns wohntet! Wir hören jetzt zwar etwas von der Lehre und billigen sie, aber das geht wieder verloren, wenn ihr weggeht. Die Kaller nähren sich hier nicht vom Stehlen, sondern vom Ackerbau.

„Du wirst dich erinnern, daß ich vor vierzehn Jahren vor Madura im Lager gewesen bin. In die Stadt aber bin nie gekommen, weil mich eine Krankheit das Lager zu verlassen nöthigte. Da ich nun diesmal durch die Festung reiste, so hielt ich mich einen Tag auf, um alles zu besehen. Madura ist in allen Fabelschriften dieser Leute berühmt als ein Ort, in welchem die Götter sehr oft erschienen. Die Pagode ist ein prächtiges aus lauter Steinen erbautes Gebäude. Viele tausend steinerne Säulen von 17—20 Fuß, sehr vortrefflich ausgearbeitet, findet man darin. Weil alles so hoch gebaut ist, so ist es den ganzen Tag kühl. Allein, obgleich die Pagode eine der stärksten und in Absicht der Baukunst schönsten ist, welche ich gesehen, so ist doch ein Ruhehaus nahe dabei, welches alles übertrifft, so ich in Absicht der Steinhauerarbeit gesehen. Es ist wohl an 200 Fuß lang und steht auf vier Reihen von Säulen. Die Säulen sind von Einem Stein und an jeder Säule so viele Figuren von ganzen Pferden, Tigern und Reitern von solcher Größe angebracht, daß man sich wundern muß, wie sie eine so erschrecklich große Säule haben fortbringen können. Die Polirung ist so vortrefflich, daß viele von den Säulen dem schwarzen Marmor völlig ähnlich sind. Der Erbauer des Ruhehauses ist mit seinen Weibern und Kindern in Lebensgröße ausgehauen, welches gar lebhaft aussieht. Außerdem ist der vorigen Könige von Madura Palast, auch so gar in seinem Ruin, noch ziemlich prächtig. Alles was in Tanjour und Tritschinopoli Palast heißt, kommt in gar keine Vergleichung. Der Umfang, worauf der Palast erbaut gewesen, ist eine englische Meile. Offene Säle, welche auf 200 Pfeilern ge-

haut gewesen, da jeder Pfeiler 40 Fuß hoch ist. Die Pfeiler sind mit dem feinsten und weißesten Schunambu oder Mörtel polirt, daß es auch im Ruin noch prächtig aussieht. Es sind vier Dome, welche so lang sind, daß man sie als in perspectiv sieht. Nimmermehr hatte ich vorher geglaubt, daß diese Leute solche Gebäude aufgeführt. Außer der Festung ist ein Teich, welcher einer der aller schönsten im ganzen Lande ist. Nahe bei dem Teich ist wieder ein Viertel von kleinen Palais, welche alle auch in ihren Ruinen ganz prächtig aussehen. Da hier so viel Felsen sind, so haben sie freilich Säulen und Steine genug haben können. Die Arbeit aber an denselben setzt einen in Erstaunen.

„Auf dem Wege habe ich so viel wüstes Land gesehen, daß wenn hier an 50,000 Familien sich setzen wollten, sie Land genug finden würden und mehr als sie bauen könnten. Allein die grausame Regierungsart hält die armen Leute ab etwas zu thun, so daß sie nur die höchstnützliche Nahrung haben. Der Nabob ist freilich Schuld an diesem Elende. Die Europäer aber fast ebensowohl und ebensoviel. In diesem Lande, wo die Armuth gedrückt wird, nehmen die Europäer 40—50 Procent. Der Pächter bezahlt es, und dann saugt er die Einwohner aus, folglich müssen es die Armen tragen. Hilf mein lieber Bruder beten, daß es im Geistlichen und Leiblichen besser werde. Nur Gott kann helfen — Menschenhilfe ist hier kein Nütze. Er erbarme sich der blinden verderbten geplagten Leute um Christi willen. Ich bin allstets Dein treuer Bruder C. F. Schwarz.“

In Tatschenur unweit Tinnewelly fand er in einem eingebornen Regimente 50—60 Glieder seiner Gemeinde — ein Beweis, wie sehr auch damals schon die Christen zerstreut waren, denn die Entfernung von Tanjour beträgt etwa vierzig deutsche Meilen —; nachdem er sie geistlich versorgt und die Kinder im Katechismus examinirt, traf er Nachmittags in Palamkotta *) ein. Als er eben einige Kinder taufen

*) Es wird in den Missionsberichten von Schwarz zuerst 1771 erwähnt. Damals war ein luth. Christ Schawrimuttu dahin gezogen, hatte Katholiken und Heiden aus der Bibel vorgelesen, und da ihn die eingeborne luth. Frau eines engl. Sergeanten in seinen Bemühungen unterstützte, hatte sich ein Rechnungsführer zur Taufe gemeldet, und der Sergeant hatte ihn nach nothdürftigem Unterricht getauft. „Es that mir leid, daß er sogleich zur Taufe geschritten, ehe der junge Mensch eine deutliche Erkenntniß vom Christenthum erlangt. Außerdem kam ein solcher unvorsichtiger Schritt bei Heiden und Römischen Aergerniß anrichten. Gott werde allen Schaden in Gnaden ab.“ Dies also der Anfang der Tinnewelly-Mission.

wollte, kam eine junge Brahmanenfrau herbei mit ihrem angenommenen Sohn und bat dessen Taufe zu bestätigen. Sie war die Wittwe eines marattischen Brahmanen, der zu Tanjour in des Königs Diensten gestanden, und nach ihres Mannes Tode Concubine eines englischen Obersten Namens Littleton geworden, der zeitweilig auch in Tanjour stationirt gewesen zu sein scheint. Damals in Tanjour schon hatte sie Schwarz um die Taufe bitten lassen, aber war abschläglich beschieden, so lange sie in dem sündlichen Zustand verharre. Der am Podagra kranke, von ihr treulich gepflegte Officier soll ihr auch die Ehe versprochen haben, wie er dann auch ihr sein gesamntes Vermögen hinterließ. Auch bei dem Officier selbst waren damals Schwarzens Mahnungen vergeblich gewesen, obgleich er in seltsamer Inconsequenz fortgefahren, seine Concubine in biblischer Geschichte und christlicher Lehre zu unterrichten. Vielleicht, daß er nach seiner Versetzung bedauert hat, die günstige Gelegenheit in Tritschinopoli versäumt zu haben. Kurz die Brahmanenfrau wiederholte jetzt nach einigen Jahren ihre Bitte um Unterricht, und da ihr von allen Seiten das beste Zeugniß gegeben wurde, konnte Unterricht und Taufe ihr diesmal nicht vorenthalten werden. Sie empfing die Taufe mit vieler Bewegung und wurde auf ihre Bitte Clarinda genannt, gewöhnlich Raja Clarinda, weil sie aus königlichem Geschlecht stammte. Und als wenn Schwarz ahnte, welcher wichtige Schritt zur Ausbreitung des christlichen Glaubens hiermit geschehen, schrieb er damals den 4. März an Pohle: „Hier ist ein weites Feld. O, um treue Arbeiter laßt uns beten. Gott gebe solche! Ja Gott gebe doch solche um Christi willen und, wenn es sein kann, schaarenweise!“

Es ist ein wirklich prophetisches Wort, nirgends hat ja die evangelische Mission so bereite Aufnahme gefunden, als in Tinnewelly, und Schwarzens Gebet für diese Provinz ist überschwänglich erhört. Als Pohle im Juni des nächsten Jahres Palamkotta besuchte, wiederum von einem Europäer zur Trauung dahin berufen, taufte er auch als seinen Erstling aus den Heiden Clarinda's Diener und legte ihm den Namen Johann bei. Der Clarinda giebt er bei dieser Gelegenheit das Zeugniß: „Sie ist als eine aufrichtige Christin bekannt, und ich zweifle nicht, daß sie für das wahre Beste ihrer Hausgenossen besorgt sein wird. Ich hatte Ursache mich zu freuen, da ich sie selbst besuchte.“ Ein gleich gutes Zeugniß giebt ihr auch der Trankebarische Katechet, welcher von Marawa aus bald nach Schwarz dahin kam und sie ihrer schönen Erkenntniß und guten Exempels wegen nicht genug rühmen konnte, namentlich auch, daß sie ihm in ihrem Haus

vielfach Gelegenheit zu Unterredungen mit Heiden und Katholiken gegeben, auch selbst gute Ermahnungen beigelegt, die oft nicht geringen Eindruck gemacht. Da über die ersten Anfänge der wichtigen evangelischen Mission in Tinnewelly bei englischen Schriftstellern so viele ungenaue und falsche Nachrichten sich finden, wird der Fortgang dieser Mission später weiter zu verfolgen sein. In diese Zeit gehört nur noch die Bemerkung, daß kurz nach dieser Reise Schwarz zu besserer Versorgung der zerstreuten Christen in Tirupattur, 40 engl. Meilen südlich von Tritschinopoli, einen Katecheten Namens Schawrimuttu stationirte, und daß ein englischer Officier für sechszehn am Orte befindliche Christen dort ein Bethaus erbaute.

Während so nach Süden hin neue Ausichten für die Mission sich eröffneten, blieb Tanjour noch immer steriler Boden, ja die dortige Gemeinde verlor ihren eifrigsten Beschützer und Wohlthäter und Schwarz seinen besten Freund und Bruder, den Major Stevens, welchen wir schon als Erbauer des Armenhauses und provisorischen Bethauses kennen lernten. Als Schwarz im Juli 1778 von seiner schweren Reise nach Madras in Fabricius' Schuldangelegenheiten zurückkehrte, hielt er sich auch einige Zeit bei der Pondischeri belagernden englischen Armee auf. Dort sah er zum letzten Mal den frommen Stevens und überredete ihn nach England zu reisen, um bei der Compagnie und andern einflußreichen Männern Vorschläge zum Besten des Landes und zur Erziehung der Jugend zu thun. Derselbe hatte auch schon Passage genommen und sein Gepäck aufs Schiff bringen lassen, als im October, zwei Tage vor Erstürmung der Festung, eine Kanonenkugel ihm ein Bein fortriß. In derselben Nacht hauchte er, allgemein bedauert, sein Leben aus. Reichthümer auf Erden hatte er sich nicht gesammelt. Als General Munro mit großer Theilnahme Schwarz den Verlust anzeigte, erbot er sich zugleich, so gut er könne, des Verstorbenen Stelle zu vertreten. Er wurde alsbald beim Wort genommen und gebeten, den Bau einer Kirche in Tanjour zu befördern, welches er denn auch zusagte. Als der General in Geschäften der Compagnie im Februar nach Tanjour kam, mußte Schwarz die vertraulichen Schreiben an den König ins Marattische übersetzen und bei den Verhandlungen als Dolmetscher dienen *). Dafür bewies er

*) Klein, welcher damals zum Besuch in Tanjour und Tritschinopoli war, schreibt darüber: „Ich erquickte mich mit dem lieben Bruder Schwarz, über dessen viele Occupationen mich sehr gewundert habe, besonders was die Geschäfte des englischen Generals Munro und dessen Unterhandlungen mit dem

Germann, Chr. Fr. Schwarz.

sich denn auch wieder erkenntlich und legte selbst den Grundstein zur Kirche am 10. März 1779, wobei Schwartz eine Rede über Psalm 67 hielt. Bei der Regierung beantragte er, dem Missionar für seine geleisteten Dienste ein Geschenk zu machen. Kaum hörte es dieser, so lehnte er jedes persönliche Geschenk entschieden ab, bat aber den wieder in Madras weilenden General, da eine im Januar gesammelte Subscription so wenig ertragen hätte, möchte die Regierung Ziegelsteine und anderes Material, von denen große Vorräthe in Tanjour lagerten, unentgeltlich zum Kirchbau hergeben.

Statt der erwarteten Zusage aber kamen anfänglich nur Beröstigungen und gute Worte, bis endlich im Mai ein Brief des Generals einlief mit der dringenden Aufforderung, schnell selbst nach Madras zu kommen und die Sache zu betreiben. Der Gouverneur Baron Humboldt eröffnete ihm dann, es sei nicht zu bezweifeln, daß der Rath die Bitte wegen des Kirchenbaues erfüllen würde, zuvor aber habe er ihm einen andern Antrag zu machen. Nun folgt das bekannte Ansinnen, eine Gesandtschaft an Haider Ali nach Sirengapatnam zu übernehmen und Schwarzens Annahme. Die Reise dauerte einschließlich einer monatlichen Wartezeit in Karur vom 5. Juli bis 29. September, und dann erstattete Schwartz in Madras persönlich Bericht. Es ist bis jetzt vergeblich in allen Archiven nach diesem Bericht gesucht, um das über dieser politischen Sendung ruhende Dunkel zu erhellen. Höchst erfreulicher Weise haben sich nun noch über diese Frage völlig genügende Aufschlüsse erhalten. Daß die bezüglichen Briefe höchst werthvolle Beiträge zur politischen Geschichte Südindiens bieten, ist selbstverständlich. Als bekannt darf vorausgesetzt werden, was über die Reise und den Aufenthalt an Haider's Hofe sonst schon veröffentlicht ist. Am wichtigsten ist, was seiner Zeit aus einem Brief an Pasche vom 10. Oct. 1780 unterdrückt ist: „Aus manchen Ursachen finde ich mich bewogen Ihnen, mein lieber Bruder, einige Nachricht von den gegenwärtigen Umständen des Landes und der Regierung zu geben, wobei Sie herzlich bitte, auch nicht einen einzigen Umstand als eine Exaggeration anzusehen. Man ist fast mehr geneigt, den Jammer zu verringern als zu vergrößern. Der Geldgeiz, Wucher, Frechheit u. s. w. sind zwar vor langer Zeit im

Könige von Tanjour betraf, wobei der liebe Bruder die Hauptperson als Tölpel sein mußte.“

Schwange gegangen, indessen bemühten sich die Regierer des Landes diesen Unrath geheim zu halten. Da aber Mr. Wynch Gouverneur wurde, fielen sie auf den gefährlichen und ganz ungerechten Plan Tanjour wegzunehmen. Die Vornehmsten bekamen große Summen zum Geschenk und Versprüche zu mehreren. Der Nabob gab, was er nur geben konnte, an die Großen im Civil- und Militairstande. (General Smith ließ mir sagen, daß da ich zur Zeit der Belagerung in Wallam gewesen und den Kranken und Verwundeten im Hospital gedienet, er dahin sehen wollte, daß ich prize-money bekommen sollte. Ich aber lehnte es ab und bezeugte öfters, daß die ganze Sache mir höchst ungerecht vorkäme, und daß sie Tanjour nicht als Soldaten, sondern als Kaller oder handitti weggenommenen). Tanjour wurde erobert, der Nabob triumphirte — und die Engländer nahmen das Geld. Da nun der Nabob keine englische Garnison in Tanjour haben wollte, so ging er tiefer und tiefer ins Bestehen. Ohne Geld konnte er nichts thun. Große Geschenke wurden auch nach England gesandt. Endlich verlor er Tanjour zu seiner höchsten Betrübniß. Allein nun kam ein Schmeichler nach dem andern, welcher dem Nabob rieth, sich an die Minister zu wenden — Geschenke zu machen, um also Tanjour wieder zu bekommen. Der Nabob gab wieder, was er nur aufbringen konnte durch Unterdrückung der Unterthanen und Vorgen. — Lord Pigot suchte den Nabob zur Nüchternheit zu bringen, allein er wurde bald untüchtig gemacht. Viele glauben, daß er gute Vorsätze gehabt, allein er verachtete Gott. Endlich kam Mr. Humbold. Dieser Mann übertraf alle an Geldsucht. Es war, als ob er alle Schätze Indiens an sich reißen wollte. Der Nabob verschwendete alles, um dieses Mannes Begierde zu sättigen — aber vergebens. Anschläge wurden gefaßt gegen Haider, allein General Munro widersezte sich und sagte, man sollte erst mit Gewißheit zu erfahren suchen, ob Haider mit kriegerischen Gedanken umginge. Da sie den General fragten, auf welche Art er Haider's Sinn zu erkennen gedächte, so schlug der General mich vor, weil ich ohne Dolmetscher mit Haider reden und handeln könnte.

„Ich wurde gerufen, der Antrag wurde von Gouverneur Humbold gemacht. Ich (in meiner Einfalt) dachte, daß es ihr redlicher Wille sei Frieden zu halten, und entschloß mich zum Besten des publici die Reise zu thun. Zugleich aber entschloß ich mich, durch die Gnade Gottes meine Hände von Geschenken rein zu halten, wozu auch Gott Gnade verliehen, daß außer dem Reisegelde keinen Heller Geschenke bekommen. Haider Ali erklärte sich ganz deutlich, daß er

gar nicht wünsche mit den Engländern in Uneinigkeit zu leben, klagte über ihre Treulosigkeit und Bundesbruch (welches kein verständiger Engländer läugnen kann), auch über feindliches Betragen von Seiten des Nabobs (auch dies war wirklich geschehen: der Nabob hatte durch seine Leute an Haider's Gränze gar unfreundlich sich bewiesen). In dessen bezeugte er, daß wofern die Engländer aufrichtig zu Werk gehen wollten und ihm die Hand der Freundschaft reichen, er ihnen gleichfalls freundschaftlich begegnen würde. Eben zu der Zeit, da ich bei Haider Ali war, suchten die Engländer durch einen Engpaß zu dringen. Haider's Schwager commandirte ein Detachement in eben der Gegend, und da er ein wachsam Auge auf die Engländer hatte, feuerte er auf sie, worauf sie sich zurückzogen. Hätte Haider Ali wollen feindselig sich bezeugen, so hätte er mich als einen Spion tractiren können, Gott aber bewahrte mich gnädiglich.

„Als ich zurück von Sirengapatnam kam, so sahe gar deutlich, daß der Gouverneur gar unredlich war. Sie sandten mich, um nur den General zu befriedigen. Weil sie nun eine gelindere Antwort bekamen, als sie sich vermuthet, so wurde ein anderer Mann zu Haider gesandt mit einer schändlichen und aus Geldbegierde entstandenen Botschaft. Haider hielt diesen Mann Namens Grey als einen Gefangenen, endlich ließ er ihn im Zorn von sich. Sogleich präparirte er sich zum Krieg, und wenige Monate hernach fiel er ins Land mit mehr als 100,000 Mann. — Nun war alles in Bestürzung und Unordnung. Haider hatte einen völligen Monat Zeit das Land zu plündern, ehe eine englische Armee gesammelt werden konnte. Ja er nahm einige Festungen weg, und Niemand hinderte ihn. Alle klagten über Sir Humbold, welcher das Feuer angezündet und davon gegangen. In dem Compagnie-Kasten war kein Geld, alles war verschwendet. Die Aufklärung dieses Punktes will übergehen. Die Untreue ist unglaublich groß. Wer läßt sich des Landes Jammer zu Herzen gehen? Wenn die Großen ihren Beutel voll haben, so gehen sie fort. Die Compagnie und das Land mag untergehen. Hilf Gott, welch Verderben! Endlich borgten sie auf der Compagnie Credit 600,000 Pagoden. Es heißt aber, daß auch mit diesem geborgten Geld üble Wirthschaft getrieben worden. O Schande!

„Zu gleicher Zeit haben die Engländer einen Krieg mit den Maratten, welcher ebenso ungerecht und schändlich ist. — Lieber Bruder, was will aus dem Jammer werden! Wäre es zu verwundern, wenn der heilige Gott alle Europäer, welche seinen Namen so schändlich verunehren, aus dem Lande jagte. Sie sind ein Schand-

fleck der christlichen Religion. Selbst die Heiden sagen, daß die Europäer dreiste und verwegene Sünder sind. Der Götzendienst wird von diesen Apostaten mehr befördert als gehindert. Der öffentliche Gottesdienst wird gar entsetzlich verachtet. Spielen ist fast aufs Höchste gestiegen. Die Prediger spielen Abends und Morgens, führen Prozesse wegen der Kartenschulden. In Sir Humbolds Hause wurde alle Abend gespielt, und zwar so schrecklich, daß sie um tausend Pagoden spielten. Der Sünden der Trunkenheit und Hurelei nicht zu gedenken — denn diese sind fast privilegiert. So sieht es aus unter denen, so große Leute heißen. Die Kleineren folgen in großem Maße den Großen nach, und so wird das Verderben ganz entsetzlich groß. Viele unter den Engländern, welche noch einiges Gefühl von Gutem und Bösem haben, sind der Meinung, daß es unmöglich lange so fortgehen könne. Alles, was dem Lande zum Besten geschehen sollte, wird als eine Kaufmannschaft angesehen. Das Land zu verderben haben sie Macht, Gerechtigkeit aber zu administrieren haben sie kein Recht; das gehört dem Nabob zu. Auch die Compagnie-Geschäfte werden jungen Leuten als eine Gunst gegeben, damit sie ihr Glück machen können. Diese jungen Leute geben es ihren schwarzen Bedienten über, der Herr und Knecht theilen den Raub. Ich bin Augenzeuge gewesen, wie viel die Compagnie durch die arge Geldbegierde verloren, da mit der geringsten Ehrlichkeit vieler und großer Schaden hätte verhütet werden können. Eben jetzt, da die Armee marschiren sollte, fehlte es allenthalben, weil diejenigen, welchen die Beforgung dieser und jener nöthigen Dinge aufgetragen, nur auf ihren Nutzen gesehen. Hingegen ist Haider ein activer alter Mann, welcher alles in Bereitschaft hält. Er gleicht dem Könige in Preußen in manchen Stücken, nur nicht in Gelehrsamkeit, denn er kann weder lesen noch schreiben.

„Sie haben einmal in Ihrem brüderlichen Schreiben gemeldet, daß eine wahre und etwas umständliche Beschreibung des Verfahrens der Europäer einigen Nutzen schaffen möchte. Sie werden nun selbst wissen, wie Sie diese Nachricht gebrauchen sollen. Der gnädige Gott sei Ihnen und uns nahe und verherrliche seinen Namen dort und hier. Er befehle und errette viele Tausende um Christi willen und segne das von seinen Knechten allenthalben verkündigte Wort, Amen. Ich verharre in herzlichster Liebe Ihr geringer Mitbruder C. F. Schwarz.“

In einem zumeist schon gedruckten Briefe an Sorge wird der Vergleich mit Friedrich dem Großen noch weiter ausgeführt: „In meinem Gemüthe habe ich Haider mit Deinem großen Könige oft ver-

glichen: die Accurateſſe, die Schärfe gegen die Uebertreter ſeiner Befehle, die tägliche Mühe, die er ſich giebt in der Regulirung und Verbesserung ſeiner Armee, die tägliche und ſtricteſte Beantwortung aller Briefe, die er bekommt u. ſ. w. Er nahm mich ſehr freundlich auf, was ich auszurichten hatte, hörte er freundlich an, ja billigte alles. Am Ende bat er mich, ich möchte in der perſiſchen Sprache mit ihm reden, welches ich that. Ich ſtellte ihm vor, daß der Zweck meiner Reiſe zu ihm auf das Beſte des Landes und der ganzen Einwohner ziele, ſonſt ich mich nimmermehr dazu verſtehen würde. Er billigte meine Reiſe und den Zweck und verſprach, gleiche Gefinnung von ſich bliken zu laſſen. Nur ſagte er: die Engländer ſind nicht aufrichtig. Eheu.“

Hierher gehört auch folgender, noch gar nicht benutzter Brief aus Tanjour vom 9. Oct. 1780, der zwar nichts weſentlich Neues bietet, aber doch zur Beſtätigung dienen kann:

In dem Herrn theuerſter Bruder Herr Sorge!

Vor einigen Monaten bekam Dein ſehr ausführliches und daher allen angenehmes Schreiben. Habe vielen Dank für alle Nachrichten, ſo Du mir ertheileſt haſt, auch beſonders für die Cüſtrünſche — mir hätte gewünscht, daß Du mir von den mir ehemals bekannten Familien etwas gemeldet, ob ſie noch am Leben oder ob und wann ſie geſtorben, ob es ihren Kindern wohl geht u. ſ. w. Sollte ich Anmerkungen über die vielen und ſehr merkwürdigen Begebenheiten machen, welche Du mir gemeldet, ſo würde zu weſtläufig werden. Gelobet ſei der Herr, unſer Gott, der euch wieder den unſchätzbaren Frieden gegeben. Er erhalte ſelbigen und gebe Gnade, daß dieſe hochſchätzbare Wohlthat von allen zum Lobe Gottes angewendet werde.

Hier bei uns ſieht es ſehr dunkel und fürchterlich aus. In meinem letzten Schreiben habe Dir gemeldet, wie ich zu Haider auf Verlangen des Gouverneurs gereiſet, um ſeine Gefinnungen mit Gewiſſheit zu erkennen, ob er Friedens- oder Kriegsgedanken hege. Haider war ſehr offen und ſagte ſeine Meinung ſehr deutlich, daß er nämlich wünſchte, mit den Engländern in Friede zu leben, wofern ſie aufrichtig mit ihm handeln wollten. Und da ich ihm zu erkennen gab, daß ein Mann von höherem Rang und Würde kommen und alles zu Stande bringen werde, ſo war er damit völlig zufrieden. Wofern die Engländer mir die Hand der Freundschaft reichen, ſagte er, ſo will ich ihnen die meinige nicht verſagen. Wie erſchrak ich aber, da ich bei meiner Rückkunft deutlich merkte, daß der Gouver-

neur es gar nicht redlich meinte; denn er sandte einen Mann zu Haider mit dem schändlichsten Anerbieten, wofern ihm Haider wollte so und so viel Geld geben. Eheu! Haider sandte den Mann im Borne weg und präparirte sich zum Kriege. Wenige Monate darauf fiel er ins Land. Er hatte ganz frei agiren, kein Mensch setzte sich zur Wehre. Die Engländer waren wie im Schlafe. Sie wollten es nicht glauben, daß Haider im Lande sei. Alle Nachrichten, so die Commandanten der entlegenen Festungen einsandten, wurden als alte Weibermährlein angesehen, bis Haider's Leute fast an die Thore von Madras kamen. Solche Sorglosigkeit und solche Einbildung von ihrer Macht war dem ganzen Lande höchst schädlich, und nicht nur dem armen Lande, sondern auch den Engländern. Denn Haider nahm alles weg, was der englischen Armee hätte dienlich sein können. Kannst Du es glauben, daß über ein Monat verfloß, ehe die Engländer im Felde erschienen? Indessen gelang es ihm mit der stärksten Abtheilung, welche Oberst Bailey, ein wackerer Officier, commandirte [ausführliche Schilderung der Niederlage]. General Munro war mit dem größeren Theil der Armee etwa eine halbe deutsche Meile ab. Anstatt aber seinen fechtenden und nothleidenden Landsleuten zu Hülfe zu kommen, retirirte er sich mit Eilfertigkeit und Unordnung gleich gegen Madras. Haider bekam also nahe an fünfzig Officiere gefangen nebst gemeinen Leuten, Kanonen u. s. w. Das ganze Land war erschrocken über diesen Vorfall *). Es ist nun wieder ein Monat verflossen, seitdem dies vorgefallen. Haider nimmt nun die Einkünfte ganz ordentlich vom Lande und beweiset sich als Herr des Landes. Außerdem belagert er Arcot. Es ist unbeschreiblich, wie die Einwohner niedergeschlagen sind. In Tritschinopoli und hier in Tanjour ist alles in Furcht. Wie dies ablaufen wird, weiß der oberste Regente. Der Engländer Verfahren ist unverantwortlich. Die am Ruder sitzen, denken nur, wie sie Geld zusammenscharren wollen.

*) „So sind die sogenannten Christen aus gerechtem Gerichte Gottes zu Schmach und Schanden geworden, weil sie des Herrn Volk nicht sein wollten, weil sie seine Gebote ungescheut verworfen, ja auch die theure Lehre Christi lästerten und als eine Lügenlehre schmähten und dagegen der unsinnigen Lästerei Voltaire und David Hume's Schandschriften mehr ehrten als das Wort des lebendigen Gottes, darum hat sie Gott auch gering und verachtet gemacht im heidnischen Lande. Ach daß wir nicht auch unter denen gefunden werden möchten, welche Stroh und Holz zu diesem Gerichtsfeuer herbeigetragen! Herr Gott Vater im Himmel, erbarme dich unser!“ Ueber diese und ähnliche Unfälle an Freylinghausen im Februar 1787.

Des Landes Beste sucht Niemand. Geht alles verloren, so gehen die Reichen zu Schiffe. Die andern mögen zusehen, wie sie sich helfen. Gott helfe und errette uns um Christi willen. Im gestrigen Evangelium Matth. 22 hieß es, da die Knechte des Herrn, so Frieden predigten, verachtet und geschmäht wurden, so sandte der Herr seine Heere. Bete für uns, denn wir sind in Gefahr. Indessen Jehovah regieret und wird alles wohl machen. Grüße Deine liebe Frau und Kinder von mir. Ich bin

Dein treuer Bruder C. F. Schwarz.

In einem Briefe, den er am folgenden Tage an Freylinghausen schrieb, machte er gleichfalls über die politische Lage Mittheilungen: „Was die hiesigen Tanjourschen Umstände betrifft, so haben die Engländer dem Könige keine vortheilhafte Meinung vom Christenthum beigebracht. Es ist gewiß unbeschreiblich und, man möchte sagen, unbegreiflich, wie die Engländer sich sonderlich in den letzten Jahren verhalten. Mit Hintansetzung alles, was zur Religion gehört, haben Große und Kleine sich dem Geldgeiz ergeben, um nur bald im Stande zu sein, nach England zu gehen und da mit ihrem geraubten Gelde zu prangen. Der König hat außer der jährlichen Summe von 400,000 Pagoden, so er an die Compagnie zahlt, schwere Summen an den Gouverneur zahlen müssen. Ich sage, er hat es müssen thun, denn ihm wurde gedroht. Ew. Hohehrwürden können sich leicht vorstellen, daß bei so bewandten Umständen es schwer fällt, solchen Leuten aus Herz zu reden. Mit Haidernail [nayaka Fürst] wollten sie auch ihren Handel treiben. Dieser kriegerische Mann wollte mit den Engländern in Friede leben, allein der englische Gouverneur wollte große Summen von ihm herauspressen. Haidernail nahm das übel auf und fiel vor einigen Monaten ins Land. — So sieht es jetzt gar traurig und gefährlich aus. Der erbarmende Gott helfe uns gnädiglich und gehe nicht mit uns ins Gericht. Er schone unserer um des Leidens und Todes Christi willen.“

Aus diesen Briefen erhellt nun, daß Schwarzens Sendung gar nicht ernstlich vom Gouverneur gemeint gewesen, sondern nur unternommen wurde, den General Smith äußerlich zufrieden zu stellen *); ferner daß so viel Haider Ali betrifft, die Sendung völlig

*) Die ganze Erzählung bei Hough Christianity in India III, 567, wonach Haider gesagt hätte: Sie mögen mir den Christen senden, er wird mich nicht betrügen, ist mit unsern verbürgten Nachrichten unvereinbar.

erfolgreich war, und nur Humboldts schändlicher Geiz, dessen in letzter Zeit nicht ohne Eindruck geführte Advocatur kein wahrheitsliebender Historiker länger führen darf, den folgenden Krieg verschuldet hat; weiter daß man aufhören kann, nach schriftlichen Berichten von Schwarz in Regierungsarchiven zu suchen, weil Humbold solche, wenn überhaupt schriftlich berichtet worden, schwerlich wird ausgeliefert haben; und endlich daß Schwarz sofort nach seiner Rückkehr klar erkannt hat, wie er im Grunde hupirt worden war. So wäre also der ganze Nimbus von dieser berühmten Sendung geschwunden, und der berühmte Missionar würde fortan anstatt des reichlich gespendeten Lobes nur noch Tadel ernten, daß er ohne Beruf sich in politische Dinge gemischt? So liegt denn doch die Sache nicht. Nicht nur wird der Reisebericht und die Schilderung von Haider's Hof und Person durch einen so zuverlässigen Berichterstatter stets historisch werthvoll bleiben, sondern es ist auch für jeden Christen Ursache zu Lob und Dank, daß in einer sittlich so gesunkenen Zeit vor den mächtigen muhamedanischen Herrscher ein Mann hintrat, dessen ganzes Wesen den Beweis lieferte, der christliche Glaube könne gewiß nicht Schuld sein an dem schändlichen Benehmen so vieler Namenschristen. Nach einer Mittheilung Pohle's *) hatte Haider gewünscht, Schwarz ganz bei sich zu behalten und ihm für den Fall den Bau einer Kapelle versprochen. Bereitwilligst ließ Haider geschehen, daß er den am Hoflager anwesenden Christen, mehrere Hundert Deutsche, Franzosen und von ihm selbst getaufte Tamulen, predigte und die Sacramente austheilte. Die geistliche Versorgung dieser Christen würde allein schon eine Reise nach Seringapatnam gerechtfertigt haben, wenn es überhaupt für eine im guten Glauben unternommene Friedensreise der Rechtfertigung bedürfte unter Christen, welche nicht allein nach den sichtbaren Erfolgen urtheilen. Denn in Gottes Rath wird wohl die Sendung mit ihrem guten Erfolge zu einer Gewissensmahnung an den gewissenlosen Gouverneur gedient haben. Dafür daß die Stimme nicht gehört wurde, ist der Bote nicht verantwortlich.

Der Mission ist diese Reise in aller Weise förderlich gewesen, wenn auch Schwarz nicht erreichte, was er auch als indirecten Erfolg hoffte, daß der Nabob seines Schwiegersohns bedeutende Schulden an Fabricius zahlte. Alle andern Bitten, die er eine persönliche Belohnung neben dem Reisegeld ablehnend stellte, wurden ihm nämlich bereitwilligst erfüllt. Die unglücklichen Geldverhältnisse von

*) Hough l. c. III, 570. A.

Fabricius verursachten, daß die von der englischen Societät auszahlenden Gehaltsgelder nicht an die Missionare, sondern an die Gläubiger gezahlt wurden. So verlor auch Pohle sein Gehalt, ohne daß ihn aber Schwarz es anfänglich merken ließ: „Herrn Pohle verschaffte sein Gehalt im vorigen Jahre und ließ ihn daher in Unwissenheit wegen Herrn Fabricii Umstände: weil ich besorgte, daß ein solcher Stoß ihm im Anfang zu schwer sein möchte. Nun aber weiß er alles und betrübt sich darüber.“ Um seiner Person willen brauchte Pohle jedoch nicht betrübt zu sein, denn als ihm Schwarz jene Mittheilung machte, konnte er ihm zugleich melden, daß eine dauerndere und ausreichendere Hülfe beschafft worden, indem die Regierung auf General Munro's Fürsprache, dem Schwarz seine Wünsche geoffenbart hatte, als Dank für die Mission nach Seringapatnam beschloß, Pohle solle ebenso wie Schwarz neben seinem Gehalt von der Societät noch 100 Pfund St als Garnisonprediger erhalten. Dafür machte sich dieser gegen Schwarz verbindlich, die Besoldung der Katecheten in Trischinopoli von der Summe zu zahlen, und setzte denselben dadurch wiederum in den Stand, dem jungen thätigen John Kaspar Kohlhoff die Hälfte seines Regierungsgehalts zuzuwenden.

Von weiteren Vorthellen dieser Reise berichtet Schwarz am 14. März 1780: „Haider sandte in meiner Gegenwart einen Beutel mit 300 Rupis oder Gulden in meinen Palanquin. Diesen Beutel brachte mit Haidernaik's Siegel nach Madras und bezeugte, daß ich nicht wüßte, was in dem Beutel sei, ob es Gold oder Silber oder Kupfer sei [der Beutel wurde in General Munro's Hause eröffnet und die Rupis gezählt nämlich 300], daß es gar nicht mein Zweck sei, mich mit Haidernaik's Gelde zu bereichern. Ich wollte also es der englischen Schule widmen, und so sie etwas hinzuthun wollten, würde es mir sehr angenehm sein. Sie willigten darein und versprachen es zu einem Fond zu machen. Ich habe aber bisher nichts von dem Erfolge gehört. Die Reise war außerdem eine Gelegenheit, daß die englische Kirche, wie auch die malabarische konnte ausgebaut werden, welches sonst wohl schwerlich würde geschehen sein. Was die Freunde der Mission davon urtheilen werden, weiß nicht. Ich fand mich nach Gebet und Flehen zu Gott ziemlich beruhigt. 1. Die Sache an sich war mit keinen politischen Ränken verknüpft. Frieden zu erhalten war der einzige Zweck, welchen ich im Gemüth hatte. 2. Dabei dachte, daß ich an vielen Orten den Namen meines Gottes und Heilandes würde verkündigen können, welches sonst nicht leicht hätte geschehen können. 3. Und da die Compagnie und das Gouvernement

mir manche Gefälligkeit bewiesen, so dachte, daß ich durch diese Reise einige Merkmale der Dankbarkeit ihnen zeigen könnte."

In dieser Mittheilung, welche als berebte Selbstvertheidigung den Bericht über die Gesandtschaft zu Haider Ali schließen möge, ist neben der Fürsorge für die englische Schule der erwähnte Bau zweier Kirchen in Tanjour bemerkenswerth. Die von General Munro zur Vermehrung jenes Schulfonds veranstaltete Subscription hatte unter den Kriegsdrangsalen keinen Fortgang, es war aber auch bei der großen Schwäche der Garnison damals nicht so dringend nöthig, da die ganze englische Schule im Herbst 1780 nur zehn Kinder zählte, welche von dem ehemaligen Lehrer in Tritschinopoli Wheatley unterrichtet wurden, der seine Handlung wieder quittirt hatte. Die dreihundert Rupis mußten als Grundstock für spätere Zeiten aufbewahrt werden.

Um so überraschender ist der Bau von zwei Kirchen auf Einer Station, während Jahre lang es mit dem Bau einer einzigen sich nicht machen wollte. Die erste Kirche, deren Grundsteinlegung oben erwähnt ist, konnte Dank der Regierungsbeihilfe am 16. April 1780 eingeweiht werden, bei welcher Festlichkeit sie Christuskirche benannt wurde. Bei einer Länge von neunzig und einer Breite von fünfzig Fuß faßte sie bequem fünfhundert Menschen. Wenn Schwarz bemerkt, daß sie dennoch lange nicht Raum genug für die malabarische Gemeinde habe, so kann man daraus auf den numerischen Erfolg seiner eigentlichen Missionsthätigkeit schließen. Diese Christuskirche war aber auch von Anfang an mehr als Garnison- denn als Missionskirche gedacht. Sie liegt nämlich in der kleinen Citadelle, welche der europäischen Besatzung eingeräumt war und allein von Europäern bewohnt wurde, wie denn auch Schwarz dort unmittelbar neben der Kirche bis etwa ins Jahr 1787 gewohnt hat. Die eingebornen Christen hatten sich zumeist in der eine englische Meile entfernten Vorstadt angebaut. In dieser Gegend nun schenkte ihm der Raja einen hochgelegenen Platz von tausend Fuß Länge und gleicher Breite. Es glückte ihm ferner ein daran stoßendes europäisches Haus anzukaufen, welches durch seine Bauart mit einem Schwibbogen zu einem kirchlichen Versammlungsort geeignet war, obwohl es allerdings einer Erweiterung bedurfte. Die Mittel zum Ankauf und zum Bau gewährte ihm theils ein Geschenk, theils ein unerwartet großer Ertrag beim Verkauf einiger ihm gehöriger „Lumpen“. Unter Lumpen sind die prächtigen goldgestickten Gewänder zu verstehen, welche einst bei

Lord Pigots Anwesenheit nach orientalischer Sitte der Raja ihm als Dolmetscher zum Geschenk gemacht hatte. Noch vor der Fortkirche, schon am Weihnachtsfeste 1779, war diese tamulische Kirche eingeweiht. Sie liegt gerade in der Mitte des großen und gesunden Plazes, von Lärm und Geschrei entfernt und doch schon damals den Christen so nahe und bequem, daß Schwarz bemerkt, er hätte bei völlig freier Wahl keinen bequemern Platz wählen können. Wie im Laufe weniger Jahre hier ein Gebäude nach dem andern entstand, und Schwarz selbst als Patriarch hier zuletzt in seinen Anlagen unter seinen Christen geschaltet und gewaltet hat, sollte eigentlich ausführlichst geschildert werden, wenn nur nicht das Material fehlte, da er bei zunehmendem Alter und anwachsenden politischen Geschäften und bescheidenster Beurtheilung seiner Wirksamkeit immer schweigsamer wird und nur die großartigen Schöpfungen für sich reden läßt.

In den folgenden drei Kriegsjahren, (wie schrecklich dieser Krieg gewesen, läßt sich aus den bereits beschriebenen Schrecken des ersten Anfangs abnehmen), wurde er aufs vielseitigste in Anspruch genommen, nur ist zu bedauern, daß Haider's Reiter die meisten Berichte und Briefe dieser Jahre aufgefangen haben. Für seine Person konnte er sonst ungehindert selbst die Reihen der Feinde passiren, denen von Haider Ali ausdrückliche Ordre gegeben war, den ehrwürdigen Padre Schwarz unbelästigt überall herumgehen zu lassen und ihm Achtung und Freundlichkeit zu erzeigen als einem heiligen Manne, der nicht trachte seiner Regierung Schaden zu thun. Wo dies hehre Haupt mit dem würdigen schneeweißen Haar sich zeigte, faßten die Unterdrückten neuen Lebensmuth, die Hungernden neue Hoffnung auf Errettung. Er war nämlich aus Madras mit der Ueberzeugung zurückgekehrt, daß ein Krieg unvermeidlich sei, und Theuerung in dessen Gefolge voraussehend hatte er in noch wohlfeiler Zeit Massen von Reis aufgekauft. Alle Gaben der europäischen Residenten zur Linderung der nach und nach zu unglaublicher Höhe steigenden Hungersnoth gingen auch durch seine Hände, und viele dankten ihm ihr Leben. Selbstverständlich verband er mit der leiblichen Handreichung auch christliche Unterweisung, und als zuletzt seine Mittel nur noch reichten den Schaaren derer, die sich, zunächst aus äußerer Noth getrieben, zum Unterricht drängten, zeitweilig das Leben zu fristen, da erhielt ihn unter dem unsäglichen Jammer — im letzten Kriegsjahre starben vierhundert seiner Gemeindeglieder — die feste Zuversicht aufrecht, daß die äußere Noth Vielen ein Führer zum Himmelreich geworden sei und zur Rettung ihrer unsterblichen Seelen gereicht habe.

Weil in der Festung keine Magazine errichtet waren und die durch Druck und Betrügereien der Lieferanten erbitterten Landleute keinen Proviant mehr hereinfahren wollten, so war zweimal große Gefahr, daß bei drohender Belagerung capitulirt werden mußte, wenn nicht Schwarz auf Anrufen der Compagnie und Regierung vermittelt hätte. Sobald er sich für Zahlung verbürgte, kamen Lebensmittel zur Genüge, und er hielt pünktlich Wort, indem er alle Zahlungen persönlich leistete *). Ein Herr Burd, der von Europa als Geheimer Rath des Königs nach Tanjour gesandt war und sich über Jahr und Tag dort aufgehalten hatte, wurde von solchen und ähnlichen Vorgängen, welche er in nächster Nähe sah und hörte, so zur Bewunderung hingerissen, daß er gerührten Herzens zu einem Trankebarschen Missionar äußerte: „Man sagt sonst, es giebt keine apostolischen Leute zu dieser Zeit, allein Herr Schwarz ist in Wahrheit ein apostolischer Mann“. Klein fügt bei: „Gelobt sei Gott, der diesen theuren Bruder immer als seinen treuen Knecht signalisirt.“

*) „Hier in Tanjour, sonderlich wenn wir einen Einfall befürchteten, hatten wir kein Magazin, gar keinen Vorrath. Im Lande war Getreide. Man konnte aber keine Ochsen bekommen, es herein zu bringen. Der König und die Bedienten der Compagnie hatten keinen Credit, so daß Keiner auf ihr Wort Lastochsen herbeibringen wollte. Endlich fielen sie auf den Vorschlag, durch mich die Einwohner zu überreden. Ich konnte mich nicht entziehen, denn der Ort selbst war in Gefahr, dem Feinde in die Hände zu fallen. Ich schrieb an die Einwohner und sandte Katecheten zu ihnen, wodurch ich gleich an 1200 Ochsen bekam und jedesmal an 70000 bis 80000 Wispel ins Fort brachte. Ich bezahlte die Leute selbst und sandte sie vergnügt weg. Einer unter den vornehmsten Compagniebedienten sagte ganz frei: das ist eine neue Methode die Leute richtig und voll zu bezahlen. Das geht bei uns nicht an. — Nach der gewöhnlichen Rechnung, welche diese Räuber machen, hätte die Compagnie an 4000 Pagoden mehr bezahlen müssen, und die Eigenthümer der Ochsen hätten kaum die Hälfte von ihrem Lohn bekommen. Sie sagen: we charge the Company in such and such a manner, this is customary. Lieber, was will aus diesen Dingen werden? Ich fragte einen, welcher um die Sache sehr wohl weiß: Was meint Ihr, daß die Compagnie gewinnen würde, wenn alle Compagnie-Bedienten, sonderlich welche mit Rechnungssachen umgehen, treu und redlich handelten? Er sagte: jährlich über drei bis vier Millionen Pagoden. Diese Leute haben alle Hoffnung selig zu werden aufgegeben — was Wunder, wenn sie sich vom Gottesdienst ganz wenden? — Die Strafe, die ein solcher Nebelthäter, wiewohl sehr selten, leidet, ist, daß er den Compagniedienst verliert, worüber sie spotten. Denn sie haben so viel gestohlen, daß sie alsdann den Dienst von selbst aufgeben.“ Schwarz an Pasche 11. Oct. 1784.

Bei dieser allgemeinen Hochachtung überrascht es nicht mehr, daß als endlich Ende 1783 beide Theile des Krieges müde, Friedensunterhandlungen anknüpften, der Gouverneur von Madras Lord Macartney den einfachen Missionar in einem sehr ehrenvollen Schreiben Namens des Rathes aufforderte, sich den Gesandten auf dem Wege anzuschließen und als ihr Dolmetscher zu dienen. Er würde dadurch dem Staate einen wichtigen Dienst leisten. Schwarz erklärte sich trotz großer Abneigung gegen jede politische Sendung bereit, nachdem die Bedingung, welche er in einem eigenen Schreiben gestellt hatte, erfüllt war, d. h. nachdem er die bestimmte Zuversicht genommen hatte, daß der Friede redlich gewünscht werde und auch nicht der geringste Anschein einer Hinterlist dabei zu Grunde liege.

Haider Ali war inzwischen gestorben und sein Sohn Tipu, ein fanatischer Muhamedaner, ihm gefolgt. Vielleicht war dieser Wechsel auch dem Ausgang der Sendung präjudicial. Am 15. December 1783 brach Schwarz über Dindigul und Darapuram nach Seringapatnam auf, kam aber nicht weiter als zum Paß von Sattimangalam. Dort mußte er die Erlaubniß des Hofes zur Weiterreise abwarten, statt dessen erhielt der Commandant Weisung, ihn auf höfliche Weise wieder zurückzusenden. Die eigentlichen Gründe dieser Zurückweisung hat Schwarz nie mit Sicherheit erfahren*); am 27. Januar 1784 kam er unverrichteter Sache wieder in Tanjour an, wo unterdessen der junge Kahlhoff seine Stelle vertreten hatte. Die Nachricht berührte in Madras gar nicht angenehm, und Schwarz wurde aufs neue aufgefordert, sich den in Mangalur auf der Malabarküste befindlichen englischen Gesandten anzuschließen und auf anderem Wege auf die Westküste zu reisen. Abgesehen von anderen sachlichen Gründen erlaubte jedoch diesmal sein Gesundheitszustand das Reisen wirklich nicht, ein scorbutischer Ausbruch machte ihm das stete Liegen im Palanquin sehr lästig, und in den folgenden heißen Monaten April und Mai fühlte er sich so schwach, daß er sich oft kaum auf den Füßen halten konnte, obgleich er dennoch fortfuhr alle Amtshandlungen zu verrichten.

Es ist bekannt, daß nach schmachtvoller Behandlung der englischen

*) „Da sie mich ersuchten bei der Friedenshandlung zu sein, entdeckten sie die Ursache deutlich. Sie fürchteten sich, daß durch falsche Ränke und Bestechen die Sache verhindert werden möchte. Tipu wollte mich nicht näher kommen lassen, weil er wußte, daß er mit den andern besser zu recht kommen könnte. Andere denken, daß vielleicht die Engländer oder ihre Bedienten es gehindert.“ 19. März 1784.

Friedenscommissare der Friede schon am 11. Mai 1784 unterzeichnet wurde. Wenn nun auch Schwarz beim Friedensschluß selbst nicht thätig war, so hatte er doch durch seine Reise und die mit ihm geführten Verhandlungen eine solche Einsicht in alle Verhältnisse bekommen, daß die Mittheilung unterdrückter Stellen seiner Briefe, die zur Illustration der verwickelten Zeitgeschichte dienen können, geboten erscheint. Veruft doch selbst der vortreffliche Oberst Fullarton, in dessen Feldlager Schwarz bei jener zweiten Reise geweilt hat, sich auf das der Regierung eingesandte Tagebuch des Missionars als Beweis für die Milde, welche seine südliche Armee gegen die Bewohner geübt, und wie günstige Erfolge dadurch erzielt worden, indem er zur persönlichen Charakteristik beifügt: „Die ausgebreiteten Kenntnisse, sowie die Rechtfchaffenheit dieses untadelhaften Dieners Gottes haben den Charakter der Europäer gegen die Vorwürfe einer allgemeinen Entfittlichung gerechtfertigt.“ Wie traurig im Allgemeinen die Zustände und wie sehr diese Entfittlichung gewachsen, zeigen nun aufs neue die folgenden Mittheilungen aus Schwarzens Briefen. 11. Sept. 1783 an Pasche: „Betreffend die Engländer, so sieht es über alle Maßen jämmerlich aus. Ihre Gottesvergessenheit, ja Feindschaft wider Gott wird, wie mir vorkommt, größer. Ihr Geiz ist schrecklich, denn da sie mit Augen den Ruin der Compagnie sahen, so ließen sie doch ihr Geizen und Stehlen nicht nach, es schien mehr als einmal, daß das Schiff zerbrechen würde, so dachte Mancher noch einen Planken davon zu tragen. Wenn ich es nicht so klar gesehen, so hätte ich es nimmer glauben können, daß die Menschen so rasend werden könnten, daß sie auch bei dem äußersten Unglück nicht zum Nachdenken kommen wollen. Unter den Großen des Gouvernements, der Flotte und der Armee ist die höchste Uneinigkeit, wodurch alle die ansehnlichen Verstärkungen unnütz gemacht werden. Sie werden Wunderdinge lesen von dem Admiral, wie er bei Madras zauderte, bis Trinconomale an die Feinde überging, wie es bei Kudelur ergangen u. s. w. Wären die Leute einig gewesen, so daß sie aufs Beste ihrer Nation aufrichtig gesehen, so wären die Franzosen und Haider längst gedemüthigt. Nun aber zanken sie, fangen einen langen Federkrieg an, bis der Feind seinen Zweck erreicht, und dann legt einer auf den andern die Schuld. Dieses ist hier von den geringsten Leuten beobachtet worden. Sollte ich Particularia anführen, so würden Sie fast denken, daß die Bosheit dieser Leute vergrößert worden. Es ist so weit gekommen, daß die meisten Engländer es sehen und davon öffentlich reden, daß wo keine Aenderung in der Regierung, in Verwaltung der Aemter und Gerech-

tigkeit geschieht, so werden die Europäer nicht lange in diesem Lande bleiben, sondern als ein Unflath ausgeworfen werden. Sieht man auf die Lehrer, so ist es zu bedauern, daß Erzbösewichter als Lehrer herauskommen, die die ärgsten Werke der Bosheit fast öffentlich begangen, so daß Spielen, Saufen und Hurerei von denen begangen wird, welche andere auf den Weg des Lebens führen sollten. Allein die Compagnie und ihre Directoren sind an diesem Jammer Schuld. Sie senden aus, was dort nicht ankommen kann. Eheu! Es kann sein, daß Sie den wahren Zustand des Landes einigen in London, die da helfen können und wollen, bekannt machen können, daher habe etwas davon gemeldet. Gebe der gnädige Gott, daß heilsame Anordnungen für den Regierungs- und Lehrstand herauskommen mögen! Bleibt es beim Alten, so wird der völlige Ruin bald folgen, denn nach dem jetzigen System sagen die Vornehmsten, daß sie ihre Sache in Richtigkeit gebracht und daher absegeln können, wenn sie wollen; andere mögen zusehen, wo sie bleiben."

20. Oct. 1783 an Freylinghausen: „Es heißt, daß die Compagnie Friede machen würde. Tipu hat auch Abgesandte nach Madras geschickt. Allein es ist keine Aufrichtigkeit weder bei ihm, noch bei den Engländern. Alles ist voller Falschheit. Außerdem ist die öffentliche Verachtung Gottes und des Gottesdienstes jetzt gar hoch gestiegen. Sie brauchen kein Gebet, es geht alles nach dem einmal gemachten Plan. Das schreckt einen Jeden, und ist kein Wunder, wenn der heilige Gott diese Leute ganz geringe und verächtlich vor den Heiden macht."

11. Oct. 1784 an Pasche: „Bis hieher hat uns der Herr geholfen und sonst Keiner. Unsere Bemühungen sind meistens so verkehrt gewesen, daß man sagen muß, nur Gott hat uns errettet. Dies ist so offenbar, daß auch die Weltmenschen wider ihren Willen es oft zugestanden haben. Wir haben Leute genug aus England bekommen, allein das vermehrte unsern Jammer, weil wir weder Sold noch Brod hatten. Die inländischen Soldaten haben in 15, 16 und mehreren Monaten keine Besoldung bekommen. Täglich wurde ihnen ein wenig Reis gegeben und das in so kleinem Maß, daß sie sich kaum des Hungers erwehren können. Hieraus mögen Sie selbst schließen, was für Folgen entstanden. Die armen Leute geriethen in Unmuth und warfen ihre Officiere ins Gefängniß. Welch ein Jammer!

„Mitten im Kriege, da alle sich hätten vereinigen sollen, um den Feind aus dem Lande zu treiben, zankten sie sich, Gouverneur, General und Admiral, und waren beschäftigt ganze Volumina nach

England zu schicken. Der Feind konnte ganz ruhig seine Mäuberei fortsetzen. Der einzige alte Mann, General Coote, meinte es mit dem Lande gut, und that, was er konnte. Allein, wenn er den Feind geschlagen, so konnte er nie demselben nachfolgen, theils weil er keine Cavallerie, theils weil er keine Provision hatte. Sonst hätte er Haider mehr als einmal aus dem Lande getrieben. Die Leute zu Madras hatten Geld genug, aber sie wollten es nicht vorschießen, und so plagte und quälte sich der arme General, schlug den Feind und dann lief er zurück, um wieder ein wenig Reis für die hungrige Armee zu erlangen. Endlich machten sie Frieden, welches ebenso tumultuarisch zuging und wodurch sie dem Feinde ein Spott wurden. Ja der Feind behielt an dreihundert Engländer zurück, welche er beschnitten und zu seiner Religion mit Gewalt gezogen. Weil sie den wahren Gott verachteten, so hat sie auch Gott gering und verächtlich gemacht. Haider's Sohn recrutirt ganz stark. Unsere Regierung dankt die Leute ab, welche zu ihm laufen. Dies ist nun das zweite Mal, da wir ganze Schaaeren in Haider's Land senden. Die abgedankten Leute haben noch 13, 14 und mehrere Monate Sold zu fordern. Wir sagen: wir wollen euch nach und nach bezahlen. Daher entsteht nun eine Meuterei nach der andern. Nicht nur die Schwarzen, sondern auch die Europäer thun es. Lord Macartney hat den Officieren das sogenannte Batta (die außerordentliche Verwilligung) abgenommen, worüber eine schreckliche Unruhe entstanden. In Madras hat schon ein Civilbeamter ein Duell deswegen gefochten und ist von einem Officier erschossen worden. Ja der Gouverneur selbst und der Secunde [Sableir, den der Gouverneur Lügner genannt] haben sich gezannt und duellirt, da denn Lord Macartney unter der Brust eine Kugel bekommen. Der dritte im Rath, welcher in eben der Woche Friedensrichter war, ist mit herausgegangen und des Gouverneurs Secundant gewesen.

„Wie wird Ihnen bei diesen Dingen zu Muth? mein Herz und Hand zittert. Wir hofften, daß bessere Regulationen herauskommen würden, bisher aber haben wir nichts davon gehört. Ach daß sie nur nicht zu spät ankommen. Alles dieses schreibe Ihnen mit Kummer und rechter Herzensangst. Vielleicht können Sie einen bessern Gebrauch davon machen, als ich jetzt absehen kann. Wenigstens habe es in der Absicht geschrieben.“

Diese Schilderungen bezeichnen den Tiefpunkt, bis zu welchem die öffentliche Moralität der Engländer in Indien herabgesunken ist.

Von da geht es wieder aufwärts, und Schwarz selbst statuirt schon in gleichzeitigen Briefen einzelne ehrenwerthe Ausnahmen, neben dem schon erwähnten Obrist Fullarton besonders den Residenten zu Tanjour John Sullivan, den er „unter den hiesigen Engländern einen der besten“ nennt. Als er in der heißen Jahreszeit 1784 so sehr schwach war, bat ihn Sullivan, mit südlich ins Marawerland zu reisen, mit dessen Fürsten er verhandeln solle, und bei den Verhandlungen als Dolmetscher zu dienen. Schwarz sagte zu mit Rücksicht auf seine Gesundheit, welche er durch Aufenthalt an der Seeküste wieder zu kräftigen hoffte. Auf dieser Reise in Ramnad machte ihm nun eines Sonntags Sullivan den Vorschlag, in jeder Provinz englische Schulen zu errichten, deren Lehrer von den kleinen Fürsten zu besolden wären, in der Gestalt, daß sie zum Unterhalt jeder Schule ein Dorf schenken sollten. Der Gedanke zündete, und alsbald wurden Verhandlungen angeknüpft. Die beiden Marawerfürsten in Ramnad und Sivaganga erklärten sich bereit, auch der Raja von Tanjour versprach ein Dorf und trotz mancherlei Hindernisse war mit Schluß des Jahres schon die Provincialschule zu Ramnad errichtet. Lehrer wurde dort der uns schon bekannte Wheatley, ohne daß Tanjour darunter zu leiden gehabt hätte, denn für Wheatley trat nicht nur Kollhoff ein, der seit Schwarzens Reise zu Tipu in Tanjour geblieben war, sondern auch der zweite Sohn des Missionars Klein, welchen Schwarz schon ein Jahr lang unterrichtet und bei sich erzogen hatte, und sein vielgelobter treuer und am letzten Ende doch ungetreuer Diener Joseph. Als Sullivan Ende Februar 1785 nach England abreiste, versprach er noch Schwarz, in der Heimath kräftig für die Provincialschulen zu wirken, und dieser empfahl den treuen Missionsfreund dringend an Pasche und die Societät, welche demselben für seine Liebe und Mühe danken und bei etwaiger Rückkehr zum correspondirenden Mitglied ernennen möchte. Im Uebrigen nutzte er Sullivans Heimreise, wie er es früher mit seinem Freund Major Stevens beabsichtigt hatte. Derselbe sollte über die ganze Sachlage, über alle Schäden der Mission und die Vorschläge zur Abhülfe mündlich Bericht erstatten. Da Sullivan glücklich in England anlangte, dürfen wir in spätern Maßnahmen und Verfügungen, namentlich in Sachen der Provincialschulen, Früchte seiner Wirksamkeit sehen. Vorläufig gerieth mit seiner Abreise die Sache ziemlich in Stillstand. Die Schule in Ramnad aber, wenn sie auch nach kurzer anfänglicher Blüthe viel kränkelte, war doch ein großer Fortschritt, und Ramnad kann seitdem als Zweigstation von Tanjour gelten, besonders

nachdem Oberst Martinz, der sich auch bei Errichtung der Schule sehr thätig bewiesen, eine solide Kirche hatte bauen lassen*).

Ramnab war auch besonders wichtig als Mittelstation für Tinnewelly, und Schwarz wurde dadurch dem Gedanken, zum zweiten Male die junge dortige Gemeinde zu besuchen, geneigter gemacht. Im December 1783 schon waren während seiner Abwesenheit zwei Katholiken (der Arzt Antoni-Muttu aus Ottarampatti von der Wäscherkaste, in den Missionsberichten bekannter als Pitscheinuttu, wird allein mit Namen genannt) von Tinnewelly nach Tanjour gekommen, um im Auftrage mehrerer Glaubensgenossen die Aufnahme in die lutherische Kirche zu erbitten, und waren vom Landprediger Rajappen nach Trankebar gewiesen. Bald nach ihnen war auch die Brahmanenfrau Clarinda aus demselben Grunde, und um ihren Pflegesohn Schwarz zum Unterricht zu übergeben, nach Tanjour gekommen. Nach einmonatlichem vergeblichen Warten jedoch war sie mit den beiden Katholiken, begleitet von dem Trankebarschen Paria Katecheten Wisuwasi zu Ramnab, wieder umgekehrt, ihren Sohn zurücklassend und den Landprediger um einen Besuch bittend. Aus der Sendung des Landpredigers konnte nicht sogleich etwas werden, da die Trankebarschen Missionare gegen Kleins Stimme den von gänzlicher Verfehlung der Missionsaufgabe zeugenden Beschluß gefaßt hatten, daß die Landprediger keine Taufpräparationen und Taufen mehr im Lande halten und überhaupt ihre Reisen einschränken sollten. Die Trankebarer hatten überhaupt der Bitte der Katholiken wenig Gewicht beigelegt und gemeint, Pitscheinuttu wolle nur als Katechet der von ihm Herzugeführten angestellt werden, waren auch durch mancherlei Gerüchte über Raja Clarinda bedenklich geworden und meinten daher wohl, schon mit der Sendung des wenig bedeutenden und unzuverlässigen Wisuwasi ein Uebrigcs gethan zu haben. Mit ganz anderm Eifer erfaßte Schwarz die Sache und entsandte sogleich nach seiner Rückkehr den ausgezeichneten Katecheten Njanapragasam von Tanjour. Die Berichte lauteten so günstig, daß er ihn im Juli

*) Auf Ramnab bezieht sich eine ganze Reihe von Schwarz'schen Briefen, welche Taylor l. c. Appendix p. X—XVII zuerst veröffentlichte. Sie datiren vom 21. December 1784 bis 19. Mai 1795. Zur Vervollständigung sei noch eine Stelle aus einem Briefe nach Halle vom 14. Oct. 1786 beigelegt: „Der Schulmeister in Ramnab bekam monatlich zehn Pagoden just als ein Missionar. Aber er klagte, daß er mit seiner Familie nicht davon leben könnte. Nun hat er fünfzehn Pagoden. Die armen Leute wollen sich weder verlängnen, noch ökonomisch leben. Und wenn sie wissen, daß man sie braucht, so schreiben sie einem vor.“

noch einmal schickte, und zwar diesmal in Begleitung seines Schwiegervaters des Landpredigers Rajappen. Als sie im November zurückkehrten, berichteten sie, daß eine Gemeinde von 130 Seelen gesammelt sei theils neuerlich getaufte, theils aus dem Papstthum recipirte, theils alte lutherische Christen. In Siwiliputtur lag nämlich eine Compagnie eingeborner christlicher Soldaten, mit Clarinda und ihren früher getauften Hausleuten 51 Seelen, in Ottarampatti der Arzt Pitscheinuttu mit seinen zahlreichen Anverwandten 30 Seelen (sogar die in Travancore wohnenden Verwandten waren von Wisuwasi aufgesucht), in Tereiwalli südlich von Palamkotta als in einem der Clarinda verpfändeten Dörfe 24 Personen, unter diesen die Erstlinge der Schawars oder Palmyrabauern in zwei Familien.

Zu der angesehenen Welalarkaste gehörten sechs Aufgenommene, eine berühmte Familie, der mit einigen Worten zu gedenken ist. Zwei Glieder dieser Familie kennen wir mit Namen, den Vater Dewasagajam, der eine feine Gabe hatte Verse zu machen, und auch seinen damals zehnjährigen Sohn, den als Dichter noch mehr bekannten Wedanaichen. Die Ursache des Uebertrittes wird von der Familientradition und den alten Missionsberichten nicht ganz in den Einzelheiten übereinstimmend angegeben. Gewiß ist, daß Dewasagajam, der römischer Katechet gewesen sein soll, mit seinem Priester sich um des Barttragens willen überworfen hatte. Der Priester beanspruchte für sich allein das Privilegium, einen Bart tragen zu dürfen, und schnitt eigenhändig einem Freunde des Dichters den Bart ab, und als Dewasagajam ihm Vorstellungen machte und sagte, so etwas käme selbst bei den Regern nicht vor, schloß er denselben von der Kirche aus, indem er vom Lesen des Trankebarschen Neuen Testaments den Vorwand hernahm. Mit diesem Manne sprach nun Njanapragasam eingehend, indem er namentlich ein evangelisches Buch „die Art der Ketzer“ mit ihm durchging. Der Erfolg war, daß der Dichter in Tanjour selbst weiteren Unterricht suchte, und am 12. Januar 1785 erzählt Schwarz, daß er ihn zum Katecheten für Palamkotta auszubilden versuche, am folgenden 26. Februar, er könne noch nicht sagen, ob er sich dazu schicken werde. Nach fünf Monaten entließ er ihn wieder, und wir finden ihn seitdem in seiner Heimath als Gehülfe thätig, zusammen mit dem von der Clarinda schon früher bestellten Vorbeter Maria Schawri.

Inzwischen hatte Schwarz in seiner großen Sorgfalt Mitte Januar 1785 seinen Lieblingskatecheten Sattianaden, der so lange in Wallam treu gearbeitet hatte, nach Palamkotta geschickt und ihm einen Brief an den englischen Commandanten mitgegeben, daß er gegen den

Landesbrauch dem Pittsheimuttu und den andern Gliedern der Wätscherkaste gestatte, in Palamkotta am Gottesdienst Theil zu nehmen. Der Commandant bewilligte es nicht nur, sondern gab auch der Clarinda Balken und anderes Material zum Bau der neuen festen Kapelle, den sie im Uebrigen auf ihre Kosten errichtete. Der dringenden Bitte, diese Kapelle selbst einzuweihen, konnte Schwarz nicht widerstehen. Nachdem Sattianaden im Juni mit guten Berichten und erneuten Einladungen zurückgekehrt war, trat er Anfang August 1785 über Rannad und Tuticorin die weite Reise südwärts an. In Palamkotta und Umgegend blieb er drei Wochen, täglich zweimal oder dreimal predigend. Die Zahl der Gemeindeglieder stieg auf 150, die der Communicanten auf 80. Er fand manches zu seinem Trost, manches aber auch zu seiner Betrübniß, er hatte Clarinda über ihren Stolz und Leichtfinn zu strafen, während er ihr Betragen gegen ihre Lehrer, ihre Opferwilligkeit gegen die Kirche und Wohlthätigkeit gegen die Armen loben mußte. Mit den Gehülfen war er nicht recht zufrieden trotz ihres redlichen Strebens, ihre Erkenntniß war nicht deutlich, und sich einen ordentlichen Vortrag anzugewöhnen waren sie schon zu alt. Sehr anerkennend spricht er sich hingegen über Pittsheimuttu und die Seinigen aus. Nachdem er schon bei seiner ersten Anwesenheit vor sieben Jahren ihn auf die Lehren des Evangeliums aufmerksam erfunden hatte, lernte er ihn jetzt als wahrhaft bekehrten Christen schätzen, der von den übrigen Familien als Vater verehrt namentlich in rührender Weise täglich Hausgottesdienste hielt. Seinen hoffnungsvollen siebzehnjährigen Sohn und einen Altersgenossen nahm er mit sich nach Tanjour zu gründlicherem Unterricht, wie er auch Dewasagajam veranlaßte, ihm den kleinen Wedanaichen anzuvertrauen *). Wie viel er

*) In der Biographie Wedanaichens, die übrigens nach indischer Weise von kleinen chronologischen Versäßen wimmelt, wird erzählt, Schwarz habe Abends den Knaben beten hören und ihn dadurch lieb gewonnen. Wedanaichen kam in das Haus des Missionars, d. h. in die Freischule. Wenn Schwarz nach seiner Gewohnheit Nachmittags 4 Uhr sich etwas zur Ruhe legte, mußte der Knabe ihm aus der Bibel vorlesen. „Zuweilen goß er ihm auch Wasser zum Waschen über die Hände oder drückte ihm die Füße. Eines Tages als Wedanaichen so beschäftigt war, erzählte der Missionar ihm von der Herrlichkeit des Himmels und von der Glückseligkeit derer, die dort wohnen. Da sagte Wedanaichen: O Herr, ich wünsche mit Euch in den Himmel zu gehen und da immer Euch die Füße zu drücken. Darauf sagte der Missionar: Mein Lieber, werden denn im Himmel noch die Füße weh thun? Da giebt es keine Schwäche und keine Sorge. Von den Dingen mußt du noch viel lernen (Leipz. Missionsbl. 1864. p. 326).“ Nach

von dieser beginnenden Mission in Tinnewelley weiter erwartete, bewies er deutlich dadurch, daß er nach seiner Rückkehr von dem Katecheten Sattianaden auf immer sich trennte und ihn für ständig im fernen Süden stationirte, hingegen bald den Dewasagajam, weil er nicht genug praktisches Geschick habe, zu sich nach Tanjour berief mit der charakteristischen Censur: „Er betrachtet sich als einen Dichter, aber der Dichter hat sich oft als Hinderniß auf dem Wege Christi erwiesen, und ich habe oft gesagt: ich wünschte, der Dichter wäre todt, daß Christus leben möchte in deinem Herzen.“

Während Schwarz aus jeder Zeile merken läßt, wie große Hoffnungen er auf Tinnewelley setzt, werden von den übrigen Missionaren keineswegs solche Gedanken getheilt, man kritisiert ihn vielmehr und verweigert geradezu die Unterstützung. Am 14. Oct. 1784 schrieb Schwarz nach Halle: „Da Palamkotta an 400 engl. Meilen (hin und zurück) von hier abgelegen und ich unmöglich oft dahin gehen kann, so bitte meinen lieben Brüdern in Trankebar es nicht nur zu erlauben, sondern freundlich einzuschärfen, daß sie einen von den Landpredigern jährlich einmal wenigstens dahin zu senden einwilligen wollen, um den Christen das h. Abendmahl daselbst auszuthellen. Der Landprediger Rajappen hat in dem vergangenen Jahre eine Reise dahin gethan. Da er nun einen Menschen nothwendig braucht, einige Kleider und Provision zu tragen, so habe zwanzig Pagoden Aufwand gehabt. Wäre es nicht billig oder zuträglich, wenn die Trankebarsche Mission halb und die Tanjournsche halb die Unkosten trüge, zumal da er jetzt auf dem halben Wege, nämlich in Ramnad, die zu Trankebar gehörige kleine Gemeinde besorgt. Ich bin mit allem zufrieden, wie es von Ew. Hohehrwürden ausgemacht wird. Ich habe doch Unkosten genug mit dem Katecheten dort, welchen ich halten und besorgen muß.“ Die Veranlassung dieser Bitte giebt ein vertraulicher Brief Kleins vom 29. Januar 1785 zu erkennen, worin er beklagt, es werde nicht mehr im vollen Sinne zugestanden, daß alle Missionen Ein Werk seien und eine der anderen helfen müsse. Es scheine, daß eine große Metamorphose in der Mission vorgehen werde. Während doch die Soldaten in Sivilliputtur bei Palamkotta zu Trankebar gehörten und um den Besuch des Landpredigers gebeten hätten, sei in der Conferenz beschlossen, die Reisekosten nur bis Ramnad zu tragen. Schwarz habe ein ziemlich Kapital in der Trankebarschen Missionskasse liegen und

zwei Jahren, als die Eltern nach Tanjour gesetzt wurden, hielt Schwarz den Knaben in Trankebar besser versorgt.

erhalte von den Hallschen Geldern fast einen gleichen Theil, so wäre es nur billig, wenn er auch den Landprediger und Katecheten Njanapragasam ganz besolde. Die beiden aber hatten von Tanjour aus die Trankebarschen Landgemeinden zu besorgen und nur zufällig dort ihren Wohnsitz. So erklärt sich Rajappens spätere Uebersiedelung nach Trankebar und daß nicht Njanapragasam, sondern Sattianaden nach Palamkotta gesetzt wurde. Daß in Halle für Schwarz entschieden wurde, braucht kaum beigefügt zu werden.

Ja die Reise nach Ramnad und Tinnewelly wurde Schwarz sozusagen in Trankebar fast verdacht und übel genommen und zwar auch von Klein selbst, der in demselben citirten Briefe schreibt: „Es thut mir in der That Leid, daß Herr Schwarz nicht zum Besuch nach Trankebar wenigstens alle Jahr einmal kommt. Die Brüder allhier sagen (und man kann nichts dagegen aufbringen), kann Herr Schwarz nach Ramnad u. s. w. Reisen thun, warum nicht auch Trankebar besuchen und zum gemeinschaftlichen Besten des Werks sich besprechen? Seine Briefe sind kurz, auf viele Sachen bekommt man keine genugthuende Antwort u. s. w. Ich setze hinzu, wenn er die Sachen nicht selbst in Augenschein nehmen kann und sich mündlich von denselben hinlänglich Bericht zu geben Gelegenheit giebt, so sind seine Rathschläge nicht völlig. Uebrigens schreibe ich ihm treulich das zu, was geredet und geurtheilt wird. Er hat aber so viel zu besorgen, daß er zum Schreiben wenig Zeit erübrigen kann. Auf sein Urtheil aber wird von den Brüdern viel gehalten, wiewohl sie auch oft ihn wegen seiner Leichtgläubigkeit (oder da ihn seine Gehülfen oft durch guten Schein, den er für Wahrheit hält, betrügen) nicht zum Besten beurtheilen.“

Dem im ersten Theil dieser Aussprache enthaltenen Tadel, der eigentlich Schwarz eine gewisse Oberleitung der ganzen Mission als selbstverständlich zuspricht, schließt sich auch Pohle mit den Worten an: „Herr Schwarz sollte sich in Arbeiten nicht übernehmen, sondern mehr dirigiren und alles in Ordnung zu erhalten suchen.“ Die Vorwürfe würden vielleicht Berechtigung gehabt haben, wenn sie über einen ordnungsmäßig vocirten Bischof oder Propst der Mission gethan wären, so war Pasche's herbe Zurechtweisung ganz am Platz: „Ohne Noth und schuldige Amtstreue wird Herr Schwarz sich nicht mit Arbeit übernehmen. Und ein gut Exempel, daß man selber keine Arbeit scheue, ist doch auch gut und nöthig *). Wenn ihm aber durch Ent-

*) „Gott hat sich meiner erbarmet und mir die Arbeit wirklich süß gemacht, so daß aus der Erfahrung sagen kann Labor ipse voluptas.“ Schwarz.

ziehung brüderlicher Hülfe, sonderlich durch Resignation der Anstalt zu Tritschinopoli *), das Leben und die Arbeit noch saurer, schwerer und angreifender gemacht und sein Gemüth mit noch schwereren Sorgen angefüllt wird, kann man um so weniger auf mehrjährige Erhaltung seines vorzüglich schätzbaren Lebens sich Rechnung machen."

Bedenklich lautet der zweite Vorwurf der Leichtgläubigkeit und daß er sich von seinen Katecheten täuschen lasse. Glücklicher Weise giebt auch hier Pohle näher an, auf welche Persönlichkeiten mit diesem

*) Am 31. Januar 1785 war Pohle wieder durch Tanjour nach Trankebar gereist, ohne sich im Geringsten besondere Absichten merken zu lassen. Plötzlich erhielt Schwarz Nachricht von einer in Trankebar am 11. Februar gehaltenen Schulconferenz, in welcher Pohle wiederum darauf angetragen, nach Trankebar zurückzukehren. Dem Protokoll war ein ausführliches von Pohle gearbeitetes Memorandum beigelegt. Er war sehr ungern in Tritschinopoli und klagte sogar „man hat mich in Europa verkauft.“ John und Roiller wollten ihn gleich in Trankebar behalten, aber Klein und dann schriftlich Gerike und Schwarz sprachen sich entschieden dagegen aus, und so reiste er wieder zurück. Schwarz berichtet darüber: „Wider alles Denken kam Herr Pohle wieder auf die Gedanken, in Trankebar zu bleiben, um dort bei der Schule zu arbeiten und zu sehen, daß Missionarstinder, wie auch Malabaren in Wissenschaften und den Grundsprachen unterrichtet würden, damit sie desto bräuchlicher bei dem Werke werden möchten. Ich erschrak und antwortete auf Herrn Pohle's Aufsatz: 1) daß der Vorschlag an sich nützlich, 2) daß die Hauptsache bei unsern Gehülfsen darin bestünde, daß sie eine deutliche Erkenntniß von dem ganzen Rathe Gottes erlangten; daß diese Erkenntniß bei ihnen lebendig würde und also wahrhafte Buße, Glauben und ein heiliges Leben hervorbrächte; daß sie lernten, wie sie mit dieser Erkenntniß an andern wuchern sollten. Dieser dreifache Zweck könnte auch ohne das Latein, Griechisch und Hebräisch zu lernen erreicht werden, 3) daß der Vorschlag jetzt höchst zur Unzeit geschehe. Die Societät würde höchlich sich beleidigt finden, wenn Herr Pohle abrupt ihren Dienst verliesse, zumal da durch Herrn Fabricii und Herrn Diemers Betragen das Vertrauen schon sehr geschwächt, so daß die traurigsten Folgen zu besorgen wären. Ich Schwarz bin alt. Wie leicht könnte ich abgefordert werden! Wer sollte das Werk fortsetzen? Etwa der junge Kollhoff? Davan könnte ohne Schrecken nicht gedenken, weil der noch den Beistand der Aelteren nöthig hätte. Kirche und Schule in Tritschinopoli müßten nothwendig untergehen, oder man müßte sie den Katecheten allein übergeben, welches nimmer zu rathen. Die neu zu errichtenden Schulen müßten unterbleiben u. s. w. Ich hoffe, Herr Pohle kommt wieder zu uns, wie er denn auf dem Wege ist. Inbessen ist mir immer bange bei der ganzen Sache. Allein zu stehen scheint seinem Temperament sehr schwer zu fallen. Ich schrieb auf das gelindeste und sanfteste, um das arme Gemüth nicht zu irritiren. Gott helfe uns gnädiglich!" 26. Febr. 1785.

Vorwurf gezielt wird, nämlich außer auf Clarinda, aus deren Fehlern ja aber auch Schwarz nie ein Hehl gemacht hat, auf den stets von ihm außerordentlich gelobten Katecheten Sattianaden: „Alle Missionare erkennen ihn für einen bösen Heuchler, nur Herrn Schwarz kann er noch die Augen blenden,“ namentlich sollte er bei einem Diebstahl betheiligt sein. Pasche entgegnete darauf: „Böse Gerüchte und Verläumdungen können in der Entfernung leicht Eingang finden. Hätte der Katechet an dem Diebstahl mit Theil gehabt und sich besonders übel dabei verhalten, und Herr Schwarz hat das doch nicht sehen können: das wäre sonderbar.“ In Halle hingegen hielt man es für nöthig eine Erinnerung deswegen an Schwarz gelangen zu lassen, und auch über die Aufnahme dieser Erinnerung hat sich eine Notiz Kleins erhalten: „Der theure Bruder Herr Schwarz war sehr angegriffen, da er wegen seines Katecheten Sattianaden und der Clarinda Papatti (Brahmanin) eine Erinnerung bekam. Er meldete mir solches mit besondern Expressionen und Anfragen, weswegen ich diesen Punkt besonders in der Conferenz vortragen mußte. Er schrieb nachgehends noch einmal davon und führte das Zeugniß des Pater Rajappen an, der an Ort und Stelle beider Personen Wandel genau beobachtet und beiden das beste Zeugniß gegeben. Ich erwiderte ihm, weil mehrere Personen von Sattianaden uns gesagt, er sei ein Heuchler, und diese Personen ihn oft unter Augen gehabt, und dabei gar nicht seine Feinde, sondern treue Leute wären, so hätte man ein Wort fallen lassen. Und was die Clarinda beträfe, so hätte sie, da sie in Tanjour war, vielen Leuten großen Anstoß gegeben. Wir wollten jetzt Rajappens Zeugniß annehmen, denn sie könnten sich ja gebessert haben.“

Solcher Haltung Kleins gegenüber fällt es auf, wie entschieden Schwarz in einem Briefe vom 6. Sept. 1787 für Sattianaden eintritt: „Der Landprediger hat vom 10. Mai an eine Reise nach Ramnad und Palamkotta gethan. Ich erwarte seine Rückkunft in wenig Tagen. Er meldet in seinem Briefe, daß Sattianaden sich recht für dasige Umstände schide. Es hat mich daher sehr geschmerzt, daß Herr Dr. Schulze *) in seinem Briefe gemeldet, wie einige der Herren Mis-

*) Der Nachfolger Freylinghausens im Directorat zu Halle. Ueber den Lebenslauf Freylinghausens, der im Jahre 1785 gestorben war, äußert sich Schwarz sehr unbefriedigt: „Nach den ins Herz bringenden Manuscripten des sel. Vater Ziegenhagen las ich Herrn Prof. Niemeyers Rede und den Lebenslauf des sel. Dr. Freylinghausen, welchen Herr Niemeyer vermuthlich aufgesetzt. Was für einen gewaltigen Unterschied fand ich! Ist dies die jetzige Methode zu lehren? dann bleibe ich von Herzen bei der Lehrmethode unserer Väter, welche Christum

sionare Sattianaden als einen Heuchler beschrieben haben. Ich sandte des Herrn Dr. Schulzens Brief nach Trankebar und bat um eine Erklärung. Sie antworteten, daß sie dergleichen nicht approbirtten, daß Jemand dergleichen geschrieben, daß es hergekommen von der Aussage eines bösen Menschen. Eheu! In Absicht seiner Herzensredlichkeit, Geschick zum Lehren, Willigkeit und Inbrünstigkeit, dem Herrn Christo Seelen zuzuführen, uneigennütziges Betragen ziehe ich ihn allen Landpredigern und Katecheten vor, und das mit großer Ueberzeugung. Ich bekenne es, daß in seinen Reden mit Heiden er mich beschämt hat. Er legt ihnen die ganze Lehre, nicht nur ein Stück vor und in der Erklärung der Lehre von Christo ist er so weitläufig und nachdrücklich, daß ich mich nicht wenig gewundert und beschämt gefunden habe." Hierzu gehören noch einige Zeilen vom 1. Febr. 1788, welche zugleich von einer augenscheinlich wichtigen Sendung Andeutung geben, die Sattianaden übertragen worden war und über welche sonst wohl weiter nichts bekannt ist: „Des Katecheten Betragen und Fleiß begehrt Keiner von meinen Brüdern in Zweifel zu ziehen, obgleich einige Worte aus Mißverständniß wider ihn sind berichtet worden, welche aber Keiner zu vertheidigen über sich nehmen wird. Seine Reise nach Travancore wurde durch die Uebersendung eines Briefes aus Europa an mich, welchen ich übersetzte, veranlaßt. Ich schrieb auch selbst an den König, erklärte die Sache, so im Brief gemeldet war, welche zu seiner Beruhigung gereichte und wünschte ihm das, was ihn in Zeit und Ewigkeit glücklich machen könnte. Er hat den Brief liebevoll aufgenommen."

Schwarz war so fest und unwandelbar in seiner hohen Meinung von Sattianaden, daß er ihn zu Weihnachten 1790 in Tanjour für Tinnewelly ordinirte, und Sattianadens treue und gesegnete Wirksamkeit bei einem langen Leben (er starb 1815) hat dies günstige Urtheil glänzend gerechtfertigt.

Mit diesen Nachrichten über Tinnewelly sind wir dem Gange der Erzählung etwas vorausgeeilt, der Ordination Sattianadens war schon drei Jahre früher die Johann Kaspar Kollhoffs vorausgegangen, und nicht in Tinnewelly allein hatten hoffnungsvolle Anzeichen das Ende der kritischen Jahre und den Anbruch einer neuen Periode für

groß machten und also den Grund zum wahrhaftig heiligen Leben tief legten. Wie trocken, wie schwülstig ist alles in der Rede. Wie wenig ist darin von Christo zu finden!"

die Mission verkündet. Freilich über Trankebar selbst lagerte sich immer tieferer Schatten. Das Missionscollegium, oder vielmehr der Secretair Hee Wadum in Kopenhagen, fuhr fort feindselige und zerstörende Beschlüsse zu fassen und alles Gute zu hindern, so daß John sich lange Zeit mit dem Gedanken trug, selbst nach Kopenhagen zu reisen und eine Umstimmung zu versuchen. Wenn nach langem Suchen in Halle Theologen gefunden waren, von denen man Grund hatte zu hoffen, daß sie tüchtige Missionare abgeben würden, so hielt man gewiß in Kopenhagen eine Aussendung für nicht nöthig. Zu anderer Zeit mußte dann der Director wieder übereilt zugreifen, oder man schritt in Kopenhagen zu selbständigen Aussendungen und wählte so unglücklich wie 1785 den Dänen Hagelund. Auf diese Verhältnisse bezieht sich Schwarz in den folgenden Mittheilungen: „2. Oct. 1786. Mit Herrn Hagelund scheint es gar nicht zu gehen. Herr Klein schrieb mir gestern, daß er vermuthlich den Weg des Herrn Mentel gehen werde. Nach der Brüder Bericht von ihm ist er ein Weltmensch, welche er auch besucht und mit ihnen lieber umgeht als mit den Missionaren (NB. Nachdem dies geschrieben, schreibt Herr Klein, daß Herr Hagelund sich etwas besser anlasse). Er ist dreißig Jahre alt und hat sich verlauten lassen, daß sein Alter ihn an Erlernung einer neuen Sprache hindere. Lieber, was soll oder kann man von solchen Männern erwarten? In der dänischen Kirche hat er etlichemal kurz gepredigt und einen trocknen moralischen Vortrag gehalten.“

Am 6. Februar 1787: „Ew. Hochwürden wissen, wie das hochlöbliche Collegium oder eigentlich der Secretair die Missionsache obenhin tractirt. Herr John hatte sich daher entschlossen nach Europa zu gehen, weil er meinte, daß er alles persönlich am besten vorstellen könnte, auch sich versichert hielt, daß solche Reise der Mission zum Vortheil gereichen würde. Allein ich konnte den letzten Punkt nicht begreifen, denn unser theurer Bruder Herr Klein wird alt und kann bald abgehen. Herr Rottler ist auch nicht sehr stark. Herr Hagelund scheint der Mission wenig Gutes zu thun. In diesen Umständen wegzugehen hielt nicht für rathsam, zu geschweigen daß man sich das Gute, so die Reise verschaffen sollte, nur zu stark auf der guten Seite vorstellte. Und sollte Gott den lieben Herrn Klein abrufen, so ist zu fürchten, daß die ganze Mission dem Herrn Rottler eine zu große Last sein würde. Herr John*) hat sich hierauf entschlossen noch zu warten,

*) Er berichtete wörtlich nach Kopenhagen die ergreifende Anrede, durch welche ihn Schwarz in der Conferenz umgestimmt: „Bruder, wollen wir denn

ob Gott andre Hülfe schaffen würde. Könnte nicht eine Correspondenz mit Herrn Ursperger in Augsburg dem Werke ersprießlich sein? Vielleicht könnte er hier und da ein Subject vorschlagen."

John holte von Zeit zu Zeit seine Reisepläne wieder hervor, und dann war es stets Schwarz, der ihm scharf entgegentrat, wie er auch nach Europa über John sich mit steigender Schärfe ausspricht, z. B. gegen Pasche am 24. Juli 1788: „Herr John ist ein williger und fleißiger Arbeiter, hat aber zu viel neue Pläne. Jetzt hat er wieder im Sinn nach Europa zu gehen, um der Mission, wie er meint, recht aufzuhelfen, neue Arbeiter an Gemeinde und Schulen zu besorgen. Ich sagte ihm: Ich würde mich freuen, wenn geschickte Lehrer an der Schule sich finden, ja wenn eine Akademie zu Stande kommen sollte. Allein liebe Brüder, Sie haben ja noch keine gute, geschickte und redliche Katecheten. Sie haben gedacht, daß einige junge Leute erst das Deutsche lernen und so geschickter werden sollten, allein alle ihre Arbeit hat der Gemeinde keinen Nutzen geschafft, denn wenn die jungen Leute ein wenig Deutsch gelernt, so gehen sie zu Europäern und werden ihre Bedienten und Dolmetscher. Weil sie den Sinn Christi nicht haben und die Welt verlängnen können, so geht ihr Sinn bei einiger Sprachkenntniß in die Liebe des Irdischen. Wären sie aber in der malabarischen Sprache unterrichtet worden, so wäre die Versuchung bei Weitem nicht so groß gewesen. Herr Johns Zweck ist sehr gut, welcher aber auf der bisher gebrauchten Lehrart im Deutschen sehr selten erreicht wird. Herr Klein und Herr König sind mit mir gleicher Meinung. Indessen ob ich gleich diese meine Meinung mündlich und schriftlich den beiden Brüdern Herrn John und Herrn

die Mission ganz begraben? soll sie denn auch nach Gottes heiligem Gericht zu Grunde gehen, so wollen wir sie doch nicht ruiniren helfen und weggehen, wenn just die Noth am höchsten ist, sondern so lange aushalten und uns derselben annehmen, so lange wir wenigstens können. Sehen Sie doch Herrn Koblhoff, der schon lange Jahre nicht mehr hat arbeiten können. Betrachten Sie Herrn Klein, der sein Gehör schon größtentheils verloren und oft solche bedenkliche Zufälle hat, daß er schnell kann von uns genommen werden. Herr König hat seine volle Arbeit an der portugiesischen Kirche und Schule und mit der Hauptrechnung der Mission. Von Herrn Hagelund ist es offenbar, daß er kein Herz für die Mission hat und daß er den lieben Herrn Rottler mehr kränken als sich mit ihm in Einem Geiste zur Betreibung des Werks verbinden wird. Dieser gute Bruder muß alsdann ja ganz unter der Last versinken. Lassen Sie uns wenigstens noch warten, ob uns Gott nicht etwa bald eine Rettung senden wird."

Rottler in Liebe zu erkennen gegeben, so habe doch nie gemerkt, daß es ihre brüderliche Liebe gegen mich vermindert."

Hagelund war sehr bald gestorben, im October 1788, nachdem er im letzten Jahre mehr Hülfe geleistet hatte, aber auch durch seinen erst geheim gehaltenen und dann doch offenbar gewordenen Antrag in Kopenhagen, ihm neben dem Missionsamte die dänische Predigerstelle zu übertragen, viel Aufregung erweckt hatte. Aus seinen hinterlassenen Papieren erkannte man erst, wie feindselige Berichte von ihm nach Kopenhagen gesandt waren. Natürlich daß sein Tod nicht gerade als Verlust betrauert wurde, obgleich sein besserer Ersatzmann, Aug. Friedr. Cämmerer aus Wusterhausen a. D. in Folge Schiffbruchs erst 1791 eintraf.

Es hätte in Trankebar bei aller Ungunst des Herrn Deo Wadum doch vorwärts gehen können — wie denn im Jahre 1786 unter den Schültern eine Art Erweckung sich zeigte — wenn nur nicht John sich immer mehr der Aufklärungstheologie zugeneigt hätte; er schreibt selbst, daß er erst allmählig in Trankebar zu aufgeklärteren Ideen fortgeschritten sei und macht den Director Schulze zum Vertrauten seiner Herzenswünsche, es möchte ein Bibelauszug eingeführt, die alten Erbauungsbücher umgearbeitet und vor allem der veraltete lutherische Katechismus beseitigt werden. Von Schulze wurde er damals energisch zurückgewiesen *), aber er hat später doch in diesem Sinne geschrieben und gedruckt. Bei Schwartzens Lebzeiten trat sein Rationalismus mehr zurück; doch wenn Schwarz es für nöthig hielt, einen vertraulichen, leider nicht erhaltenen Bericht über die Zustände in Trankebar nach Halle zu senden, so läßt sich der Inhalt errathen

*) Schulze an John: „Sie schreiben am 15. Oct. 1792, Sie hätten im Anfange Ihrer Amtsführung eingeschränkter gedacht, es hätten sich aber Ihre Begriffe durch eigenes Nachdenken und Lesen mehr erweitert. Sie finden es jetzt nicht mehr gut, daß gewisse Stellen der h. Schrift als: Also hat Gott die Welt u. s. w. es sei denn, daß Jemand geboren werde aus u. s. w. in dem Büchlein an die Heiden so nach einander abgedruckt sind. Sie schreiben, daß nun über 70 Jahre wenig mehr als Ihr dortiger Katechismus in der Mission sei gelehrt und ausgebreitet worden, dafür möchten Sie lieber einen Katechismus, der blos aus der Natur hergenommen sei, eingeführt wissen. Anstatt daß die Bibel bisher vollständig abgedruckt worden, möchten Sie lieber einen Auszug aus derselben gedruckt und die Pressen mit andern Schriften beschäftigt sehen. Nach Ihrem jetzigen Urtheil sollen gemeinnützige und besonders pädagogische Kenntnisse die Haupteigenschaft eines Missionars sein und den Katechismus mit aller Dogmatik überwiegen. Diese Stellen haben mich sehr bekümmert.“

und auch sein von den Brüdern oben getadeltes Fernbleiben von Trankebar wird als absichtlich gelten können.

Von der östlichen Nachbarstation zur westlichen überzugehen, so legte sich endlich die Ungewißheit über Pohle's Bleiben oder Gehen: „Unser lieber Herr Pohle ist anjetzt (2. Oct. 1786) ganz ruhig und spricht von keiner Veränderung. Ich (Schwarz) höre auch, daß die Engländer mehr mit ihm zufrieden sind, nur wundern sie sich, daß er anstatt klarer und deutlicher Texte, welche das wahre Christenthum einschärfen, die Apokalypse zu erklären angefangen. Er ist ein ganz ungemeiner Liebhaber und Verehrer des sel. Bengel. — Der Gedanke einer Veränderung wäre ohne John nie in seinen Sinn gekommen. — Unser lieber Herr Pohle ist ein redlicher Mann, den wir alle schätzen. Wenn er hier ist, so ist er uns zur Freude. Wenn er aber allein ist, so ist er zu ängstlich und klagend. Mit Klagen gebe ich mich nicht ab. Man gewinnt nichts dabei. Das Gemüth fühlt die Last doppelt. Der Rath des sel. Francke nicht bei Weltleuten zu klagen, hat immer ein großes Gewicht: Das Evangelium hat besondere Hindernisse zu überwinden, Gott allein muß uns helfen.“ Mit letzterm Satze bezieht er sich auf die Uebergriffe der Katholiken in Tritschinopoli, gegen welche ihn Pohle zu gemeinsamem Einschreiten, aber vergeblich, zu bewegen suchte deshalb klagend: „Ich kann Herrn Schwarz noch nicht dahin bringen, gemeinschaftlich mit einer Supplik einzukommen, denn er fürchtet, es wird nichts helfen. Allein hilft es nicht, so kann es doch auch fast nicht schlimmer werden.“

Große Aengstlichkeit zeigte Pohle in andern Fällen, wie Schwarz am 6. Sept. 1787 an Pasche berichtete: „Ich besuchte Herrn Pohle im Juli. Er dachte, daß die Engländer die Häuser, so ich gebaut, sich zueignen würden. Nun das war seine Sorge, welche keinen Grund hatte. Indessen ihn zu beruhigen reiste hin, bat die Glieder der Vestry (Kirchenvorstand) zusammen zu kommen, gab eine völlige Vorstellung oder ausführliche Nachricht, wie ich die Häuser gebauet, nach und nach, und fragte sie, ob sie diese Vorstellung unterzeichnen wollten, welches sie alle thaten, dabei aber bemerkten sie, daß es keinem Engländer einfallen würde, anders hierüber zu denken. Ich sagte, daß es doch gut wäre, daß ich vor meinem Tode die Sache in Wichtigkeit brächte *). Nachdem ich wieder in Tanjour angekommen, ließ ich

*) Da bekanntlich die Engländer sich all dieser Missionsgebäude dennoch bemächtigt haben, geben wir eine noch deutlichere Aussprache, die vom 12. Juli 1787 datirt: „Den zehnten kam von Tritschinopoli. Es hatten einige Engländer,

Herrn Koblhoff auch hinreisen, um dem lieben Bruder Pohle zum Trost zu sein. Denn er ist jetzt ganz allein und bei seiner Redlichkeit zu Gram und Unruhe geneigt. Gleich darauf gab es neuen Kummer. Ich habe zehn kleine Häuser für Wittwen gebaut, sie mit Ziegeln gedeckt und mit einer Mauer umgeben. Da diese Reihe Häuser nicht weit von den Baracken und dem Hospital ist und die Circulation der Luft hindert, so wurde beschloffen, daß sie sollten weggenommen werden. Herr Pohle ward darüber angegriffen und es schmerzte mich ebenfalls. Indessen konnte ich nicht läugnen, daß die Luft von wegen der zehn Häuser in etwas abgehalten und also das Hospital weniger der Gesundheit gemäß sei. Ich schrieb deswegen und erhielt einen sehr guten, wohl bessern Ort, wo die Wittwenhäuser sollten hingebaut werden. Nun sollten die Baracken mit einer Mauer eingeschlossen werden, folglich kamen sie ganz nahe an der Katecheten Häuser. Herr Pohle redete dagegen und bat, daß zwischen den Baracken und Katechetenhäusern eine Zwischenmauer gezogen werden sollte, aber es wurde ihm abgeschlagen. Ich schrieb, daß ich die Zwischenmauer von Herzen bezahlen wollte. Endlich sagte der Gouverneur, daß er thun wollte, was ich begehrte. Ich melde Ihnen dies offenherzig, weil der liebe Bruder Herr Pohle vielleicht klagen wird. Ich habe bei alledem meine Noth gehabt, um der Heftigkeit auf allen Seiten in Liebe abzuheffen." Seit Pohle endlich zum Heirathen sich entschloß, im April 1795 lauten seine Briefe viel befriedigter; in der Gunst der Engländer freilich, die schon durch seine schlechte englische Aussprache abgestoßen wurden, wird ihn die Heirath nicht gehoben haben, denn seine Frau war nur die Tochter eines deutschen Uhrmachers in Madras Michael Vincent, und die Mutter, eine im Land geborne Portugiesin, lebte in Pohle's Hause. Eine andre Schwester war an den Rector der Missionskirche in Rudelur Namens Horst verheirathet, und eine dritte an

wie Herr Pohle mir schrieb, sich verlauten lassen, daß das Predigerhaus in Trischinopoli, wie auch die Häuser der Katecheten, Schulmeister und eine Reihe Wittwenhäuser auf Unkosten des Publicums erbauet worden, welches nach meinem Tode einige Unruhe hätte verursachen können, deshalb hinreisete und der Vestry bezeugte, daß ich alle die Häuser von meinem Salario, so nach und nach eriparet, selbst erbauet und daß das Publicum dazu nichts beigetragen, folglich daß sie der Mission zugehörten. Sie gestanden es alle zu und bezeugten, daß es Keinem ins Gemüth gekommen das Gegentheil zu erwähnen und daß sie willig wären, es in dem Vestrybuch aufs stärkste zu attestiren, welches sie auch wirklich thaten zur völligen Befriedigung des Herrn Pohle."

einen Musikmeister Zscherpel in Madras aus Alsfeldt in Thüringen, welche Familie in Madras noch heute gekannt ist. Pohle war bei den Engländern nicht beliebt und liebte die Tamulen nicht. Wir scheiden von ihm mit dem Bedauern, daß er eigentlich bei aller treuen Arbeit seinen Beruf verfehlt hat, und mit dem Geständniß, daß Schwarz nicht wohl gethan hat, Pohle's Verbleiben in Tritschinopoli also zu forciren.

Je weniger hoffnungsvoll im Ganzen die Missionsaussichten auf den Nachbarstationen waren, desto mehr war Schwarz für sein Tanjour besorgt, daß mit seinem Tode nicht auch dort alles zusammenfallen möchte. Es sind hin und wieder Andeutungen gegeben, wie sehr er sich des ältesten Sohnes seines ehrwürdigen Collegen Kuhlhoff angenommen und ihn allmählig ins Missionsamt eingeführt hat. Je trüber es nun aussah, je untüchtiger die neuen Missionare waren, desto sehnlicher schaute er nach dem Tage aus, da er durch die Ordination den Schüler zum Collegen sich setzen dürfe. Aber mit dem ersten Aussprechen dieses Wunsches offenbart er zugleich, welche Schwierigkeit sich der Ausführung entgegenstellen möchte, so am 1. März 1784: „Da der Arbeiter immer weniger werden, ist mir eingefallen, ob nicht Herrn Kuhlhoffs ältester Sohn könnte ordinirt und mir adjungirt werden, damit im Fall mich Gott abruft, Jemand meine Stelle mit Nutzen vertreten könnte. Es ist wahr, er versteht kein Latein, vom Griechischen hat er etwas gelernt. Er aber fürchtet Gott von Herzen und hat sich dem Herrn ergeben, ihm in seiner Kirche zu dienen, fängt auch an in allen Stücken nützlich zu werden, weiß von den Landessprachen mehr, als ein neuer Missionar in fünf oder sechs Jahren lernen kann, ist an das Klima gewöhnt. Die Societät besteht zwar, wie ich weiß, auf bischöfliche Ordination. Allein in diesem Fall, der besonders ist, glaube ich, würde sie nicht so gar strenge bestehen. Sehen Sie (Pasche) doch dahin, daß Sie einige der Hauptglieder dazu disponiren können. — Sollte ich mit Tode abgehen, so ist Keiner, welcher meine Stelle vertreten kann. Die neulich herausgekommenen Missionare sind gar geschwind abgefordert worden. Herr Mentel ist nach Europa gegangen, welcher sich auch in keiner Absicht zu dem Amte schickte, denn er war ein leichtsinniger Mensch. Herrn Kuhlhoffs Sohn wird elfmal mehr arbeiten, als Herr Mentel, wenn er geblieben, gethan haben würde, und was das vornehmste ist, beweiset sich als einen wahren Christen. Die Engländer hören ihn gern, wenn er das Common-prayer liest, nur

sagen sie, er ist zu ernstlich. Die wenigen Stunden, die ich erübrigen kann, wende mit ihm und dem fünfzehnjährigen Sohn des Herrn Klein an in Lesung und Erklärung göttlichen Wortes, wie auch in der Sprachlehre. Ob aber gleich meine Zeit und Kräfte bei diesen jungen Leuten anwende, so fühle mich doch nicht unruhig, weil sie mir einen fast mehr als kindlichen Gehorsam leisten."

Zunächst stieß Schwarzens Wunsch den jungen Kahlhoff zu ordiniren dort auf Widerspruch, wo er am sichersten Förderung zu finden hoffte — in Trankebar. Er hatte gebeten, beim Collegium um Erlaubniß zur Ordination anzuhalten für den Fall, daß die Societät in seinen Vorschlag willigte. Allein Klein antwortete ihm im Namen der übrigen: „Wir sehen die Sache als impracticabel an theils was die Societät, theils was das Collegium betrifft, denn beide Superiores haben in der Wahrheit falsche Begriffe von der Mission sowohl als von den Missionaren.“ In Halle hielt man es am gerathensten, die beiderseitigen Vorgesetzten gar nicht zu befragen. Die Ordination eines englischen Missionars habe keine eigentliche Connexion mit der dänischen Mission, und da ein jedes Ministerium in der lutherischen Kirche befugt sei, ein Subject, das einen förmlichen bestimmten Beruf hat, wenn dasselbe tüchtig befunden wird, zu ordiniren, ohne Befehl oder Erlaubniß von seinen Vorgesetzten dazu nöthig zu haben, so wäre auch der Trankebarsche Missionare Ordination ohne ihrer Obern Vorwissen gültig. Wäre aber Bedenken, ob das Missionscollegium es nicht etwa übel nähme, wenn sie nicht vorher bei ihm angefragt hätten, so könnte auch die Ordination von Herrn Schwarz und Pohle, die als Collegen auch ein Ministerium ausmachten, mit Beivohnung des Herrn Gerike auch eines oder zweier von Trankebar geschehen. Bei der Societät, wenn sie resolviren sollte Kahlhoff als Missionar anzunehmen, pflege in stillschweigender Uebereinkunft nicht von der Ordination gesprochen zu werden. Wie Ziegenhagen es vermieden habe und dann allemal die Ordination in Wernigerode geschehen sei, ohne daß die Societät etwas angeordnet oder in ihren Resolutionen dessen gedacht habe, so würde es auch wohl Herr Pasche an die Hand geben. Wie von Halle vermuthet und angerathen, ging denn auch die Sache wirklich von Statten, nur daß Pasche, der weder Ziegenhagens Rang noch Selbständigkeit besaß, in irgend einer Form die Frage muß officiell zur Verhandlung gebracht haben, denn am 28. December 1785 schreibt Director Schulze an Schwarz: „Es ist mir sehr angenehm gewesen, daß die englische Societät selbst an die Hand gegeben hat, den jungen Kahlhoff in

Trankbar zu ordiniren und ihn alsdann als einen schon Ordinirten vorzuschlagen. So weiß der Herr Weg und Bahn zu machen, wenn auch gleich Schwierigkeiten sich anfänglich hervorthun." Am 23. Januar 1787 feierte der alte Kahlhoff sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum, und wurde gleichzeitig sein ältester Sohn ordinirt. Schwarz hielt unter großer Bewegung die Ordinationsrede und vollzog die heilige Handlung, zu welchem Zweck ihm Klein das samulische Ordinationsformular ins Deutsche übersetzt hatte. Ueber die vorichtigste Art und Weise diesen Act der Societät zu melden, ist er sehr besorgt und äußert sich bedenklich, daß Pohle nicht umsichtig genug geschrieben. Nach Halle meldet er am 6. Februar 1787: „Ich will morgen, geliebts Gott, noch ein paar Zeilen an die hochlöbliche Societät schreiben, wiewohl ich fast nicht weiß, wie ich mich vorsichtig genug ausdrücken soll der Ordination wegen, wohl wissend wie geschwind die von der Episkopalkirche wegen einiger Gebräuche aufgebracht werden können. Der theure Herr Pasche wird dies am besten der Societät vorzulegen wissen.“ An Pasche hatte er schon vorher seine Absicht geschrieben, den bedenklichen Brief durch dessen Hand gehen zu lassen und ihn zur Vernichtung zu ermächtigen, wenn es nicht recht gemacht sei.

Abgesehen von dieser confessionellen Empfindlichkeit hatten die Missionare nicht eben Ursache, sich für die nächsten Jahre über die Rässigkeit der englischen Societät zu beklagen. Es war ganz plötzlich ein völliger Umschlag geschehen. Noch am 17. Juli 1786 hatte Schwarz seinem lieben Sorge den Empfang geklagt, welchen Sullivan bei der Societät gefunden: „Mr. Sullivan ging nach England. Er war hier Resident. Ich bat ihn, die Societät zu besuchen und der Landschulen wegen mit ihr zu reden. Die Societät invitirte ihn, er kam und versprach alles bei der Compagnie zu thun, was sie begehrten. Die Societät antwortete, er solle anjetzt noch nichts thun, bis sie an mich geschrieben hätten. Ich erstaunte über diese Antwort, denn was sie von mir zu wissen begehren konnten, habe ich oftmals geschrieben. Unser alter seliger Vater Ziegenhagen nahm sich der Sache mit Ernst an. Er hatte auch Autorität. Herr Pasche hat sein Möglichstes gethan. In diesem Jahr aber haben wir fast nichts von ihm gehört. Ich fürchte, daß er dem seligen Herrn Freylinghausen gefolget. Nun ist fast Niemand, der sich der Sache mit Ernst annimmt.“

Nun der alte Pasche lebte und wirkte noch bis in den Juli

1792 und erlebte den Anfang einer bessern Periode für die Missions-
sache in England. Das von den Methodisten ausgegangene frischere
Leben hatte auch allmählig auf jüngere Geistliche der Staatskirche ein-
gewirkt. Es dürfte nicht bekannt sein, daß von den Methodisten schon
damals eine Mission im Tamulnlande ins Auge gefaßt war. Schwarz
selbst aber hat bereits Veranlassung gehabt sich darüber auszusprechen.
Die Stelle findet sich in einem Brief an Pasche vom 20. December
1786: „Ich weiß nicht, ob Sie dort von der Absicht der Metho-
disten, eine Mission hier zu errichten, etwas gehört haben. Die
Herren Coker und Barker haben an drei Orten sich gemeldet. Sie
haben an Mr. Chambers in Bengalen, an Mr. Kindersley in Ma-
dras und an Mr. Torriano in Welur geschrieben und ihnen verschie-
dene Fragen vorgelegt, auch ihre Protection sich ausgebeten. Von
allen drei Orten wurde mir Dr. Coker's Vorschlag bekannt gemacht
und ich gebeten an Dr. Coker zu schreiben. Das letzte lehnte ab, weil
ich wohl wußte, daß es der Societät unangenehm sein würde; hat
aber die vorhin gemeldeten drei Freunde, an Dr. Coker zu schreiben
(doch nicht in meinem Namen), daß ein jeder wahrhafte Christ sich
freuen würde, wenn der Name des Herrn Jesu den blinden Heiden
bekannt gemacht würde, daß aber zu wünschen, daß alle besondern
Namen bei Seite gelegt und Christus verkündigt würde als unsere
Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung.“ Ob es eine Folge
der Antworten jener drei Männer gewesen, daß Coker nicht nach Ost-
indien, sondern nach Westindien ging, erzählen die uns vorliegenden
Quellen nicht, wohl aber führt Pasche die leise Wendung zum Bessern
in der Societät ausdrücklich auf methodistische Einflüsse zurück: „Daß
einige bei der Societät jetzt mehr Hoffnung fassen, aus ihren eigenen
jungen ordinirten Predigercandidaten neue Missionare von guter Art
zu finden, kommt wohl daher, weil viele dergleichen durch die Pre-
digten der Methodisten erweckt worden und unter diesen einige auch
nicht nach Art der Methodisten von den Regeln der Kirche abweichen.“
Es waren nämlich schon im Frühjahr 1786 von Halle her
zwei neue Missionare erbeten worden, aber trotz einjährigen Suchens
nicht gefunden. Dazu kam ferner, daß Sullivans Bemühungen um
Errichtung von Provincialschulen bei der Ostindischen Compagnie end-
lich erfolgreich waren. Schwarz hatte ihm berichtet, daß der Nabob
den Fürsten von Ramnad *) sehr bedrückt und seinen vortrefflichen

*) Schwarzens Interesse für diesen Fürsten war ein sehr reges. So that
es ihm weh, daß derselbe fünf Frauen geheirathet hatte. Bei dieser Gelegenheit

Minister und eifrigen Förderer der neuen Schule gefangen gesetzt habe, und so alles wieder ins Stocken gerathen sei. Sullivan möge sich für den Fürsten verwenden. Sullivan aber fand es rathsam, nicht für den Fürsten zu interventiren, sondern nur vorzustellen, die eingebornen Fürsten wären in Folge der Kriegslasten nicht im Stande, etwas für Schulen zu thun. Darauf hatten dann die Directoren beschlossen für jede Provincialschule, die namentlich in Tanjour, Ramnad und Sivaganga sogleich errichtet werden sollten, hundert Pfund zu bewilligen und die Societät um Bestimmung tüchtiger Lehrer und Ordnung der ganzen Direction anzugehen. Als in der Sitzung der Societät vom 6. März 1787 Mittheilung von diesen günstigen Entscheidungen gemacht wurde, schien neues Leben alle Mitglieder zu erfassen. Man beschloß das vor zehn Jahren eingerichtete, aber nie activ gewordene Missionscommittee zu erneuern, wieder auf zwölf Mitglieder zu bringen und deshalb die Bischöfe von Salisbury und Exeter zum Eintritt aufzufordern, auch jeden Donnerstag, wenn es nöthig werden sollte, Sitzungen zu halten. Der als Schriftsteller bekannte Dr. Vincent und der Bischof von Salisbury waren die eifrigsten Glieder. Man beschloß nun die zwei neuen Missionare als Schulaufsesser zu gebrauchen, und wünschte, sie möchten sich zur Erlernung des Englischen ein Jahr in England aufhalten, wenn in Halle aber noch keine Missionare gefunden wären, wolle man sie in England suchen. Dem Bischof von Salisbury stieg nach Pasche's Bericht aber doch zuletzt ein kleines Bedenken auf: „Der Bischof sagte, er habe vernommen, daß die englischen Missionen viel Zuschuß und Unterstützung von deutschen Lutheranern jährlich genöfßen, von Deutschland und auch von hier, und glaubte, eben insofern sie von deutschen lutherischen Missionaren besorgt würden. Ich bekräftigte solches. Ob ich nicht glaubte, daß diese Gelder und Collecten aufhören würden, wenn keine deutschen lutherischen Missionare auf dem Compagniegrunde mehr gebraucht werden sollten? ich erwiderte: Sie würden theils aufhören, theils der dänischen zu gute kommen. Darauf der Bischof: „Diese

kommt er auch auf die Polygamie zu sprechen: „Geseht nun, daß ein solches Gemüth nüchtern würde, was ist zu thun mit den vielen Weibern? Er hat sie geheirathet. Sie sind also nicht Concubinen. Sie sind Töchter der angesehensten Leute. Soll er sie wegstoßen? Dies ist eine von den Hauptschwierigkeiten, welche sonderlich die Großen und Reichen beunruhigen würde, im Fall sie sich zum Christenthum wenden wollten. Ich schrieb den Punkt an den seligen Herrn Ziegenhagen vor mehr als 20 Jahren, bekam aber keine Antwort.“ 11. Dec. 1784.

Geldhilfe müsste bei der Sache mit in Betracht gezogen und nicht gering geachtet werden." Man beschloß demnach einfach durch den Secretair in Halle anfragen zu lassen, ob noch keine neuen Missionare gefunden seien. Im Antwortschreiben an Pasche nahm Director Schulze Veranlassung sich dahin auszusprechen, daß wenn außer den verlangten Missionaren noch englische Candidaten für die zu errichtenden englischen Schulen gesandt würden, er dies ganz praktisch fände, aber wünschen müsse, daß die Auswahl Pasche überlassen würde: „Es würde höchst nöthig sein, daß sie dem Herrn Schwarz und subsidiär dem Herrn Gerike subordinirt würden und die Direction der Schulen in dessen Händen bliebe, er sie auch an demjenigen Ort ansetzte, wo er es gut fände, auch von einem an den andern translociren könnte. Könnten sie vielleicht zuerst nur als Aufseher der Schulen gesandt und erst hernach, wenn sie sich der malabarischen Sprache hinlänglich mächtig gemacht und von den ältern Missionaren das Zeugniß der Treue hätten, zu Missionaren ernannt werden, so würde dabei am wenigsten zu bedenken sein. Vielleicht könnten solche auch nicht ordinirte Candidaten sein und hernach in der Stille von den Herrn Missionaren ordinirt werden." Man merkt wohl, daß die Zügel der Missionsleitung in Halle noch von fester Hand geführt wurden; noch wurde beansprucht, daß die Engländer sich den Deutschen fügten, so weit daß selbst Annahme der lutherischen Ordination ihnen angeschlossen wurde. Pasche wird wohl unter solchen Umständen Schweigen für Gold geachtet haben, und als im August 1787 Joseph Daniel Jänike aus Berlin, jüngerer Bruder des bekannten Pastors Jänike an der böhmischen Gemeinde zu Berlin, ein Webersohn, der erst vom Webstuhl durch das Schulamt zum Studium gekommen war, von Schulze zum englischen Missionar berufen wurde, da wurde er wieder nach Herkommen in Wernigerode ordinirt, und Niemand dachte daran, ihn erst ein Jahr lang in England festzuhalten. Das waren Lichtblicke für Schwarz, als die Beschlüsse der Compagnie über die Schulen zu seiner Kenntniß kamen, als die Briefe des neuen Missionssecretairs Gaslin einen ganz andern Geist athmeten und Kunde brachten von der Sendung eines Gehülfsen, dem allerseits das Lob eines aufrichtigen Christen und eifrigen Geistlichen vorausging.

Diese Botschaften trafen mit einer Wendung zum Bessern in Indien selbst zusammen. Madras sowohl als Bengalen erhielten vortreffliche unbestechliche Gouverneure, welche Schwarz am 20. Dec. 1786 mit großen Hoffnungen erwähnt: „Ich habe eine sehr gute Meinung von der Gesinnung des jetzigen Gouverneurs Sir Archibald

Campbell. Er nimmt keine Geschenke. Er hält die Europäer in besserer Zucht und sucht dem Lande aufzuhelfen. Gott erhalte und stärke ihn. Die vorige Regierung in Madras war gar zu arg. Sie drohten dem König und forderten dies und das. Sobald er aber ein Geschenk sandte, waren sie wieder still. Anjezt aber ist es, wenigstens dem Anscheine nach, besser. Ein Gleiches wird von Lord Cornwallis in Bengalen berichtet. Gott sei auch für diese leibliche Errettung gedankt." Schon zwei Monate früher hatte Lady Amalia Campbell in einem äußerst schmeichelhaften Schreiben seinen Rath erbeten bei Errichtung einer großen Anstalt zur Erziehung von Töchtern bedürftiger Europäer. Der Plan wurde mit größtem Eifer alsbald in Ausführung gebracht, indem bedeutende Mittel dafür disponibel gemacht worden waren. Dies bis auf den heutigen Tag sehr segensreich wirkende female Asylum in Madras, dem sich später auch für Knaben ein male Asylum anschloß, hat unserm Schwarz bis an sein Lebensende viel Freude gemacht und hat bedeutenden Einfluß auf die Geschichte der Mission in Madras ausgeübt, mit der es grade damals sehr traurig bestellt war.

In Tanjour gab Gott seinen Segen, daß wie früher in Tritschinopoli, viele von den Soldaten ihr gottloses Leben aufgaben, sich zu regelmäßigen Betstunden versammelten und wieder einen besondern Verein derer gründeten, welche unter sich auf Zucht und Sitte zu sehen sich durch Unterschrift eigener von Schwarz verfaßter Statuten verpflichteten, und in kurzer Frist war die Umwandlung eine so völlige, daß die Officiere nicht genug rühmen konnten, wie wenig sie noch zu strafen brauchten. Der Resident Hudleston, der commandirende Oberst Stuart und der Zahlmeister Hippisley unterstützten Schwarz eifrigst in diesen und allen andern Bemühungen, waren ihm namentlich auch behülflich neben der tamulischen Kirche in der Vorstadt schöne Schulgebäude aufzuführen, deren Vollendung im Juli 1786 gemeldet wird.

Den armen Einwohnern Tanjours hatte der Friedensschluß mit Maisur wenig genügt, denn der seit langen Jahren leidende Raja hielt sich nach dem plötzlichen Tod seines Sohnes und Erben und anderer Verwandten ganz im Palais eingeschlossen, nur noch der Einen Leidenschaft der Habsucht lebend, welche zu befriedigen sein Minister die armen Einwohner aufs grausamste bedrückte. Sie ließen daher theils die Felder unbestellt, theils wanderten sie in einer An-

zahl von 65,000 in die Nachbarländer. Da alle Vorstellungen nichts halfen, der König selbst vielmehr auch Schwarz lebhaft abgewiesen hatte, setzte der Gouverneur ein Aufsichtscomité ein aus oben genannten drei Herren, mit der Anweisung, stets Schwarz um Rath zu fragen. Auf Huddletons Betrieb aber mußte Schwarz als vollberechtigtes Glied in das Comité eintreten, und er that es unter der Verwahrung, daß nicht zu Gewaltmaßregeln geschritten würde. In der That wußte er gegen dissentirende Stimmen durchzusetzen, daß äußerlich der Autorität des Raja's nichts vergeben wurde. Aus Furcht willigte der Fürst in alle Forderungen, die Schwarz zum Besten der Unterthanen ihm vortrug. In der Eigenschaft eines Privatmannes führte der einfache Missionar die entflohenen Einwohner zurück und ermuthigte sie zum Anbau der Felder, indem er auch jede Gelegenheit dabei benutzte, den armen Leuten das Evangelium nahe zu bringen. Groß war die Freude, als am letzten Tage des Jahres der Raja freiwillig den harten Minister entließ. Die Regierung erkannte die von Schwarz bei dieser Gelegenheit geleisteten wichtigen Dienste dadurch an, daß sie ihm eine feste amtliche Stellung als Dolmetscher antrug und seine bisherigen Bezüge um 100 Pfund jährlichen Gehalts und 20 Pagoden monatlich für Transportkosten erhöhte.

Wenige Monate später wurde ihm eine noch viel einflußreichere Stellung angetragen. An dem festlichen Ordinationstage des jungen Kahlhoff, am 23. Januar 1787, bekam er in Trankebar einen Brief des englischen Residenten zu Tanjour, schleunigst zurückzukehren, es gehe mit dem Leben des Königs schnell zu Ende und habe derselbe einen zehnjährigen Knaben aus seiner Verwandtschaft Sarfogi (Sarbosi) oder Serfodshi als Erben adoptirt. Der König ließ den zurückgeeilten Missionar gleich vor sich und stellte ihm das adoptirte Kind mit den Worten vor: „Dies ist euer Sohn, in eure Hände übergebe ich ihn,“ und wollte ihn so zum Vormund und Reichsregenten während der Minderjährigkeit einsetzen. Schwarz aber lehnte dies bescheiden ab, das Kind würde unter den Parteiungen gefährdet sein und seine Kraft nicht zum Schutze ausreichen. Er rathe, das Kind seinem Bruder Rama Swami zur Erziehung zu übergeben und denselben während der Minorenmität als Regenten einzusetzen. Tulsä, auch Tulossi Raja geschrieben, that nach diesem Rath und starb am 31. Januar Abends als ein Heide, nachdem er auf den letzten Wunsch seines besten Freundes: „Ach, daß ihr an die rechte Thür klopfen müßtet“ nichts geantwortet hatte. Die Verbrennung der Frauen bei einem Begräbniß hatte er jedoch strengstens untersagt.

Ein unglückliches Zusammentreffen war es, daß unmittelbar nach diesen Ereignissen der englische Resident Hudleston seiner Gesundheit halben nach Europa abreisen mußte. Sein Nachfolger Macleod machte es sich zwar gleichfalls zum Grundsatz, über alle Dinge sich mit Schwarz zu verständigen, er hat aber doch bis zu seiner Absetzung, die erst kurz nach Schwarzens Tode erfolgte, mehr geschadet als genützt, und leider sah auch Schwarz damals wohl nicht ganz klar, was freilich nachträglich wohlfeil zu tadeln ist *).

Rama Swami, welcher sich als Regent Amir Sing nannte, und sein Anhang waren mit Einrichtung einer Regentschaft gar nicht zufrieden, beanstandeten die Adoption und behaupteten, der verstorbene König sei in den letzten Tagen nicht mehr dispositionsfähig gewesen. Im Auftrag des Generalgouverneurs kam Campbell im April zur Untersuchung nach Tanjour und ließ sich von zwölf rechtskundigen Brahmanen, die von einander abgesondert gehalten wurden, die streitigen Fragen beantworten, Schwarz mußte den Dolmetscher abgeben — und siehe, sämtliche Gutachten fielen für Amir Sing aus, der auch alsbald feierlichst zum König proclamirt wurde.

Schwarz war mit dem Verhalten des Gouverneurs bei dieser Gelegenheit nicht ganz zufrieden, namentlich fand er den jährlichen Tribut, zu welchem der König sich durch Unterschrift eines neuen Tractats verpflichten sollte zu hoch, so daß er demselben entschieden vom Unterzeichnen abrieth und mit dem Gouverneur heftig zusammenstieß. Der neue Raja wollte nicht gern gleich im Anfang widersprechen und verpflichtete sich zu Unmöglichem. Schwarz aber, der wohl Grund gehabt hätte dem Raja zu zürnen, der seine Erhebung zum Regenten nur ihm verdankte und der Dankbarkeit so bald vergaß, daß er den adoptirten Prinzen, den er zu schützen feierlich versprochen, verdrängte,

*) Es läßt sich nicht mehr deutlich erkennen, welche Machinationen damals zum Umsturz der von Schwarz angerathenen Regentschaft angewandt wurden. Schwarz klagt: „In widrigen Vorstellungen fehlt es nicht. Der hiesige Paymaster Mr. Hippisley wendet alle seine Kunst an, die Sache zu ändern.“

**) Schwarz an Klein 16. April 1787: „Ich sagte zum Gouverneur, sieben Lack Sternpagoden kann der König nicht bezahlen. Ihr habt das Einkommen zu hoch geschätzt, und die 52 Lack Rupi an den Nabob ist ganz ungerecht, da nach Gerechtigkeit der Nabob ihm sollte bezahlen, was er aus dem Palast genommen. You drown the man. Der Gouverneur antwortete im Zorn, er muß es bezahlen. Es ist die Ordre der Compagnie und des Court of Control. Ich habe nicht die Decision gemacht. — Welch ein Jammer: Ich wollte lieber Schulmeister als König sein.“

richtete eindringliche Vorstellungen nach England und bald konnte des Raja's Agent Rost berichten, daß in Folge dieser Verwendung 50,000 Rupi jährlich erlassen seien. Wegen besserer Rechtspflege drang Schwarz entschieden darauf, daß während des Interregnums feste Einrichtungen getroffen und der Raja förmlich zu ihrer Erhaltung verpflichtet würde, statt dessen begnügte sich Campbell mit mündlichen Mahnungen und Versprechungen bei seiner Abreise, und mußte dann später leider erfahren, daß es leere Versprechungen blieben.

Es sollte wohl zur Beschwichtigung dienen, wenn darnach der Raja und Hippisley die Einrichtung von Provincialschulen sehr förderten. Diese Provincialschulen waren nur für Heidenkinder und sollten Kenntniß der englischen Sprache verbreiten, Schwarz aber betrachtete sie und wollte sie nutzen als Mittel, der vornehmeren Jugend persönlich nahe zu treten und sie mit christlicher Litteratur bekannt zu machen. Als nun die erwähnte günstige Ordre der Compagnie in Madras eintraf und vom Rath weiter nach Tanjour communicirt wurde, stimmten die englischen Herren für Errichtung solcher Schulen in Tanjour, Ramnad und Sivaganga oder Tritschinopoli, Inspectoren sollten Kuhlhoff und Pöhle neben Schwarz sein und beide Assistenten nach seinem Wunsch dafür zehn Pagoden monatlich erhalten. So erreichte Schwarz neben Gründung der Schulen noch, daß beide Collegen genügender salarirt wurden. Noch mehr, als Hippisley am 5. September 1787 Abschiedsaudienz beim König hatte*), wandte sich dieser an den mitanwesenden Schwarz und überreichte ihm die Schenkungsurkunde über

*) Er nahm einen Brief an Pasche mit, in dessen Anfang Schwarz Andeutungen über ihre gegenseitige Stellung giebt: „Diesen Brief wird Ihnen Mr. Hippisley übergeben, welcher 5 bis 6 Jahre hier gewesen und mit Mr. Hudleston die Compagnie-Affairen besorgt hat. Wenn sein Interesse es nicht betrifft, so ist er willig zu helfen. Mein letztes Begehren an ihn war 1) daß er dahin arbeiten möchte, daß das ungerechte diebische Wesen verhindert werden, und 2) daß die Compagnie zu ihren weilkünftigen Geschäften, welche durch die Schwarzen besorgt werden, auch vornämlich Christen brauchen möchte. Der Vortheil würde gewiß groß sein und zwar an ihrer Seite: denn sollte ein Christ untreu sein, so würde es schwerlich drei oder vier Tage verborgen bleiben. Den letzten Punkt versprach er zu besorgen, über den ersten machte er einige Anmerkungen. Bisher habe es nicht wagen wollen, Christen zu Compagnie-Diensten zu recommandiren, weil die Engländer, welche die Oberaufsicht haben, die Dieberei nicht nur wußten, sondern auch genehm hielten, weil sie den größten Gewinn davon hatten. Folglich konnte kein Christ, der als Christ leben wollte, bei ihnen dienen. Entweder mußte er sein Gewissen beflecken oder den Dienst aufgeben.“

das an den Trankebarischen Gränzen gelegene Dorf Aidpari mit einer Jahreseinnahme von 1000 Rupi, welche für immer der Schule und besonders den Waisen zu gut kommen sollte. Der verstorbene König hatte zu verschiedenen Malen dies Dorf angeboten, namentlich als Schwarz die entwichenen Einwohner zurückgeführt hatte, aber war von ihm gebeten, da er fürchtete, es könnte als Bestechung aufgefaßt werden, daß er bis auf günstigere Zeiten warte. Nun wurde ihm plötzlich die amtliche Abtretungsurkunde von allen hohen Staatsbeamten unterzeichnet in die Hände gelegt*). Seitdem gab es in Tanjour eine tamulische und eine englische Schule für Christen Kinder und eine englische Provincialschule, in welcher zumeist Brahminen Kinder lernten.

Dies sind also die ersten Anfänge des so wichtig gewordenen Regierungsschulsystems in Indien. Die Regierungsschulen, obgleich zunächst nur für Heiden Kinder und zum Zweck der Verbreitung der englischen Sprache errichtet, standen also damals unter Aufsicht und Leitung von Missionaren, welche ohne Anstoß christliche Lehrbücher gebrauchten und dieselben Räumlichkeiten auch zu Missionszwecken benutzten. Der principiellen Wichtigkeit solcher Schulen war sich ihr Urheber bewußt; wie viel Debatten sie noch hervorrufen würden, hat er wohl nicht geahnt, und doch sind sie schon nicht ohne Widerspruch gegründet. Der Widerspruch ging aus von dem bereits erwähnten Dr. Vincent, Subalmosenier des englischen Königs. Wahrscheinlich war es schon durch seinen Einfluß geschehen, daß die Societät anfänglich Sulivans Schulplan nicht in Betracht nahm, sondern ihn durch neue Communication mit Schwarz verzögern wollte. Als dann durch directe Beschlüsse der Compagnie die Frage entschieden wurde, schrieb Vincent sehr abmahnend nach Indien, der christliche Glaube dürfe nicht auf versteckte Weise zu verbreiten gesucht werden. Der Brief ist nicht

*) Das amtliche Document scheint nicht erhalten zu sein. Es wäre wichtig zu wissen, auf wen es lautet. Schwarz schrieb darüber an Klein schon am 29. Mai 1787: „Sollte der König Aidpari mit gutem Willen geben, so wünsche ich, daß es auf hiesige Kirche und Schule gegeben werde. Meinen Namen zu nennen ist nicht nöthig. Sollte es aber auch geschehen, so müßte hinzugethan werden: und seine Nachfolger“. Die unterstrichenen Worte sind von Schwarz selbst markirt. Kirche und Schule zu Tanjour sollten also im engsten Zusammenhang bleiben und seine Nachfolger stets die Verwaltung der Einkünfte haben. Jetzt herrscht in der Schule zu Tanjour eine fast feindliche Richtung und der residirende englische Missionar steht in keiner amtlichen Beziehung zu derselben. Mit Worten wird der große Missionar geehrt, während man seine Stiftungen zertritt und verkehrt.

erhalten, aber man kann auf den Inhalt schließen aus der Ansprache, welche Vincent an Jänicke bei der Vorstellungsfeier in der Londoner Societät hielt: „Es ist einiger Zweifel entstanden, wie weit wir als Christen ein System annehmen dürfen, welches obwohl eine indirecte, doch nicht die directe Weise ist das Evangelium zu verbreiten. Hier ist keine Zeit die Frage zu erörtern, aber wenn die Sache einmal in Angriff genommen ist, und die Eingebornen betrachten es nur als eine Anstalt, die englische Sprache zu lernen, so erschüttern Sie niemals dies Vertrauen, indem sie in solcher Schule Proselyten zu machen suchen. Unsere Religion darf nicht hinterrücks gefördert, sondern muß muthig verkündigt werden, und der erste moralische Grundsatz der Religion ist Treue und Glaube.“ Schwarz schrieb darauf mit charakteristischer Kürze an Pasche: „Sagen Sie nur dem werthesten Herrn Dr. Vincent, daß wir mit der Verkündigung des Evangelii gar grade herausgehen, welches auch alle erkennen.“ Wie konnte auch bei den Heiden irgend ein Zweifel über den Endzweck einer Unternehmung entstehen, an deren Spitze ein Schwarz stand. Sie wußten es so wohl, daß als die Umstände die Gründung einer Schule in Sivaganga widerriethen und Combaconum, die heiligste Stadt Tanjours, dafür ausersahen wurde, der Raja alle möglichen Hindernisse bereitete und eine Anzahl Bettelmönche die Einstellung des Baues mit der Drohung zu

*) Die höchst interessante und von tiefer Einsicht zeugende Rede wurde am 4. März 1788 gehalten. Sie ist gedruckt in dem Abstract of the annual reports and correspondence of the Society for promoting Christian Knowledge. London 1814. p. 260—273. In derselben Rede spricht er auch offen den Wunsch aus, die Mission durch englische Missionare zu stärken und zu stützen. Vincent hatte auch in einer Predigt seine Missionsgedanken und namentlich seinen Plan über Errichtung einer Missionsanstalt ausgesprochen und diese Predigt nach Indien geschickt. Gerike hatte dazu Anmerkungen gemacht, welche Vincent mißverstand. Deshalb verteidigt sich Gerike: „Ich hoffe, ich habe seine Predigt in ihrem Zusammenhang wohl verstanden. Und ob sie mir gleich Gelegenheit zu jenen Anmerkungen gab, so muß ich doch bekennen, daß ich seinen Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums stark fühlte und eine wahre Hochachtung für den Autor bekam. Uebrigens wünsche ich, daß in der protestantischen Kirche irgendwo eine Erziehungsanstalt für Missionare sein möchte. Und von Herzen wünsche ich Dr. Vincent das Glück, daß seine Predigt dazu Gelegenheit geben möge. Gott gebe vielen, vielen guten Männern in der protestantischen Kirche seinen Eifer, dann wirds geschehen, was wir wünschen. Ja Gott gebe es! Ich wünsche, Sie hätten einmal Gelegenheit dem Herrn Dr. Vincent zu sagen, wie sehr ich für ihn eingenommen bin.“ Man wird hierdurch begierig, mehr über Vincent und seine Pläne zu erfahren. Möchte diese kurze Mittheilung Weiteres anregen.

erzwingen suchten, sie würden sich sonst das Leben nehmen. Der Bau mußte wirklich unterbrochen werden, und die Fortsetzung wurde erst durch strenge Befehle der Regierung ermöglicht. Neben der neuen Schule in Combaconum, welche im Juli 1790 eröffnet und mit Schwarzens ehemaligem Diener Joseph als Lehrer besetzt wurde, zeigte auch gleich die Katechetenwohnung, welchem Zweck die ganze Anlage dienen sollte.

Als es sich um Errichtung jener Provincialschule in Combaconum handelte, hatte der neue Raja schon — und daraus erklärt sich seine abgünstige Haltung — einen bittern Haß auf Schwarz geworfen. Während er anfänglich sich der Dienste des Missionars mit Vorliebe bediente, namentlich als es sich darum handelte, Landstrecken an die Trankebarische Regierung zu verpfänden, welcher Schwarz sich eben damals auch durch Zurückführung der in Masse entwichenen Einwohner gefällig erwiesen hatte, und für diese Transaction die Genehmigung des Raths von Madras zu erhalten, war er nach und nach in eine räthselhafte Abhängigkeit von seinem Minister Schewarow gerathen, welcher das Land schändlich bedrückte und auch je länger je mehr den adoptirten Prinzen Serfogi als Gefangenen behandelte. Schon zu Anfang des Jahres 1788 sah sich der Gouverneur veranlaßt auf Schwarzens Klagen hin, ein Rathsmitglied Namens Petrie als Commissar nach Tanjour zu senden zur Ordnung der Finanzen, und gegen Ende des Jahres wurde Schwarz gebeten, mit diesem Herrn selbst nach Madras zu kommen.

In Tanjour war mittlerweile am 10. Oct. 1788 begleitet von Klein der lang erwartete neue Gehülfe Jänicke eingetroffen, der von außerordentlicher Begabung und in glühendem Missionseifer die Sprachen mit Leichtigkeit sich aneignete. Welch eine Erquickung und welchen Trost dieser vortreffliche Missionar in jener theologisch so elenden Zeit dem alternden Patriarchen gespendet hat, wird er selbst nicht müde zu rühmen und anzuerkennen. Es muß aber auch eine Herzensfreude gewesen sein, ihn dort in seiner „Eremitage“ nach Kleins Benennung wirken zu sehen. In dem großen, schön angelegten Garten mit seltenen Pflanzen, die selbst die botanistrenden Missionare John und Rottler bewunderten, und mit prächtigen Alleen stand hundert Schritt vom Haupteingang die tannulische Kirche, in welcher zugleich auch die englische Schule gehalten wurde. An jedem Morgen und jedem Abend von 7—8 Uhr war darin Betstunde. Wenn man die Kirche passirt

hatte, führte rechter Hand nach Süden eine Allee auf ein langes aus mehreren Abtheilungen bestehendes Gebäude zu. Im östlichen Flügel bekam Jänicke sein Logis neben Kohlhoff's zweitem Sohn, Daniel Friedrich, welcher damals noch Lehrer an der Provincialschule war, aber später sittlich verkommen, Schreiber bei der Regierung wurde. An dies Zimmer stieß ein langer Saal, welcher für die Provincialschule hergegeben war, aber zugleich auch als Eßsaal dienen mußte. Hier speiste Schwarz Mittags und Abends mit Jänicke und beiden Kohlhoff's und achtzehn englischen Schülern an Einem Tische. Weiter westlich lagen dann noch einige Kammern, deren eine zweien Söhnen Daniel Pilley's eingeräumt war, welche Schwarz zu weiterem Unterricht zu sich genommen hatte, da er ihren Vater stets als nahen Freund schätzte und wiederholt schon Versuche gemacht hatte, ihn selbst wenigstens für einige Zeit zur Ordnung der Rechtspflege nach Tanjour zu ziehen. Vom Speisesaale führte eine Thür auf die anstoßende Straße, auf deren Seite nach Süden die Küche und andere Haushaltungsgebäude lagen. Wendet man sich wieder in den Garten zurück und geht von der Kirche östlich sechszig Schritte, so liegt ein wenig südlich das Wohnhaus. Es hatte drei Abtheilungen, im mittelsten längsten Zimmer, mit je zwei Fenstern und je einer Thür nördlich und südlich und mit Thüren in die östlich und westlich daran stoßenden Kammern, stand Schwarzens Bettstelle; die östliche Kammer hatte er sich auch reservirt, die westliche aber dem ältesten Kohlhoff eingeräumt. Rund um das Haus führte eine schöne Veranda, auf der Nord- und Südseite mit zwölf je vier und am Eingang fünf Fuß Distanz haltenden Pfeilern, auf der Ost- und Westseite mit sechs Pfeilern gleicher Distanz und an jeder Ecke noch ein Extrapfeiler, so daß dort also drei zusammenstießen. Aus der östlichen Kammer trat man durch die östliche Thür in den großen Garten. Nordöstlich lag der Gottesacker für Europäer und Tamulen, der europäische Theil mit vielen Denkmälern. In der westlichen Ecke lagen Gebäude für die Gehülfsen und Gärtner und ein großer mit Bambus umgebener Teich nicht weit davon. Ging man nun wieder zum westlichen Haupteingange heraus, so lagen unmittelbar gegenüber die Häuser der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Christen, welche, je nach den Kasten, in verschiedene Straßen vertheilt waren. Im Lauf der Jahre ist manches an diesen Anlagen verändert, die Grundanlage aber doch geblieben, so daß für diese zuverlässige Schilderung der Anlage im Jahre 1788 sowohl Verehrer des alten Vater Schwarz in Deutschland als Besucher des heutigen Tanjours dem sorgfamen Klein danken werden, zumal Jänicke mit seiner ver-

heißenen planmäßigen Beschreibung rückständig geblieben ist. Hier lernte und wirkte nun von erfahrener Hand angeleitet der neue Bruder bis in den September 1791, wo Schwarz es für geboten hielt, der stetig wachsenden Gemeinde in Palamkotta neben dem ordinirten Landprediger Sattianaden einen europäischen Missionar vorzusetzen. Weil nun also vor dieser Zeit drei Missionare in Tanjour anwesend waren, so entschloß sich Schwarz auf das Drängen der Regierung die Reise nach Madras zu thun, wohin ihn auch Lady Campbell zu einer Inspection ihrer neuen Anstalten längst dringend gebeten hatte, und wohin noch dringender die äußerst verwirrten und trostlosen Umstände des alten Herrn Fabricius ihn forderten.

Zum Verständniß der Sachlage ist es nöthig mit einigen Worten nachzuholen, welches die Geschehnisse der beiden nördlichen Stationen Madras und Kudalur in den letzten Jahren gewesen. Nachdem Breithaupt im November 1782 gestorben war, hatte Fabricius die Mission in Madras wieder selbständig und ganz allein geleitet und zwar bis ins Jahr 1786 mit solcher Treue und solchem Erfolge, daß man die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1778 zu vergessen anfing. Jetzt wäre es an der Zeit gewesen den fünfundsiebzigjährigen Greis zu emeritiren, und wirklich drang Schwarz bei der Ordination des jüngern Kohlhoff mit aller Energie darauf, daß Gerike den Greis, über den plötzlich die Schwächen des Alters mit aller Gewalt hereingebrochen waren und der fast sein Gedächtniß verloren hatte, ersetzen müsse. Und Gerike war dazu frei und bereit. Nach Hüttemanns Tode war Gerike nur noch eine kurze stille Wirksamkeit beschieden gewesen. Am 4. April 1782 eroberten die Franzosen Kudalur und gaben es erst am 1. Februar 1785 wieder an die Engländer zurück. Während dieser Zeit mußten die Missionshäuser geräumt werden, die Kirche wurde als Pulvermagazin benutzt, der schöne Missionsgarten verwüstet, die Gemeinde, so weit sie nicht dem Kriege oder ansteckenden Krankheiten erlegen war, nach allen Seiten zerstreut. Dies war keine Stätte für ein Friedenswerk. Deshalb ergriff denn Gerike gern die Gelegenheit, sich in dem von den Engländern eroberten holländischen Negapatnam niederzulassen, welches von Geistlichen ganz entblößt war. Hier entfaltete er eine sehr gesegnete Thätigkeit, und da auch nach der Rückgabe Kudalurs die Verhältnisse keineswegs einladend waren und nur sehr wenige Gemeindeglieder sich wieder dahin begeben hatten, so behielt er noch ferner seinen

Wohnsit in Negapatnam, versorgte Kudelur durch einen Katecheten und machte öftere Reisen dorthin.

Bei jener Ordinationshandlung erbot sich nun Schwarz, Negapatnam nach Kräften mit zu versehen, Kudelur aber könne auch von Madras aus besorgt werden. Der alte Fabricius war jedoch durchaus nicht zum Rücktritt zu bewegen, es wäre Gericke's Pflicht Negapatnam und Kudelur zu besorgen. Vielleicht wäre diese Weigerung doch noch überwunden worden, wenn nicht Gericke die Unmöglichkeit vor Augen gesehen hätte, in dem damals furchtbar theuren Madras mit dem Societätsgehalt von 50 oder 60 Pfund jährlich auszukommen und eine Mission ohne eigentlich regelmäßige Unterstützungen von Europa*) zu erhalten. Schwarz hielt auch diese Unmöglichkeit Pasche in einem Brief vom 20. December 1786 vor. Er erzählt, Lady Campbell habe über ihre neue Anstalt zwei Frauen gesetzt, welche neben freier Station und Wohnung jährlich 100 Pfund erhielten, und fährt dann fort: „Sie sehen hieraus, mein Bruder, daß es sehr schwer halten wird, daß ein Missionar in Madras mit 50 Pfund sein nothdürftiges Auskommen habe. Im Anfange, da die Mission errichtet wurde, war das möglich, denn dazumal waren wenige Europäer. Alle hatten ein klein Salarium. Ein Jeder mußte also sehr ökonomisch leben, folglich war alles im Vergleich wohlfeil. Jetzt sind ganze Armeen hier. Mancher Sergeant hat 70 Pfund des Jahres. Wie ich schon vormals gemeldet, so schreibe dies nicht um meinetwillen. Ich habe genug und mehr als genug. Ich sehe auf meinen Nachfolger. Ich habe daher 600 Pagoden zum Besten des jungen Kahlhoff stehen lassen, damit er jährlich eine Zulage haben möge.“

Daraufhin beschloß dann endlich d. h. nach ferneren mehrjährigen Deliberationen (1796) die Societät, zwar das bisherige fixirte Gehalt nicht zu erhöhen, wohl aber, so weit die Mittel reichten und die Empfänger sich zur Zufriedenheit hielten, Geschenksweise jedem Missionar bis zu einer Jahreseinnahme von 100 Pfund zu gewähren. Mittlerweile war grade durch jenes Erziehungsinstitut in Madras, welches zu so unliebsamen Vergleichen den Anstoß gege-

*) Die europäischen Unterstützungen nahmen furchtbar schnell ab. Während 1779 von Deutschland noch 4700 Thaler nach Indien geschickt wurden, kamen 1787 nur 1406 Thaler. Aehnlich in London seit Ziegenhagens Tod. Der auf Kranktebar fallende Theil der englischen Collecten war 1779 noch 75 Pfund, von 1784 an nur noch 20 Pfund.

ben, die Möglichkeit geboten Gerichte nach Madras zu setzen, als die Versetzung zur unumgänglichen Nothwendigkeit geworden war.

Wie schrecklich die Zustände von 1786 an in der Mission zu Weperi oder Madras waren, würde Niemand glauben, wenn nicht aus dem Jahre 1794 sich eine Schilderung des später einzuführenden Missionar Pätzold erhalten hätte: „Christen waren es, schwarze weperische Christen, die den sonst so vortrefflichen, verdienstvollen Mann Herrn Fabricius, gottseligen Andenkens, als ihren redlichen treuen Freund, Wohlthäter, Lehrer und Vater in das große Unglück gestürzt haben, worin er zuletzt Kraft- und Gedächtnislos gerieth. Christen, schwarze malabarische Christen waren die ersten Urheber des großen Elends, worin jener alte ehrwürdige Greis schmachten und halbempfindungslos zum Albarmherzigen seufzen mußte. Christen, seine eigenen Katecheten, Diener und andere Gemeindeglieder waren es, denen der ehrliche Altvater zu viel traute und die sein Vertrauen so unverzeihlich mißbrauchten, daß er endlich und zuletzt gleich einem Betrüger und Uebelthäter in den Kerker gehen mußte [zum zweiten Male am 31. Januar, zum dritten Male im November 1788 zu zweijähriger Haft]! Jene schwarzen Beschleuniger und Stifter des Fabricianischen Unglücks wußten und sahen, daß den armen Greis das Gedächtnis gänzlich verließ, daß er des Abends nicht mehr wußte, was er den Morgen vorher, ja den Mittag, die Stunde vorher gedacht, geredet, beschlossen, geschrieben und gethan hatte. (In Trankebar und in Madras und an vielen andern Orten sagt man allgemein, daß das böse Volk dem Herrn Fabricius das Gedächtnis benommen habe). Sie machten sich diese seine Schwäche aus allen Kräften zu Nutz, betrogen und bestahlen ihn, wo und wie sie konnten, beredeten den Greis zu hundert thörichten Dingen, zu Geldausleihungen und Geldannehmungen, ja die Schandbuben nahmen das Geld ungefragt, verliehen es und zwangen den Gedächtnislosen seinen Namen zu unterschreiben und seinen Consens zu Sachen zu geben, denen er bei gesunden Sinnen nie würde zugestimmt haben. Sie lebten in großer Herrlichkeit und Freude, aßen und tranken, was ihr Herz gelüstete. Der unglückliche Greis dagegen lebte in beständiger Dürftigkeit und Armuth, und in seinem Hause und auf seiner Stube, saßen Herr Gerichte und Herr Schwarz, sah es aus wie bei dem allerärmsten Mann. Er hatte so wenig Mobilien, daß er oft für zwei ihn besuchende Freunde nicht hat zwei Stühle präsentiren können. Er hatte oft nur einen Rock, einen Stuhl und einen Tisch, speiste blos Kari und Reis, noch dazu den allerschlechtesten und ungesundesten

und trank Ranschi (Reiswasser). Der Hauptbetrüger, sein erster Dieb, lebt noch und ist Jahrelang schon ein blutarmer Mensch. Gottes Hand hat ihn gezüchtigt. Seine völlig erwachsene Tochter verbrannte lebendig am Feuer, woran sie das Essen zubereitete, und that keinen Laut, und Niemand von den Umstehenden konnte eine Hand zur Löschung des Feuers bewegen. Noch verfolgt der Fluch den Vater und die Angehörigen, und die übrigen Mitgehülfsen gehen auch insgesammt am Bettelstabe. Die bösen Christen haben auch Baugrundstücke, die zur Mission gehörten, und Häuser, die auf Missionsgründe standen, verkauft, welches noch bis jetzt ein großer Schade für die Mission ist, und das Geld behalten. Sie haben ihm die schändlichsten Lügen vorgebracht: da und dort sei ein Kranker, ein Armer, ein Hungeriger, ein Nackender, der bedürfe so viel Pagoden, jener so viel. Herr Fabricius glaubte das ohne alle Untersuchung und zog die Pagodenbörse hervor, wenn er eine hatte. Hatte er kein Geld gleich, so wußten seine Leute, wo welches auf Herrn Fabricii Rechnung zu leihen. Geld wurde geschafft, es mochte herkommen, wo es wollte, und die Schelme, die es zuerst empfangen, behielten es auch. — Heiden haben ihn auch betrogen, das kann nicht geläugnet werden. Einer kommt einmal zu ihm und stellt sich sehr ehrlich und fromm und macht sich im Voraus recht beliebt bei Herrn Fabricius. Nachher schreitet er zu der längst ausgedachten bösen List. Er sagt: Lieber Herr, ich habe eine Reise vor, zu der ich tausend Thaler brauche. Könnt und wollt Ihr mir die tausend Thaler leihen, wenn ich Euch ein Kästchen Juwelen und Edelsteine zum Pfand gebe? Antwort: O ja, herzlich gerne. Der Heide bringt das Kästchen verschlossen und konnte von der Taubenart des Herrn Fabricius es leicht erwarten, daß er die Juwelen nicht würde zu sehen begehren. Wie gedacht, so geschehen. Der Heide hatte das Geld und ging in alle Winde und hinterließ dem Herrn Fabricius rohe Steine."

Bei einem Besuche im Juli 1788 zusammen mit John erfuhr Gericke nach und nach den ganzen Jammer und sah sich genöthigt, da Fabricius resignirte, sogleich in Madras zu bleiben. Im December und Januar vertrat Schwarz seine Stelle, damit er noch einmal Negapatnam besuchen und seine Familie abholen könne. Schwarz war zu dieser Reise zwar zunächst durch die schon berührte directe Aufforderung der Regierung, bei der Regelung der Tanjournschen Finanzen mitzuwirken, veranlaßt, aber seine persönliche Hauptabsicht war doch, noch einmal eine Ordnung der Fabricius'schen Concursache zu versuchen, da der ehrwürdige Greis seit dem November wieder in

Schuldhaft saß. Da hatte er manch sauren Gang zu thun bald ins Gefängniß, bald zum Nabob, bald zum Gouverneur. Es war keine Hülfe zu schaffen, wie er am 11. März 1789 von Tanjour aus klagt: „Ich bin nun hier wieder vor einem Monat von Madras angekommen. Ich habe Herrn Fabricius im Gefängniß zurückgelassen, seine Sachen sind zu verworren. Indessen würde der Nabob die Schuld seines Schwiegersohns angenommen haben, wenn Sir Archibald Campbells Secretair Montgomery Campbell aufrichtig zu Werk gegangen wäre. Der älteste Sohn des Nabob, welcher um die ganze Sache weiß, hat mir mit Mund und Hand versprochen, die Schuld zu bezahlen, sobald sein Vater, welcher nun 70 Jahre alt ist, mit Tode abgehen sollte.“

Es sind Anzeichen vorhanden, daß nicht blos des Gouverneurs Secretair Schwierigkeiten bereitete, sondern daß auch noch andere Unannehmlichkeiten ihm begegneten. So richtete er einen Abendgottesdienst für Engländer ein und predigte auch in der Fortkirche vor der ganzen Garnison nichts als das reine und lautere Evangelium, aber siehe, am nächsten Sonntag darauf betritt der englische Fortprediger die Kanzel, hält eine Predigt direct gegen ihn in den anzüglichsten Ausdrücken und lehrt das Gegentheil, den reinen Unglauben. Wenn die Missionare vom Gewissen redeten, wurden sie als Thoren verlacht, die ihren eigenen Vortheil nicht verstanden. Wie gern möchte man es dennoch für Uebertreibung halten, wenn einige Jahre später ein Missionar an heimische Freunde schreibt: „Hier zu Lande unter der englischen Nation sind schwerlich zwei Seelen, die eine gute Idee von der Mission und der Intention der Missionare haben *). Wo man nur hinsieht, hinkommt, hört, da spottet alles darüber, und Sie können es mir sicherlich glauben, daß kein einziger Missionar, selbst Herr Schwarz nicht, von irgend einem Engländer wegen seines Amtes als Missionar geschätzt wird. Herr Schwarz wird geachtet, weil man weiß: er hat große historische, politische und topographische Kenntnisse, spricht viele Sprachen, ist ein unterhaltender Gesellschafter, er ist in Tipu Sultans Land gewesen und hat für die englische Regierung viel gewagt und gethan, er ist ein vortrefflicher Rathgeber und Helfer in leiblichen Nöthen u. s. w. Dies und nichts weiter ist es, warum Herr Schwarz in Achtung gekommen ist, was er aber

*) Als im Februar 1793 der treue und thätige Missionsfreund Kinderley von Madras abgeleitete, schrieb auch Schwarz: „Nun müssen wir fast klagen: Gilt Herr, der Heiligen sind wenig an allen und sonderlich auch an diesem Orte.“

übrigens mit und in seiner Mission macht, darnach fragt, darum bekümmert sich kein einziger Engländer.“ Die böse Atmosphäre wirkte selbst auf die besten und edelsten Charaktere ein, war doch selbst der anfänglich so gelobte und bewunderte Gouverneur Campbell seit jener dunkeln Einsetzung des neuen Raja's in Tanjour ganz verändert, wie Gericke bei seinem Abgang deutlich zu verstehen giebt. Seine edle Gemahlin aber ließ in ihrem Eifer für die Armen nicht nach; an dem Asyl für Mädchen und dem eben in der Gründung begriffenen für Knaben hatte Schwarz seine Herzensfreude, und wenn schon im April 1789 Gericke als fest daran Angestellter erscheint, so ist nicht zweifelhaft, wessen Einfluß dies zu danken. In wiederholten Unterredungen mit Lady Campbell hatte Schwarz den Mangel katechetischen Unterrichtes hervorgehoben, dem nur durch förmliche Bestallung eines Kaplans abzuhelpen. Die Anstellung eines Kaplans war von höchster Bedeutung für das Institut sowohl wie für die Mission. Das wichtige Institut blieb so auch nach dem Abgang der Gründerin in christlichen Händen, und da Gericke als Kaplan von der Anstalt monatlich 60 Pagoden empfang, wozu später noch 40 Pagoden als holländischer Translator hinzukamen, so hatte die Mission zu Madras wieder die nöthigen Betriebsmittel, und der Missionar sogar ein reichliches Auskommen. Nach dieser Seite hin war also Schwarzens Reise nach Madras eine sehr erfolgreiche, wenn er auch den armen Fabricius nicht hatte befreien können, und dieser nun bis wenige Wochen vor seinem Tode *) im Kerker schmachten mußte.

Es war nun schon länger Gewohnheit geworden, daß der ergraute Missionar in seinen Jahresberichten regelmäßig die Zahl seiner Jahre bemerkte; in den meisten Briefen der Herbstzeit finden sich Hinweisungen auf seinen nahenden oder verflossenen Geburtstag **), er schaute auf sein Ende, während seine Arbeitslast wuchs und sein Wirkungskreis sich erweiterte. Die Gouverneure Holland und Daxley und der Rath zu Madras lenkten mehr und mehr die Geschicke Tan-

*) Datum seines Todes ist zweifellos der 23., nicht der 24. Januar 1791, wie mit vielen Belegen bewiesen werden kann.

**) Wie p. 3 angegeben der 22. October, aber seit 1786 nennt Schwarz constant den 8. October vgl. auch Neuere Hall. Ber. V, 286: „8. October 1796, Eden Ezer, bis hierher hat der Herr geholfen, so daß ich heute mein 71. Jahr antreten kann.“ Vor 1786 hat er in keinem Briefe aus Indien seines Geburtstages gedacht.

jours ganz nach seinem Sinn, fragten ihn um Rath und übertrugen ihm die Ausführung seiner Rathschläge. Sein staatsmännisches Wirken in den nächsten Jahren verdient die umfangreiche Schilderung, welche ihm in der englischen Biographie zu Theil geworden ist. Hier muß es genügen darauf zu verweisen. Die Behandlung des adoptirten Prinzen war immer schlechter geworden, zwei Jahre hatte er in einem dunkeln Gefängniß gesessen, Hände und Füße kreuzweis gebunden, so daß man selbst für sein Leben fürchtete. Schwarz wurde daher zu seinem Vormund ernannt, ein eigenes Gebäude im Umfang des Palastes zu des Prinzen Wohnung bestimmt und für gründlichen Unterricht gesorgt. Auch auf die Wittwen des verstorbenen Königs erstreckte sich diese Fürsorge, indem die Mittel zu ihrem Unterhalt, jeglicher Unterschlagung vorzubeugen, durch des Missionars Hände gingen. Da die wiederholt von Schwarz gemachten vorzüglichen Vorschläge zur Besserung der Rechtspflege durch des Königs Indolenz und Widersinnigkeit stets unausgeführt blieben, so wurde ihm endlich zunächst für die Dauer des neu ausgebrochenen Krieges mit Tipu die Verwaltung und die Rechtspflege genommen, und die eingesetzten Richter hatten regelmäßig im Missionshaus Bericht zu erstatten. Schwarz verstand sich zur Uebernahme solcher Arbeiten immer nur unter der Bedingung, daß sein eigentliches Amt vorgehe. Niemals wurde ein Morgengebet, niemals eine Katechisation versäumt oder abgekürzt um weltlicher Geschäfte willen. Die vornehmsten und reichsten Brahminen hörten willig und aufmerksam seine religiösen Belehrungen an. Zwei Jahre hindurch versah er unentgeltlich auch noch den sonst sehr einträglichen Posten eines englischen Residenten.

Dem König war bei alledem nicht wohl, er fühlte seinen Thron wanken. Die Behandlung des Prinzen Sarfogi war so auffällig, man behandelte den Knaben so offenkundig als gefährlichen Prätendenten, daß Schwarz in aller Stille Untersuchungen anstellte und Beweise dafür sammelte, daß die einst bei Amir Sings Thronbesteigung befragten zwölf rechtsundigen Pandits bestochen gewesen, und daß nach Hindurecht Sarfogi der eigentliche Erbe. Der grausame und habgierige Minister Schewarow war die leitende Seele bei des Prinzen Beseitigung gewesen, und daher des Raja's Abhängigkeit von ihm. Er hatte dem Raja versprochen, so lange er Minister bliebe, den Prinzen trotz aller europäischen Einflüsse gefangen zu halten. Als nun der Gefangene ihren Händen entrißen und unter Schwarzens speciellen Schutz gestellt war, trachteten sie ihm nach dem Leben, und die Feindschaft dehnte sich auch auf den Missionar aus,

so daß das Missionshaus wie des Prinzen Wohnung durch englische Wachen geschützt werden mußten. Als auch dieser Schutz nicht mehr hinreichte, reiste Schwarz mit dem Prinzen und den königlichen Wittwen am 14. December 1792 nach Madras unter militairischer Escorte. Seine Abwesenheit dauerte fast ein Jahr bis zum 2. November 1793. Er wußte ja Tanjour in guten Händen. Jänické, der als eigentliche Station Palamkotta mit den umliegenden Gemeinden zu verwalten übernommen hatte, war durch ein gefährliches Bergfieber zur Rückkehr gezwungen und durfte, ob schon auf dem Wege der Genesung, Tanjour sobald nicht wieder verlassen, hingegen seufzte Gericke sehr nach Unterstützung bei seiner in Fabricius' letzten Jahren ganz zuchtlos gewordenen Gemeinde in Madras. Dazu kam, daß Schwarz sich zu Anfang Februar den Fuß verstauchte und längere Zeit am Gehen verhindert war. So mußte er denn seine Muße mit Arbeit an der Gemeinde und vor allem zum Unterricht des Prinzen, welchen der Generalgouverneur als Thronfolger zu proclamiren sich geneigt zeigte. In umfangreichen und umsichtigen Schreiben hatte nämlich Schwarz als Vormund den Hergang bei der Adoption nach Kalkutta und England berichtet und auf erneute Untersuchung gedrungen, ja selbst sich zur eidlichen Befräftigung seiner Aussagen erbieten und wirklich den Eid geleistet. Nach diesen Schritten konnte er zuversichtlich hoffen, daß sein vielversprechender Zögling und Mündel dereinst noch den Thron besteigen werde. Mit dieser Aussicht wuchs seine Verantwortung und seine Hingebung. Als er nach Tanjour zurückkehren mußte, nachdem er Gericke zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, ließ er es doch nie an brieflichen Weisungen und Mahnungen *) fehlen.

Auf Förderung seiner Missionsthätigkeit seitens des Raja, dem in seltsamer Inconsequenz nach dem Friedensschluß mit Tipu, im Juli 1793, wieder die volle Regierung überlassen war, konnte er nach solchen entschiedenen Schritten selbstverständlich nicht mehr rechnen. Er kehrte von Madras zurück in Begleitung des neuen Missionars Pätzold **), eines gläubigen, aber recht sonderbaren Mannes, der unter

*) Diese Briefe hat der dankbare Prinz sorgfältig bewahrt und abschriftlich mitgetheilt, daß sie in die englische Biographie seines Vormundes aufgenommen würden. Sie sind eine Zierde des Werkes.

**) Pätzold kam verheirathet heraus. Aus dieser Veranlassung spricht Schwarz am 12. Juli 1796 über das Heirathen der Missionare: „Daß Jemand sich verheirathet, ehe er ins Land kommt, ist an sich unsündlich und in mancher Absicht gut. Mein es hat auch große Schwierigkeiten, welche fast überwiegend

seiner Anleitung Tamulisch lernen und dann nach Madras gehen sollte, und dieser hat uns geschildert, mit welchen Gefinnungen der Hof den alten Vater Schwarz zurückkehren sah: „Während Herr Schwarz in Madras war, hat der abergläubische König Wahrsager und Zauberer zusammenkommen lassen und die haben sollen prophezeien, ob er wieder von seiner Reise nach Tanjour glücklich kommen oder ob er unterwegs sterben würde. Die Wahrsager haben alle ihre Kunst zusammen genommen und am Ende dann als positiv und völlig ausgemacht dem Könige angezeigt: Der alte Vater würde nicht lebendig wieder zurückkommen, er würde in einem Fluß erlaufen. Und der König hat darauf unter die Wahrsager ansehnliche Geschenke theilen lassen! Es dauerte nicht lange, so returnirte unser theurer Herr Papa, glücklich gesund und munter durch göttliche Hülfe —! Da nun Herodes sahe, daß er von den Weisen betrogen war, ward er sehr zornig. Wenn der jetzige tolle, wilde, rohe und unwissende Mensch, der sogenannte König von Tanjour, dürfte und könnte, wie er für sein Leben gern wünschte, er würde Herrn Schwarz lieber heute als morgen tödten und die ganze tanjournsche Mission mit allen Christen verderben und zerstören. Er ist ein abgesagter Feind des Herrn Schwarz. Wollte und könnte Jemand ihn heimlicher Weise bei Seite schaffen, der Tiger würde den Meuchelmörder zum reichsten Mann oder ersten Minister machen. Herr Schwarz hat daher Compagnie-Wache in seinem Garten.“ Die Wache ist Bürgschaft genug, daß des Königs Zorn sich ohnmächtig erweisen und die Missionsthätigkeit nicht hindern wird. Dauerte doch auch die Selbstherrlichkeit wieder nicht lange, da in den ersten Monaten 1796 die Compagnie abermals die Verwaltung übernahm und gleichzeitig den Prinzen Sarsfogi nach Tanjour zurückkehren ließ, damit er sich genauere Bekanntschaft mit der Landesverwaltung erwerbe. Natürlich hatte Schwarz wegen der Thronfolge noch immer viel zu verhandeln, im Uebrigen aber verschaffte ihm die mißgünstige Gefinnung des Königs nur die lang ersehnte Freiheit von politischen Geschäften, so daß er sich in seinen letzten Jahren ganz der Mission und der speciellen Seelsorge

sind, es sei denn, daß ein solcher Missionarius die Verläugnung sein selbst wohl von dem Herrn Christo gelernt hat.“ Die äußern Schwierigkeiten suchte er nach Kräften zu beseitigen, indem er Pätzolds Reise nach Tanjour und zurück zahlte und ihn als Gast frei erhielt. Nach London legt er Fürbitte ein: „Freilich wäre es gut, wenn den verheiratheten Missionaren etwas zugelegt würde. Kann Jemand ohne Ehestand leben, so ist sehr gut. Allein es muß einem Jeden frei stehen hierin zu wählen, wie es ihm gut denkt.“

in seinen Gemeinden widmen durfte. Zu den fortdauernd günstigen Missionsaussichten im Süden waren in den beiden letzten Jahren vor der langen Reise nach Madras im Westen unter den Kallern hoffnungsvolle Regungen gekommen.

Die Kaller waren, was ihr Name besagt, nämlich Diebe und Räuber von Profession und wegen ihrer Wildheit übel berüchtigt. Oft hatte Schwarz schon auf seinen Wanderungen von Tritschinopoli nach Tanjour und retour ihr Gebiet durchstreift. Ein kleiner Unfall, der ihm etwa im Jahre 1776 in dem Kallerdorfe Budelur passirte, ist sogar durch eine Debatte im englischen Parlament weltbekannt geworden. Er hatte in diesem damals noch ganz heidnischen Dorfe (gegenwärtig haben die Leipziger Missionare dort eine bedeutende Gemeinde und eine von Schwarzens Schüler Kahlhoff erbaute schöne Kapelle) seinen mit goldenem Knopf verzierten Spazierstock auf einen Sandhügel niedergelegt, und während er sich nach dem das Gepäck tragenden Diener umsah, stahlen diebische Knaben den Stock. Als die übrigen Einwohner von dem Diebstahl hörten, brachten sie den Stock zurück, welcher noch jetzt im Missionshaus zu Erungalore als Andenken aufbewahrt wird, und forderten selbst strenge Bestrafung der Schuldigen. Aus dieser Mücke mußte nun der uns schon als mißgünstig bekannte ehemalige Secretair Montgomery Campbell einen Elephanten zu machen. Als es sich im Jahre 1793 um Erneuerung der Charte der Ostindischen Compagnie handelte und der edle Wilberforce Beschlüsse zur Förderung von Freischulen und Unterstützung der christlichen Missionare zu erwirken versuchte, erklärte sich M. Campbell entschieden gegen solche Resolutionen. Es sei nichts mit den Missionen, nur Parias, welche die christlichen Missionen verunehrten, würden Proselyten. Selbst der mit Recht allgemein geschätzte Herr Schwarz würde seine Schüler zu rühmen nicht Ursache haben; während einer mehrstündigen Rede über die Schändlichkeit der Dieberei sei ihm sein Stock mit goldnem Knopfe von einem aus seiner tugendhaften und erleuchteten Versammlung gestohlen. Bei einem Besuche Wallams las nun zufällig Schwarz diese Verläumdungen und übersandte der Societät eine glänzende Vertheidigungsschrift, die alsbald veröffentlicht und auch ins Deutsche übersetzt wurde. Am meisten verweilt er, zur Widerlegung der behaupteten Nutzlosigkeit der Missionare, bei den großen Verdiensten, die sich Gericke um die Städte Budelur und Negapatnam erworben habe, von sich erzählt er nur nothgedrungen Einiges, namentlich was auf die Kaller Bezug hat, und versichert ausdrücklich, daß in Trankebar, Madras und Tanjour über zwei Dritt-

theile der Christen den höheren Geschlechtern angehörten. Als es sich um Verproviantirung Tanjours gehandelt, hätten besonders die Kaller seinem Wort getraut; als die königlichen Truppen ohnmächtig gewesen seien den Plünderereien der Kaller zu wehren, habe er sie zur Herausgabe des Gestohlenen bewogen und auch die Versicherung erhalten, daß sie nicht mehr rauben wollten. Das Versprechen sei acht Monate gehalten, und hätte man ferner über ihre Aufführung gewacht und nicht zu hohe Abgaben gefordert, wären sie vielleicht nützliche Menschen geworden. Den Kallern, welche Christen werden wollten, habe er die Befürchtung ausgesprochen, sie würden schlechte Christen werden, aber sie hätten die besten Versprechungen gegeben, bauten in Frieden ihre Felder und zahlten regelmäßig die Abgaben, so daß nur die einzige Klage gegen sie laut würde, daß sie nicht mehr auf Plünderungen ausgehen wollten. Im Jahr 1792 von April bis August war es zu einem Aufstand der heidnischen Kaller gegen die Christen gekommen, der aber von Schwarz bald beigelegt wurde, da er den Christen Stillesein und Vermeidung aller Feindseligkeiten empfahl.

Mitten in der unruhigsten Zeit baute er „bald im Glauben, bald im Unglauben“ eine bequeme Armenschule in Tanjour und nahm gegen zwanzig Kinder, zumeist aus den bedrängten Familien der Kaller, darin auf. Getauft wurden Heiden im District von Tanjour ohne Palamkotta 1792: 146, im Jahre seiner Abwesenheit 1793: 43 und in Palamkotta 101; während 1794 in Tanjour Zunahme aus den Heiden 62, von den Christenkindern starben in diesem Jahre nicht wenige, bis er der Krankheit durch Einführung des Impfs steuerte; 1795 erwachsene Heiden 29, 1796 wurden 39 Heiden getauft. Die Anführung dieser Zahlen möge vorbeugen, daß die numerischen Erfolge nicht überschätzt werden und — nicht unterschätzt werden *). Schwarz hat darüber im hohen Alter ein goldnes Wort niedergeschrieben: „Mit Klagen muß sich kein Missionarius abgeben. Wir sollen Zeugen unsers Herrn sein, nicht aber blos Befehrer. Man wünscht wohl, daß wie auf Petri Predigt 3000 Seelen bekehrt wurden, auf unsere Arbeit ein sichtbarer reicher Segen gelegt werden möchte. Indessen säen hat seine Zeit und ernten hat seine Zeit, und dabei wäre es noch eine Frage, ob wir bei solchem großen Segen in der Herzensdemuth bleiben

*) Im December 1799 giebt Holzberg die Gemeinde in und um Tanjour auf 3000 Seelen an, fast alle höheren Geschlechts, davon seien 200 im letzten Jahr gewonnen. Im Todesjahr Schwarzens hat also die Gemeinde ca. 2800 Seelen gezählt, ohne Palamkotta und Ramnad.

würden. Am besten ist's fleißig zu arbeiten, und dann zu beten, daß Gott die Arbeit segnen wolle.“ Er übte und empfahl ein probates Mittel wider allen Wißmuth: wenn ihm etwas Verdrießliches zustieß, ging er hin und katechisirte eine Stunde. Den siebzigjährigen Greis sah man vier Stunden täglich in den verschiedenen Schulen unterrichten. Die Nachmittage wandte er dazu an, die Christen in ihren Häusern zu besuchen. Mitte 1796 berichtet er mit Freuden, daß er zehn erwachsene Knaben ausgewählt habe und besonders unterrichte, ihnen die christliche Lehre mit Beweisstellen ausführlich erkläre und Kirchengeschichte vortrage *), sie müßten beim Präparandenunterricht zugegen sein und die Katecheten auf ihren Wegen begleiten. Hoffentlich würden doch einige auf diese Weise zu geschickten Katecheten herangebildet werden. Durch Einführung des Seidenbaues suchte er den Wohlstand der ganzen Bevölkerung zu heben, die Wittwen seiner Gemeinde ließ er spinnen, die Schulmädchen mußten stricken lernen **). Von bewundernswerther Rüstigkeit machte er im April des Jahres

*) Für diese Präparanden hat er die Bücher geschrieben, deren S. 243 gedacht ist. Kohlhoff bezeugt es in einem Briefe vom 31. Dec. 1799 klar mit folgenden Worten: „For whose benefit he wrote, during the latter part of his life, an explanation of the principal doctrines of Christianity, an abridgement of Bishop Newton's Exposition of the Revelation and some other books.“ Abstract. of Ann. Reports p. 474. Vgl. auch Buchanan, Neueste Untersuchungen übersezt von Blumhardt p. 71: „Ich brachte den größten Theil dieses Morgens (3. Sept. 1806) damit zu, die Manuscripte und Bücher des sel. Schwarz zu durchsehen, und als ich abreiste, machte mir Herr Kohlhoff ein Geschenk mit einem hebräischen Psalter, der 50 Jahre lang der beständige Reisegefährte des sel. Schwarz gewesen war, so wie mit einer ehernen Lampe, die er sich als Student zu Halle angeschafft und bei seinen Nacharbeiten bis an seinen Tod gebraucht hatte; denn Herr Schwarz predigte selten den Landeseingebornen, ohne vorher studirt zu haben.“ Bei so bestimmten Nachrichten rechtfertigt sich die wiederholte bringende Bitte, diesen Manuscripten genau nachzuforschen. Zwar wird dem Wiß. Pope nachgesagt, die Manuscripte verbrannt und den Rest nach Madras geschafft zu haben, aber so unschuldige Manuscripte, welche den gegenwärtigen englischen Missionsbesitz nicht gefährden können, waren doch wohl ausgenommen.

**) Diese Thätigkeit genügte aber den naturhistorischen Missionsfreunden der Heimath noch nicht. Ein Hallescher Notar stellte an ihn und seine Collegen das Ansuchen Schmetterlinge zu fangen, andre wollten Pflanzen, Schlangen u. s. w. Als ihm Rößold zagend den Auftrag ausrichtete, bekam er die Abweisung: „Denkt man denn in Europa, wir säßen hier in Indien in einer Welt voll Schmetterlinge? — soll ich armer alter Mann (setzte er lächelnd hinzu) meine Malabaren

1797 noch eine Reise nach Tritschinopoli und mehrere nach Wallam. Nach letzterem Ort nur der Europäer wegen, denn seit er 1788 die Verwandlung von Kirche und Katechetenwohnung in Baracken nicht hatte abwenden und für die geringe Geldentschädigung nicht wieder hatte aufbauen können, war es mit der dortigen tamulischen Gemeinde abwärts gegangen, und nachdem der Ort seinen Charakter als Festung verloren, waren die meisten eingebornen Christen nach andern Orten gezogen. So erklärt sich das Schweigen der späteren Berichte über Wallam. Diese Ausflüge nach Wallam und Tritschinopoli sind seine letzten Reisen gewesen. Als Abschluß unserer kurzen Schilderung seiner Missionsarbeit in den letzten Jahren wiederholen wir die begeisterten Worte Johns, welche er bei einem Besuche Tanjours im Februar 1795 niederschrieb: „Sein lauterer Sinn, seine Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit, seine Thätigkeit und Eifer für die Erhaltung der Mission, seine treue Sorgfalt, mit dem geistlichen Wohl der Christen auch das leibliche zu verbinden und ihnen Nahrungswege zu verschaffen, seine Amtsklugheit, Menschenliebe und Gutthätigkeit, seine Inbrunst im Gebet, seine Gabe, auch in einer gemischten Gesellschaft auf eine Art zu sprechen, welche die Aufmerksamkeit aller an sich zieht, seine Geschicklichkeit, das Tadelhafte mit einer so freundlichen und heitern Miene anzuzeigen, dadurch auch der Bornehmste und Stolzeste sich nicht beleidigt findet, und andere seltene Eigenschaften müssen ihn bei Jedermann beliebt und schätzbar machen. Und selbst sein äußerer Anstand, sein silberweißes lockiges Haar, sein heiteres Auge und seine Gesichtszüge flößen Ehrfurcht und Liebe gegen ihn ein. Acht Tage brachte ich bei diesem patriarchalischen Manne auf die angenehmste Weise zu und vergaß in seinem Umgang fast, daß ich krank war.“

Den gleichen Eindruck machte er auf alle, die ihm nahe traten, und es war daher sehr weise, alle jungen Missionare zuerst nach Tanjour zu bringen, damit sie von ihm Tamulisch lernten und in die Mission eingewiesen würden. „Eifer für die Erhaltung der Mission“ mußte ja in jener Zeit zunächst auf die Heranbildung und Einführung junger Missionare bedacht sein. In Indien war aus den Söhnen der Missionare kein weiterer Ersatz zu hoffen, so klagt Schwarz am 12. August 1790: „Mit dem zweiten Sohn unsers lieben Seniors Herrn Rohlhoff ist es uns nicht gelungen. Seine Kräfte sind freilich verlassen und wilden Schmetterlingen nachlaufen? oder sollte das irgend ein andrer Frater thun? — der müßte gewiß nichts weiter oder wenig im Amt zu thun haben.“

sehr mittelmäßig, indessen hätte er doch bei der englischen Schule uns helfen können. Allein sein Sinn ist eitel. Er meint, daß bei der Schule viel Mühe, wenig Geld und wenig Ehre sei. Dies sind seine Argumente, welche ihn nicht der Heilige Geist, sondern sein verderbtes Herz gelehret. Da er nun bezeugte, daß er zur Schularbeit keine Lust habe, so haben wir ihn mit Gewalt nicht halten mögen. Er hat uns vor einem Monat verlassen und ist nach Traukebar zur Kränkung seiner Eltern gegangen." Nicht ganz so schlimm stand es mit Kleins zweitem Sohne, während der älteste in Europa erzogen als Missionsarzt heraus kam. Gericke's Sohn und die Hüttemannschen Kinder ergriffen alle einen weltlichen Beruf. Die Hoffnungen, welche John längere Zeit von zwei Böglingen Johnson und Lebeck hegte, die er schon zur Uebung predigen ließ, vermochte Schwarz nie zu theilen, Johns Unterrichts methode schien ihm wenig versprechend: „Non multa, sed multum. Die jungen Leute zerstreuen sich mit vielen Dingen, welche zur Hauptsache nicht gehören, wodurch sie sich nicht zum Amt eines Lehrers geschikt machen." Der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Daß Director Schulze's Bemühungen in Halle mit Erfolg gekrönt sein würden, scheint er auch nicht mehr gehofft zu haben, denn er meldet Pasche beifällig von einem andern Versuche: „Herr Jänicke hat an den rechtschaffenen Magister Güte, Diaconus an der Ulrichskirche in Halle, geschrieben, weil er die rechtschaffenen Candidaten aufsucht und sie im Christenthum und Studiren weiter zu führen sucht. Sollte Herr Dr. Schulze noch am Leben sein, so wäre zu wünschen, daß er sich der Erfahrung dieses rechtschaffenen Mannes bediente. Der Herr aber lenke alles zum Besten dieses armen Landes und lasse uns seine Hülfe und Segen erfahren!" Wenn er nun bei so schlechten Aussichten auf Ersatz die Höhe seiner Lebensjahre bedachte, machte er sich allerlei Gedanken über die Zukunft und traf schon Verordnungen. In eben jenem Briefe, der des zweiten Kahlhoff klagend gedenkt, findet sich sogar schon eine Erwähnung seines Testamentes: „Gott hat mich bisher gnädiglich gestärkt, so daß täglich meine Arbeit an Christen und Heiden verrichte. Indessen werde alt und werde bald, geliebts Gott, mein 64. Jahr beschließen. Daher habe vor Gott überlegt, wie hiesiges Werk nach meinem Tode möchte fortgesetzt werden können. Unser lieber Herr Kahlhoff ist ein rechtschaffener Timotheus, dabei aber etwas furchtsam. Er thut von Herzen in Kirchen und Schulen, was man ihm heist, wünscht aber einen an seiner Seite zu haben. Da habe nun gedacht, daß beide Herr Jänicke und Herr Kahlhoff das Werk hier und in Palamkotta fortführen könnten, so daß einer von beiden

alle Jahr an sechs Monate sich in Palamkotta aufhalte und sechs Monate könnten dann beide hier in Tanjour sein (außerdem solle ein Landprediger beständig im Süden wohnen). — Da ich seit einigen Jahren von der Compagnie Zulage bekommen, so habe, da nicht alles gebraucht, eine ziemliche Summe bei der Compagnie stehen, welche ich der Mission in meinem Testament vermachte, wodurch das Werk in Tanjour und Palamkotta fortgeführt und die Katecheten salarirt werden können, denn die Missionare sollen nur jährlich die Zinsen nehmen, nicht aber das Kapital angreifen."

Sehr vermehrten sich seine Sorgen um den Fortbestand der Mission, als plötzlich am 18. Mai 1790 sein treuer, noch so rüstige und bis zuletzt thätige Freund Klein seiner kürzlich verschiedenen Gattin im Tode nachfolgte, zu geschweigen des Abschieds des lebensmüden achtzigjährigen Kahlhoff im December desselben Jahres. Ueber den Tod beider Freunde findet sich folgende Aussprache vom 27. Januar 1791: „In diesem Jahre sind unsre zwei ältesten Brüder in die Ewigkeit übergegangen. Der selige Herr Kahlhoff hat sich viele Jahre nach seinem seligen Abschiede gesehnt. Mit dem sel. Herrn Klein ging es fast geschwind. Er klagte über Entkräftung, und so wurde er in wenig Tagen abgerufen. Sein fast letztes Wort war: Der Grund, da ich mich gründe, ist Christus und sein Blut. Das machet, daß ich finde das ewig wahre Gut. Nun bin ich Armer der älteste. Mein Herr läßt mich noch stehen. Er gebe Gnade, daß ich ihm lebe und daß endlich mein Sterben mir ein Gewinn sei. Da nun zwei von uns abgegangen, so ist höchst zu wünschen, daß einige zur Hülfe kommen. Vielleicht hat Gott schon einen zur Hülfe unsers lieben Bruders Herrn Gericke zubereitet und gesandt, Sein sind wir und das Werk, so er uns anvertraut."

Die erwartete Hülfe war inzwischen schon gefunden, wenn auch nicht für Gericke, so doch für Frankebar. Cämmerer, dessen bereits vorübergehend gedacht, landete, nachdem er Schiffbruch erlitten und manche andre Gefahren glücklich überstanden, endlich am 14. Mai 1791 und ging Anfangs September zu mehrmonatlichem Aufenthalt nach Tanjour, um das Tamulische zu lernen, bis Combaconum von Rottler begleitet. Hier in dem schönen Schulhaus traf er zuerst mit Schwarz zusammen. Er gesteht später in einem Briefe an Rottler, den dieser am 8. Febr. 1797 mittheilt, mit welchem Herzklopfen er dieser ersten Begegnung entgegengegangen: „Am 1. Februar kamen wir nach Papa Schwarzens Garten und Schulhaus in Combaconum. Rührend war für mich der erste Tritt ins Haus. Ich dachte an die Zeit zurück,

da Frat. Kottler mich hier verließ und ich nach Tanjour mußte das Tamulische zu lernen; ich erinnerte mich an die damalige Aengstlichkeit und Furcht, so ich vor Frat. Schwarz hatte (wir verehren alle diesen Bruder als unsern Vater; o Gott, erhalte ihm noch auf einige Jahre wenigstens sein Leben! da ich jetzt den verwichenen October vom siebenten bis zehnten bei ihm in Tanjour war, feierte er just den Eintritt in sein siebzigstes Jahr. Unser lieber Bruder Cämmerer hatte aber gewiß vor ihm sich nicht so zu fürchten Ursache), und wie froh ich jetzt zu ihm eile. Da dankte ich Gott, der mir so weit geholfen hat, daß ich nicht mehr Tamul buchstabiren darf, sondern in seinem Dienste etwas nütze bin!" Es ist nicht nöthig beizufügen, wie bald alle Aengstlichkeit verschwand, in gleich begeisterter Weise wie John charakterisirt er Schwarz. Die Tradition will auch hier wissen, es sei einmal eine Ohrfeige erfolgt, als der Schüler seine Lektion nicht fleißig gelernt, während doch Cämmerer selbst sagt: „Er behandelte mich brüderlich, ja väterlich und gab mir auf eine angenehme Weise Unterricht in der Sprache.“ Wenn denn einmal durchaus Ohrfeigen und Prügel vom alten Schwarz ertheilt sein sollen, so boten sich später viel passendere Gelegenheiten. Während er mit Cämmerers Eifer und Gesinnung sehr zufrieden sein konnte, war er es mit Pätzold schon viel weniger und am allerwenigsten mit seinem letzten europäischen Schüler, der nach dem Tode des treuen Missionars König (er starb im Februar 1795 erst 53 Jahre alt) im Herbst 1796 zwei Monate bei ihm lernte. Ihm ertheilt Schwarz am 12. März 1797 folgende Censur: „Was Herrn Stegmann betrifft, so habe auf Verlangen meiner Brüder ihm zu helfen gesucht. Meine Arbeit war aber ganz vergebens. Dem Verstande kann man noch ziemlich zu Hülfe kommen; wenn aber der Wille sich widersetzet, da arbeitet man sich zu Schanden. Sein Betragen ist kein erbauliches gewesen.“ Wenige Monate später, als Stegmann wieder nach Europa zurückgekehrt war, am 24. August 1797 ruft er ihm in seinem letzten Schreiben nach Halle nach: „Daß der von Ew. Hochwürden berufene Missionarius Jasper wieder zurückgegangen, ist traurig. Daß Herr Stegmann von hier abgegangen, wissen Ew. Hochwürden nun schon. Solche Verstellung habe noch nie bei irgend einem Menschen wahrgenommen. Er gab vor, daß sein Gedächtniß sehr geschwächet und lernte doch ganz in der Stille die englische Sprache in zwei Monaten, so daß er auch einen ziemlich guten Brief darin schreiben konnte. Sein übriges Verhalten gegen seine Frau ist schrecklich. Freilich dürfen die Missionare sich nicht betrüben, daß er weggegangen. Wäre er hier geblieben, so würde er uns seiner

Lehrsjäke halber viel Noth gemacht haben. Bei jetzigem traurigen Zustande der Kirche haben wir wenig Hoffnung, rechtschaffene Männer zu Mitarbeitern zu bekommen. Gott aber kann helfen. Ihm übergeben wir uns und sein Werk allhier.“

Unter dem frischen Eindruck der an Stegmann vergeblich verschwendeten Mühe fiel ihm beim Durchsuchen seiner alten Briefschaften am 24. Januar 1797 ein Brief seines theuern Freundes Sorge in die Hände, in welchem derselbe 1788 den Director des Waisenhauses gefragt hatte, ob nicht sein Sohn sich zum Missionar schicken würde. Sofort setzte er sich hin, um von Schulze Nachrichten über die Söhne seines inzwischen selig verstorbenen Freundes einzuziehen und sich anzubieten, falls der eine Sohn Natur- und Gnadengaben und Willigkeit zum Missionsdienste habe, die Aussendungskosten zu tragen. Sollte er inzwischen gestorben sein, so würden die Kosten aus seinem Nachlaß bezahlt werden, da die Mission sein Erbe sei. Diese Anfrage lenkte nun schließlich unsere Blicke noch einmal auf die Heimath, denn zu einem vollständigen Bilde der letzten Jahre gehört ja auch noch ein Ueberblick über diese Beziehungen.

Freund Sorge war also inzwischen verschieden. Er ist so oft und so ehrenvoll auf diesen Blättern genannt, daß wir uns freuen, durch freundliche Mittheilungen des gegenwärtigen Inhabers seiner Pfarrstelle zu einem ausführlicherem Nachrufe befähigt zu sein. Johann Friedrich Sorge wurde geboren zu Küstrin den 12. Mai 1727^{*)}. Da Schwarz ihn wiederholt seinen theuersten Schulfreund nennt, müssen beide auf der Rathsschule in Küstrin zusammen gewesen sein, doch hat Sorge auch in Halle Schulen besucht, da er Hüttemann seinen Lehrer nennt. Nach halbjähriger Verwaltung des Conrectorats in Landsberg wurde er im Mai 1756 nach Schildberg bei Soldin berufen, konnte dort im November 1759 eine während der Kriegsunruhen erbaute schöne Kirche einweihen. Einen im Jahre 1783 erhaltenen Ruf als Pastor nach Landsberg schlug er aus und wollte, daß ihm neben dem Vater des Missionars Walther, der von 1691—1707 in Schildberg als Pfarrer gestanden, sein Grab bereitet würde. Er

^{*)} Dies auf dem Leichenstein angegebene Datum ist unrichtig, da zugleich sein Lebensalter auf 59 Jahre 7 Monate 17 Tage angegeben wird, und er selbst in einem Briefe vom 8. August 1788 sagt, er zähle 59 Jahr. Er ist folglich 1729 geboren und demnach ein jüngerer Freund von Schwarz.

starb nach zweijähriger Krankheit am 29. December 1788 mit Hinterlassung von zwei Söhnen und drei Töchtern aus einer zweiten Ehe. Ihm ist in seiner Gemeinde der Nachruhm eines ausgezeichneten Pastors von großer Gelehrsamkeit geblieben. Er ruht in seiner Pfarrkirche, in welcher ihm auch eine Gedächtnistafel mit lateinischer Inschrift gewidmet ist. Aus einer ganzen Anzahl von Briefen an Inspector Fabricius ergibt sich gleichfalls, daß er ein sehr eifriger Missionsfreund gewesen, durch dessen Hand sämtliche Missionsberichte für die Neumark gingen. Er sammelte sich auch sorgfältig ein Exemplar, um einen Band nach dem andern herumwandern zu lassen, muß aber klagen: Er kommt oft, wie die lieberlichen Wanderburschen, ohne Rock und Wams nach Hause. Einen Jüngling aus armer Familie erhielt er Jahre lang ganz auf eigene Kosten auf Schulen in Hoffnung, er würde als Missionar hinausgehen und war dann über die Vereitelung des Plans sehr betrübt. Mit welcher Freude Briefe von Indien und seinem „Jonathan“ dort in seinem Hause begrüßt wurden, zeigt ein Dankschreiben an Inspector Fabricius: „Mein würdigster Freund, die Freude belohne Ihnen Gott auf Ihre langen alten Tage, die Sie mir den 20. Juni 1781 durch drei indianische Briefe gemacht haben. Es war nur Schade, daß die Briefe spät Abends ankamen, sonst hätte ich ein gemästetes Kalb geschlachtet und meine Freunde aus der Runde herum gebeten und mich mit ihnen gefreut. — Gott Sorge doch wieder für zwei redliche Männer, die Mission ist wohl eher in größerer Noth gewesen, aber dann hat es Gott bewiesen, daß er sein Werk allein besorge. Aber mein liebster alter Freund! wenn ich an Schwarzens zunehmende Schwachheit und immer geschäftigen Fleiß gedenke, daß er so ganz allein sei und daß so leicht bei seinem Abgang Keiner in seiner Laufbahn fortgehen kann; wenn er ohne Hülfe bleibt und sich Keinen zurüstet, zittere ich. Die neuen Missionen, so denke ich, wenn Gott auch nicht so denkt, sollten am ersten wackere Arbeiter haben.“ Die Todesanzeige dieses getreuesten Freundes und Correspondenten beantwortete Schwarz sofort mit einer Sendung von 25 Pagoden für die Wittve und die Kinder und einer Bitte um genaue Darlegung ihrer Verhältnisse. Seine späteren Bemühungen, den ältesten Sohn Friedrich Wilhelm nach Indien zu ziehen, fanden in Halle dieselbe Aufnahme wie einst der Vorschlag, seinen Vater zu berufen. Der nach vollendeten Studien Hauslehrer gewordene Jüngling erhielt von dem Nachfolger seines Vaters ein gutes Lob, war aber dem Director Schulze, der wohl Grund hatte, über seine eigenen Wahlen bedenklich zu werden, persönlich unbekannt, und so konnte derselbe keine Freudig-

keit gewinnen, ihn sogleich als Missionar zu empfehlen, hielt ihn auch für zu jung. Er wollte ihn beobachten lassen und damit, da auch die Stimme des Mahners in Indien verstummte, fiel der Vorschlag ins Wasser *).

Was Sorge in Deutschland, war unserm Schwarz in England Pasche, mit dem er schon von Deutschland her befreundet gewesen zu sein scheint. Zuletzt als er von der Kränklichkeit des Freundes hörte, schickte er ihm zu besserer Pflege eine Anweisung auf sein Gehalt, indem er einem Briefe als Nachschrift beifügte: „Ich habe eine sehr dringende Bitte an Sie, geliebter Bruder, welche Sie mir ja nicht abschlagen müssen. Ich wünsche nämlich, daß Sie von meinem Gehalt 15 Pfund zu Ihrer Erquickung annehmen wollen. Wo Sie dieser Bitte Gehör geben, so werde es als ein Liebeszeichen ansehen und darüber fröhlich sein. Gott segne Sie!“ Er bedauerte sehr, mit seiner Bitte abgewiesen zu werden: „Daß Ihnen die gar geringe Erweisung meiner Liebe Unruhe im Gemüth verursacht, thut mir leid. Bitte ich dadurch oder die Armen hier, so würde nicht so sehr gebeten haben die Liebesprobe anzunehmen. Es war mir vielmehr eine Freude, eine schwache Anzeige meiner wahren Liebe zu beweisen. Lassen Sie aber etwas von sel. Ziegenhagens Schriften drucken, so bitte, ja besterhe darauf, daß Sie von meinem nächsten Salar zehn Pfund dazu nehmen.“ Als dieser Brief geschrieben wurde, am 10. September 1792, war Pasche schon nicht mehr am Leben. Im Juli des Jahres war er verschieden, nachdem er noch vorher den Pastor Uebele als seinen Nachfolger in Besorgung der Missionsangelegenheiten eingeführt hatte. Als Schwarz die Trauerbotschaft in Madras empfing, schrieb er klagend nach London: „Ihm ist nun unaussprechlich wohl. Er ist bei Christo, an den er geglaubt, den er geliebt, dessen Sache er so willig gefördert hat. Sein ehrwürdiges Andenken ist und wird im Segen bei uns sein. Der Herr wecke uns alle und auch mich besonders täglich auf, daß wir unsern Beruf munter fortsetzen und, wenn unser Stündlein kommt, ihm in Frieden folgen mögen. — Unser Hauptanliegen ist der Mangel der Arbeiter. Hätten wir mehrere rechtschaffene Arbeiter,

*) Seit Sorge's Tod trat Schwarz wieder in regeren Briefwechsel mit seinem Freund Bade, Pastor zu Frikow bei Kammin, der auch mit Gericke befreundet war und den Verkehr Gericke's mit seinen Pommerschen Landsleuten vermittelte. Ein Brief Schwarzens an ihn vom Jahre 1793 ist in die gedruckten Halle'schen Berichte aufgenommen. Er nahm bis an sein Lebensende thätigsten Antheil an der Mission und besonders an den Arbeiten seines Jugendfreundes.

wie sehr könnte nicht jetzt ohne viele Schwierigkeiten dies Werk ausgebreitet werden. Wir flehen zum Herrn der Ernte, daß er sich über dies arme finstere Land erbarme und treue Arbeiter in selbiges senden wolle. Ach Herr, thue es um Christi willen."

Also dieselbe Klage nach allen Seiten. Was kann es auch Traurigeres für einen treuen Geistlichen geben, als fast gewiß vor Augen zu sehen, daß das Werk, an welches er seine ganze Lebenskraft gesetzt, nicht wird fortgesetzt werden, und so weit Menschenaugen sehen konnten, stand ja dies Schicksal den tamulischen Missionen bevor. Von England war seit je die Aussendung der Missionare mit kirchlichen Schwierigkeiten verknüpft; was sollte erst nach Pasche's Tode werden? entweder ein gänzliches Unterlassen fernerer Aussendungen oder Ersetzung der deutschen Missionare durch Engländer. Vor diese Alternative sah man sich offenbar gestellt. Und da dies für die neuere tamulische Missionsgeschichte die wichtigste Frage geworden ist, so haben wir schließlich noch mitzutheilen, was bei Schwarkens Lebzeiten nach dieser Seite hin gethan und darauf Bezügliches verhandelt ist.

Die langersehnte Gelegenheit, englische Missionare nach Indien zu senden, hatte sich der Societät im Jahre 1788 noch bei Pasche's Lebzeiten geboten und war begierig ergriffen. Der alte Kiernander hatte sich nämlich im Bau von Häusern verspeculirt und mußte vor seinen Schuldnern nach Chinsura flüchten. Die auf eigene Kosten erbaute Missionskirche hatte er vorher an den englischen Kaplan Brown und Herrn Chambers, Schwarkens Freund, verkauft, welche beide Herren sodann von der Societät einen neuen Missionar erbaten. Mit vielen Hoffnungen und unter großer Theilnahme wurde nun Thomas Clarke im März 1789 als erster englischer Missionar nach Kalkutta gesandt, aber schon im Jahresbericht von 1791 muß die Societät melden, daß Clarke als Kaplan in Regierungsdienste getreten und die Mission verlassen habe. Ihm war die Abhängigkeit von den frommen Eigenthümern der Missionskirche zu lästig gewesen. „Er schämte sich des Namens und des Amtes eines Missionars, sobald er in die große vornehme Kalkuttasche Welt trat. Er besuchte gleich alle Gesellschaften und nahm alle Einladungen an. Als einmal einige vornehme Engländer zu ihm sagten, wie es denn käme, daß er als Heidenbefehrer so hübsch Concerten, Ballen, Comödien und andern weltlichen Amüsements bewohnte? — die Missionare auf der Küste thäten bekanntlich das

nicht, so antwortete er: Ja, Ihr müßt wissen, die da auf der Küste sind nur gemeine arme Missionare, ich aber bin ein Gentlemen-Missionarius. Bald darauf konnte er auch den Namen Missionar nicht mehr ertragen und ward Garnisonprediger."

Nach solcher Erfahrung und unter dem frischen Eindruck solcher Berichte nahm man das Anerbieten des Haleschen Directors vom August 1792, den deutschen Candidaten Pätzold nach Madras zu schicken, in London ohne alle Discussion an, betrachtete es auch wieder als selbstverständlich, daß er in Wernigerode examinirt und ordinirt worden war. Aber sofort nach Pätzolds Aussendung muß die Stimmung wieder umgeschlagen sein. Nach Berichten des Inspector Stoppelberg in Halle, welcher an Seb. Fabricius' Stelle getreten war, hatte die Londoner Societät im Mai oder Juni 1793 eiligst zwei Candidaten aus Halle begehrt, welche man nach Bengalen senden und mit 200 Pfund jährlich salariren wolle. Die Candidaten aber sollten sich erst ein Jahr in London aufhalten, die englische Sprache und den feinen Umgang mit Vornehmen lernen. Diese Nachricht erregte unter den Missionaren der Küste Coromandel ungeheuer böses Blut. In Bengalen gab es ja keine einzige aus den Heiden bekehrte Seele, während im Tamulenslande die Getauften von den wenigen Arbeitern nur mit übermäßigster Anstrengung nothdürftig besorgt werden konnten, die für solche Arbeit nur sechszig Pfund Gehalt erhielten (die Erhöhung auf hundert wurde von der Societät erst 1796 beschlossen). Der eigentliche Kern des ganzen Vorschlags ist eben in obiger Mittheilung noch verschwiegen: nach Absolvirung des englischen Bildungsjahres sollten die Candidaten in London die bischöfliche Ordination erhalten. „Herr Gericke, schreibt Pätzold, verwunderte sich außerordentlich über diesen Plan und sagte: er merke es wohl, wo das hinauswolle! Die Societät mache sich aus der Küste nicht viel mehr, sie habe ihr Augenmerk nur auf Bengalen gerichtet, die Küste entspricht ihrem Hauptinteresse nicht. Und doch sind in Bengalen die Aussichten für die Einführung der Lehre des Welt-erlösers dunkler als auf der Küste. In Bengalen müßte ein Missionar ganz von vorne ohne alle Vorbereitung und Grundlegung irgend eines Antecessors zu arbeiten anfangen, denn der dortige Weinberg liegt ganz wüste und ist nicht eine einzige Christenseele aus den Heiden da. Zur Errichtung einer Gemeinde von Grund aus, da noch nichts, auch gar nichts zubereitet und angelegt ist, gehört ungemein viel Klugheit, Fleiß, Geduld, Selbstverläugnung, Uebung im Gebet, Absonderung von irdischen Vergnügungen, viel Wachsamkeit und Schlangenklugheit, dazu gehören deutsche Treue und standhafte Schwarzianische Gei-

ster, nicht englische Gentlemen*), die sich des Evangelii von Christo schämen und die Welt für den Himmel halten.“

Bald nach dieser ersten Ankündigung wurde den Missionaren officieller Kenntniß von den neuen Plänen der Societät gegeben durch einen Brief Uebele's vom 18. Februar 1794. Leider hat sich dieser Brief nicht erhalten, und man kann nur aus den citirten Bruchstücken der Antwortschreiben schließen, daß der Hauptinhalt die bischöfliche Ordination betroffen hat. Nun können an und für sich lutherische Missionare nichts wider eine bischöfliche Ordination haben, da ja in den Scandinavischen Kirchen noch jetzt Bischöfe sind, auch die Augustana für Beibehaltung der Bischöfe eintritt, und nur außerkirchliche Verhältnisse die Abschaffung der Würde in Deutschland veranlaßt haben. Demgemäß sprechen sich denn auch die Missionare über die bischöfliche Ordination selbst — an eine Wiederordination wurde damals noch nicht im Traume gedacht — nachgebend aus; welches aber ihrerseits die Bedenkllichkeiten sind, verschweigen sie auch nicht. Nur ist zu bedauern, daß das directe amtliche Antwortschreiben, wenn nämlich ein solches vorhanden gewesen, sich nicht mehr gefunden hat. In einem Briefe an Uebele vom 16. Februar 1795 berührt Schwarz nebensächlich den Punkt: „Die Societät besteht auf eine bischöfliche Ordination. Herr Dr. Schulze aber will damit nichts zu thun haben. Was wird das Ende dieser Uneinigkeit sein? Wir in der Ferne können dazu fast wenig oder nichts sagen. Den Punkt von der Prädestination glauben die wenigsten Engländer. Wenn ein Candidat bezeugte, daß er diesen Punkt nicht annehmen könnte, so würde wohl schwerlich ein Bischof dagegen etwas sagen. Allein Herr Dr. Schulze wird wohl denken, daß die Deutschen alsdann sich zurückziehen. Indessen sind wir in großer Verlegenheit. Herr Pohle ist öfters kränklich. Was mich be-

schon!

*) „Engländer möchten hier Gutes stiften, wenn sie redliche Männer sind. Sind sie aber fashionable, so werden sie sich für die Hütten der Malabaren schlecht schicken und sich nicht zu deren Ideen und Fassungskraft herablassen. Diese haben für die Deutschen auch immer noch ein gutes Vorurtheil, Engländer sind der Deutschen bei der Mission einmal gewohnt, lassen sie gerne dabei und schätzen sie, wenn sie geschickte und redliche Männer sind. Wären es aber Landsleute, so würde der Gesellschaften, Zerstreuungen und Versuchungen zu einträglichen Aemtern kein Ende sein. Ich kann mich auch durchaus nicht überwinden zu glauben, daß in Deutschland ein paar Missionare zu finden, eine so schwere Sache sei. Der werthe Herr Dr. Schulze aber kann sie freilich nicht selbst suchen, sondern nur suchen lassen, und dann auch nicht nur eine Zeit lang selbst prüfen, sondern auch prüfen lassen.“ John an Uebele 10. October 1798.

trifft, so bin nun im 69. Jahr meines Alters und also am Rande der Ewigkeit. Der gnädige Gott wolle sich über sein Werk allhier erbarmen und es zum Heil des armen heidnischen Landes erhalten."

Nach Madras hatte er schon am 3. October des vorhergehenden Jahres geschrieben: „Was die Punkte betrifft, welche Herr Uebele gemeldet, so wird wohl Niemand unter uns gegen die bischöfliche Ordination etwas einwenden. Was aber die Unterschreibung des 17. und 36. Artikels betrifft [Prädestination und Ordination], so muß das der Candidaten Einsicht und Gewissen überlassen werden. Unterschreiben sie selbige und kommen heraus als rechtschaffene Männer, die durch die Liebe Christi gedrungen den armen Heiden den Weg zum Leben zeigen wollen und nicht nach eitlen Dingen streben, so werden wir sie in Liebe aufnehmen und mit ihnen gemeinschaftlich arbeiten! Sollten sie aber von etwas anderm als von der Liebe Jesu bewogen — etwa um zeitlichen Gewinnstes wegen — herauskommen, so wäre ihnen zu rathen, lieber im Vaterlande zu bleiben, denn alle irdischen Intentionen können nicht anders als fehlschlagen und Unruhe, Pein und Qual zurüclassen u. s. w."

Leider bricht hier Pätzold, denn ihm danken wir dies Citat, plötzlich ab, um jedoch im weitem Verlauf seines langen Schreibens noch einmal darauf zurückzukommen: „Ein Endzweck der Societät mit bischöflich ordinirten Missionaren wird ohne allen Zweifel erreicht, nämlich die vollkommene Erlernung des feinen Umgangs mit den Vornehmen und Reichen, aber nicht der andre, die Ausbreitung der Lehre Christi unter den Heiden. Will die Societät nun bloß für die Erreichung des ersteren jedem Missionar aufs Jahr zweihundert Pfund zahlen? und sollen die lutherisch-protestantischen Brüder auf der Coromandalküste nur mit sechszig Pfund verlief nehmen? Wo blickt hier Vernunft und Ueberlegung, wo ein weiser Plan, wo wahrer Eifer für die Ehre Gottes und Jesu Christi hervor? Fürwahr, nirgends. Nichts als Stolz und eitle Ehre — die Einführung und Gründung der hohen Kirche, der Glanz und Flor bischöflicher Clerisei und die Abschaffung des protestantischen Gottesdienstes — das blickt unvidersprechlich aus jedem Lineament des entworfenen neuen Societätsplans hervor! Die Societät hat beim Lichte beleuchtet gar keine Mission d. h. keinen Eigenthumsanspruch auf irgend eine Ostindische Mission. Die Weperische Mission, nämlich Kirche und Wohngebäude, stammt von katholischen Armeniern her, die wegen Einverständnisses mit den Franzosen beides verlassen mußten, und so übergab endlich die Regierung diesen District nebst Kirche und Zubehör auf Ansuchen der protestantisch-deutschen Missionare an uns englische Missionare, Herrn Fabricius und Breit-

haupt, und deren Vorgänger und Nachfolger haben das alles in Stand und Ordnung erhalten auf ihre eigenen Kosten. In Kudelur hat Herr Hüttemann gebaut und reparirt, und noch jetzt erhält Herr Gericke die halb wüste liegende, von einem ordentlichen Missionar ganz entblößte Mission de suis in Stand und Ordnung. Tanjour, Tritschinopoli, Palamkotta, Combaconum, Ramnad u. s. w. hat alles ein Herr Schwarz in Stand und Wirkung gesetzt, gebaut, verbessert, wo er nur gekonnt und gewußt hat — alles auf seine eignen Kosten — und ist im strengsten Sinne Herrn Schwarzens Eigenthum. Aber Herr Schwarz sagt: Nein, das ist das Eigenthum aller nach mir kommenden, redlichen, treuen deutschen Brüder, so lange welche in Indien sein werden! Sind keine mehr in Indien, dann mag es nehmen, wer da will. — Daß die Societät zu Erbauung aller der Kirchen und Missionsgebäude nichts, auch nicht einen Pence contribuiert, ja nicht einmal Notiz davon genommen hat, ist ohne allen Zweifel. Und die milden Wohlthaten aus Deutschland und London sind bei weitem nicht dazu hinreichend gewesen, da bekanntlich Trantebær allein die Hälfte davon nimmt und die andere Hälfte erst auf die fünf englischen Missionen: Madras, Kudelur, Tanjour, Tritschinopoli, Palamkotta fällt. Wie viel kommt da auf eine? Auch zur Unterhaltung der vielen Katecheten und Schulmeister in englischen Missionen gibt die Societät nichts. Herr Gericke allein muß des Monats an die Katecheten und Schulmeister der zwei Missionen Kudelur und Madras und an die übrigen Armen darinnen über 100, ja über 110 Thaler auszahlen.“

Daß Pohle nach der schon früher von ihm herausgekehrten Aengstlichkeit die Eigenthumsfrage besonders betonen wird, läßt sich voraus erwarten. Er sah in dieser Beziehung weiter als Schwarz und hatte nicht umsonst das Missionsgut registriren lassen, fest entschlossen, nöthigen Falls den Schutz der Gerichte anzurufen, wie auch sein Schreiben an Uebele vom 23. März 1795 zu verstehen giebt: „Die Ordination der Missionare betreffend, so würde es mir sehr gleichgültig sein, ob sie die bischöfliche oder eine andere christliche wäre, wenn ich nur als ein solcher Ordinirter dem Herrn Christo dienen und ihm Seelen zuführen könnte, welches die bischöfliche Ordination ja auch zum Zwecke hat. Sollte aber die hochpreisliche Societät einmal so weit gehen und nicht länger deutsche Missionare, wenn sie auch in der englischen Kirche ordinirt wären, sondern ausschließlich nur Engländer nach Ostindien senden wollen, so wird sie uns doch nicht solche Engländer senden, welche die von Deutschen mit so unsäglichen Beschwer-

lichkeiten errichteten Missionen als ihr Eigenthum behandeln oder indiscret verfahren werden. Aber wie ich mir von verständigen Leuten habe sagen lassen, die englischen Gesetze würden keine solchen unbefugten Annahmen erlauben. Ich für meinen Theil überlasse alles dem Wohlmachen unsers Heilandes, wohl eingedenk, daß wir hier Fremdlinge und Pilgrime sind, die man aber doch aus ihren Herbergen nicht verdrängen soll. Gott wird sich seines Werkes fernerhin, wie es ihm gefällt, annehmen, denn er hat es bisher so sichtbar gethan."

Wenn zu diesen scharfen Aussprüchen *) noch beigelegt wird, daß Pätzold mit Beziehung auf die angekündigte bischöfliche Ordination der künftigen Kollegen scherzend die im biblischen und lutherischen Sinne nicht unwahren Worte nach London schrieb: wir Bischöfe von Madras, Tanjour u. s. w., während Gercke fein zu verstehen gab, daß sie schon einen vom Herrn selbst mit Geist und Kraft gesalbten Bischof in dem würdigen Vater Schwarz besäßen, so wird es nicht Wunder nehmen, daß die Societät für die Lebenszeit solcher Männer ihre Pläne zu vertagen sich entschließen mußte, und mit großen Freuden die Nachricht von Halle empfing, daß wieder drei Candidaten gefunden seien mit Namen Jasper für Coromandel und die zwei für Kalkutta geforderten mit Namen Holzberg und Ringeltaube. Daß Jasper noch im Moment der Abreise zurückgetreten, hörten wir Schwarz schon beklagen, es trafen also nur Holzberg und Ringeltaube im August 1796 in London ein und lernten die englische Sprache und englische Feinheiten bis zum Mai 1797, aber mit ihrer Ordination brauchte man sich weiter nicht zu bemühen, da sie wiederum schon in Wernigerode examinirt und ordinirt waren. Daß mit dem Fortfall der englisch-bischöflichen Ordination auch die beabsichtigte Verdoppelung des Gehalts unterbleiben mußte, wurde als selbstverständlich angenommen, aber schwer gebüßt. Wilhelm Tobias Ringeltaube, der fromme begeisterte Sohn eines frommen und tüchtigen Vaters, des Generalsuperintendenten-

*) John, der in Trankebar nicht direct berührt wurde, schreibt am nachgiebigsten: „Wir Deutsche sollten doch auch nicht allzu sehr gegen die einmal eingeführte constitutionelle bischöfliche Ordination sein, wenn die Societät es so stark wünschet und der Mission geneigter würde. Nur müssen die bischöflich Ordinirten dahin angewiesen werden, daß sie deswegen nicht den geringsten Vorzug vor ihren älteren Brüdern hätten. Allerdings haben die Missionare mit so vieler Mühe die meisten Missionsgebäude von ihrem Eigenthum erbaut. Doch ich fürchte eine Aenderung, Verwechselung oder Mischung würde der Mission ein baldiges Ende machen.“ 10. October 1798.

ten Gottlieb Ringeltaube zu Stettin, eine eigengeartete Natur, der durch Hans Egede's Geschichte der Grönländischen Mission für die Missionsfache gewonnen war, fand es ganz unmöglich in Kalkutta mit seinem Gehalt auszukommen, da er für hohe Miethe sich erst eine Wohnung miethen mußte und ihm nach beliebter Weise von der Societät kein Pfennig zum eigentlichen Missionswerk bewilligt war, und kehrte kurzer Hand nach einjährigem Aufenthalt zurück, um in Diensten der neuen Londoner Missionsgesellschaft 1805 zurückzukehren zu einer höchst eigenthümlichen, in interessantes Dunkel gehüllten Missionsthätigkeit, über welche aber aus den Halleschen Acten noch manche Aufschlüsse zu holen wären.

Denselben Weg würde wohl auch Holzberg gegangen sein, wenn er mit nach Bengalen gesandt wäre, wofür ihm schon die ausdrückliche Berufung eingehändigt worden war. Der so nahe liegende Gedanke, ihn an Jaspers Stelle nach Tanjour zu schicken, wäre der Societät gar nicht eingefallen, denn Gerike hatte ganz richtig gefühlt, daß in London eine Abneigung gegen die Missionen auf der Küste herrschte, da wurde Holzberg mißliebig, weil er im Englischen nicht nach Erwarten fortgeschritten*) und eine den Gentlemen nicht anstehende Heirath geschlossen hatte; und nun fand man ihn für Tanjour passend. Schulze meldete die veränderte Entschließung an Schwarz mit folgenden Worten: „Ich wollte noch die Nachricht mittheilen, daß von den im vorigen Jahre für Kalkutta verlangten und auch wirklich nach London abgegangenen Candidaten nur der eine, Herr Ringeltaube, nach Kalkutta, der andere aber, Herr Holzberg, für die Küste bestimmt worden. Jener ist im April, dieser im Mai unter Segel gegangen. Die Ursache, daß beide haben getrennt werden müssen, ist (wie ich im Vertrauen und mit Betrübniß melde), daß sie nicht für einander paßten. Es hat sich nämlich, aber zu spät, hervorgethan, daß Herr Ringeltaube einen erstaunlich großen Hang zu den Herrnhutern hat. Ich Sorge also, es werde mit ihm nicht lange gut thun, da er sogar unsere ganze Mission verachten soll. Doch vielleicht ist er noch herunzubringen. Herr Holzberg hat den gleichen Fehler wie Herr Pätzold gemacht, daß er eine Frau mitgenommen, die aber, so wie er, nicht viel Gunst in London gefunden.“

*) Sogar in den öffentlichen englischen Missionsberichten findet sich ein nicht unentlicher Hinweis auf diesen Mangel: „During their stay in London, they both, and particularly Mr. Ringeltaube, made an extraordinary proficiency in the English language.“ Ann. Rep. p. 416.

Es ist betäubend zu sehen, wie eine Missionsverwaltung so selbst ihre eigenen Missionen wie mit Blindheit geschlagen zu Grunde richtet. Welch ein Segen für die tamulische Mission, wenn der edle hochbegabte Ringeltaube durch die erfahrenen Missionare der Küste in die Missionsarbeit unter den Tamulen wäre eingewiesen worden, da er schon außer Verbindung mit ihnen in Tinnewelly und Travancore so treu und erfolgreich gearbeitet hat! Welch ein Segen für ihn, welch eine Freude für den sterbenden Patriarchen, wenn diese beiden Männer sich noch hätten Auge ins Auge sehen dürfen! Zu einem Sterbenden nur noch wäre ja freilich Ringeltaube nach Tanjour gekommen, denn als Holzbürg mit Gerike am 2. Februar 1798 in Tanjour eintraf, um bei Schwarz Tamulisch zu lernen, konnte sich ja Niemand mehr verhehlen, welch großer Verlust der tamulischen Mission unmittelbar bevorstand.

Mit den zunehmenden Jahren hatte sich sonst die Gesundheit des verdienten Missionars gebessert, und wenn von Gefährdung seines Lebens erzählt wird, sind nicht innerliche Krankheiten, sondern nur zufällige äußere Umstände die Veranlassung. In der Frühe des 20. November 1786, da es regnerisch und dunkel war, hatte er sich abseits gehend auf den mittleren Theil einer der allergiftigsten Schlangen, die Kadtuwerien heißen, gesetzt, deren Biß den Menschen gewöhnlich tödtet, ehe noch Arznei dagegen angewandt werden kann, war aber durch eiliges Aufstehen ohne Schaden entronnen. Wie Pätzold und Cämmerer berichten, erzählte der Greis gern von seinen Erlebnissen, von den Gefahren, in welche er häufig bei den furchterlichen Kriegen gerathen, und wie sein Leben wunderbar erhalten worden. Pätzolds Briefe, in denen er diese Erzählungen genau verzeichnet hat, sind leider bei einem Schiffsbruch untergegangen und in anderen Nachrichten ist nur so viel erhalten, daß er anfänglich im Tanjournschen große Gefahren zu bestehen hatte: „Man hat entsetzlich wider ihn gewüthet, auch mit Steinen nach ihm geworfen.“

Von einer Abnahme der Körperkräfte erfahren wir zuerst durch John. Als er im April oder Mai 1792 mit Schwarz in Tirupalaturei zusammentraf, fiel ihm auf, daß er nur mit Mühe aus dem Palanquin herauskommen konnte und seit anderthalb Jahren sichtlich an Kraft und Munterkeit abgenommen habe. Und als ihn John bei der Begrüßung etwas wehmüthig anschaute, sagte er: „Es geht mit mir näher zum Grabe, das Reisen will nicht mehr gehen. Mein himmlischer Vater lasse mich nur nicht lange krank werden, daß ich etwa,

ohne arbeiten zu können, liegen müsse, sondern nehme mich bald zu sich, wenn es sein Wille ist." Besonders klagte er über große Kälte in den Vorderzähnen, deren Verlust ihn an der Sprache hindern und deshalb sehr schmerzlich sein würde. Ein durchgezogener goldener Draht hielt sie noch zusammen. Derselben Klage begegnen wir in einem Briefe an Uebele vom 16. Februar 1795: „Bis hieher habe die gewöhnliche tägliche Arbeit noch verrichten können. Der Verlust mancher Zähne [aber] wird mich, wie ich fürchte, weniger brauchbar machen. Vor den Engländern werde wohl nicht viel und lange mehr predigen können, weil zu einer reinen Aussprache die Zähne sehr nöthig sind. Was aber noch thun kann, will mit Freuden thun zum Preise meines theuern Heilandes, der mich geliebt und sich selbst für mich dahin gegeben.“ — Am 9. Juli 1795 drohte eine plötzlich auftretende Brustbeklemmung seinem Leben ein Ende zu machen. Es war 2 Uhr Abends, und die Kinder lasen grade bei ihm die Bibel, aber nach sechs Stunden war der schmerzhafteste Krampf geschwunden und nur noch einiger Druck geblieben, und als Cämmerer auf die erste alarmirende Botschaft von Trankebar herbeieilte, fand er den alten Vater schon wieder in voller Thätigkeit, der jedoch den Anfall als Boten des Herrn im Gedächtniß behielt: „Ich sah dies als einen Vorboten an, welchen mein treuer Heiland mir zusende anzudeuten, daß er der Herr selbst bald kommen werde. Er schenke Gnade, daß ich stets wache und bete und also augenblicklich bereit erfunden werde.“

Darnach erfreute er sich bis zum 17. October 1797 einer solchen Rüstigkeit, wie sie kaum bei hohem Alter in Europa zu erwarten. Da entwickelte sich aus einer Erkältung mit Zurüctreten des Schweißes „durch unvorsichtiges Curiren des Doctors“ eine schwere Krankheit; ein ihm von seinem Arzt Kennedy gereichtes Brechmittel wirkte so stark, daß er auch nicht die geringste Speise bei sich behalten konnte. Jänicke und Kahlhoff waren in steter Furcht, daß die Abschiedsstunde gekommen. Schwarz selbst hoffte im Anfang noch auf Genesung und bekümmerte sich nur, daß er wegen seiner Zähne nicht mehr würde predigen können. Als er aber die Abnahme der Kräfte fühlte, sprach er gegen Jänicke sogleich aus, der Herr Jesus würde ihn wohl langsam zu sich nehmen. Ließ sich auch den Gedanken nicht ausreden, sondern begann alle äußern Geschäfte zu regeln, auch hieß er den Prinzen Serfogi rufen, um ihm Einfachheit, Demuth und Keuschheit für seine Person, Handhabung der Gerechtigkeit gegen seine künftigen Unterthanen und schließlich Schutz der Christen zu empfehlen. Dann seine Hände gen Himmel emporhebend betete er, daß der gnädige Gott des Prinzen Herz und Sinn

zu Christo führen möge, damit er ihn vor dem Thron der Herrlichkeit als wahren Jünger Jesu wiederfinden möge. Auf Jänicke's Betrieb ließ darnach der englische Resident die Doctoren von Wallam und Tritschinopoli zu einer Consultation rufen, und siehe die verordneten Mittel thaten günstigste Wirkung, doch ließ der Kranke in der nächstfolgenden Nacht von Sonnabend auf Sonntag den 3. December als ersten Advents Sonntag Jänicke wecken, damit er ihm das heilige Abendmahl reiche.

Jänicke beschreibt diese Abendmahlsfeier: „Ich kam zu ihm, fand ihn zwar sehr schwach, aber mit vielem, großem Verlangen nach dem heiligen Abendmahl. Ich sprach mit ihm mit vieler Rührung und habe da die Größe seiner Demuth, seiner Liebe zu Christo und seines Verlangens nach der Veröhnungsgnade mit vieler Freude und Bewunderung gesehen. Ich schritt dann zu der heiligen Handlung mit vieler Rührung. Da ich zur Beichte kam, unterbrach er mich und that ein langes inbrünstiges deutsches Gebet, worin er sich als einen Sünder anklagte und bekannte, daß er nichts aufweisen könnte, im Gericht durchzukommen, als das genugsame Verdienst Christi, und bat: Ach gehe nicht ins Gericht mit mir! vergieb mir meine Sünden um deines Leidens und Sterbens willen, wasche mich und bekleide mich mit deiner Gerechtigkeit u. s. w. Ich kann mich nicht der eigentlichen Worte des ganzen Gebets erinnern, aber aus allem ersehen wir seine große Demuth, Selbstverläugnung, Armuth des Geistes, Vertrauen, Hunger und Durst nach Gnade und nach Gerechtigkeit. Endlich beschloß er mit einer Bitte für das ganze menschliche Geschlecht, zeigte das Elend der Menschen und sagte: Sie sind ja deine Erlösten, für die du dein Blut vergossen und dein Leben hingegeben hast, ach erbarme dich ihrer, erbarme dich ihrer. Zuletzt da er sonderlich für die Christen gebeten und ihr Elend vorgestellt und um Erbarmung gefleht hatte, gedachte er der Mission mit Seufzen und empfahl sie der Erbarmung Jesu mit inbrünstiger Wehmuth und rechtem Ringen für ihr Wohl und wiederholtem Flehen für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Er nahm das heilige Abendmahl, welches Herr Kohlhoff und ich gemeinschaftlich mit ihm genossen haben, mit demüthiger Rührung und Freude und war dann voll Dankens und Lobens.“ Dann legte er sich ermattet nieder, redete hin und wieder etwas confus; sobald aber von göttlichen Dingen geredet und gebetet wurde, sprach er vernünftig und betete inbrünstig mit. Endlich fiel er in einen langen Schlaf. Vom Doctor geweckt, sagte er: Meine ganze Meditation ist der Tod Christi und daß ich ihm ähnlich werden möchte; und dann wieder:

Die ganze Welt ist eine Maske, ich wünsche aber in der Sache selber zu sein. Dann ging der Doctor fort, Jänicke blieb und sprach mit ihm: „Ja, wiederholte er, dem Tode Christi ähnlich zu sein, das ist die Sache. Da wird viel gesprochen, aber die Application, die Application des Todes Christi, die wird erfordert. Da dann seine Zunge vor Schwäche etwas stammerte, so bat ich ihn sich mit Sprechen nicht abzumatten, und sprach dann über diese Materie und von der ewigen Herrlichkeit. Hernach las ich ihm etwas aus dem Schatzkästlein vor, worüber er einige treffende Anmerkungen gemacht hat.“

Auf diese Nachrichten traf zunächst Pohle ein am 4. December und sprach noch am selben Tage zweimal kurz mit dem Kranken. Beide waren vergnügt zusammen und redeten von des Herrn Willen, der immer gut ist. Am nächsten Tage sah der Patient viel besser aus und freute sich über das Grün des Gartens. An den beiden folgenden Tagen hatte er manches angenehme Gespräch mit Pohle, einmal von Christo dem Arzte. Pohle bemerkt dazu: „Wenn man sich lange mit ihm unterhält, so vergiftet er sich, doch besinnt er sich bald wieder. Sein Herz ist ja herrlich gestellt und ruhet in Jesu und genießt den Frieden Gottes. Alles, was ihm der Arzt verordnet, nimmt er mit der ihm eigenen Freundlichkeit.“ Am 8. erkundigte er sich wieder nach seinen Schlüsseln und stand etwas auf, und an den beiden folgenden Tagen ließ er sich im Garten herumtragen, so daß Pohle von ihm und dem Prinzen Serfogi *), der häufig seinen erkrankten Lehrer und Vormund besuchte, getrost den Abschied nehmen konnte. Seitdem besserte es sich stetig, nur das Gedächtniß blieb schwach. Am Weihnachtstage besuchte er zur großen Freude der Gemeinde wieder die Kirche. Die Gebete der Seinigen waren erhört. Sehr schön bemerkt Pohle: „Für ihn ist sehr viel und von vielen gar herzlich gebetet worden. Da er schon aufgegeben war, unser Gebet aber gnädig erhört worden, so ist es, als hätten wir ihn von den Todten wieder genommen. Allein ob er wohl auf Erden ist, so ist sein Wandel (conversatio) mehr im Himmel als hier, und an ihm kann man einen Mann sehen, der schon auf Erden selig und himmlisch ist. Lieber Heiland, gieb uns auch Gnade, recht viel Gnade!“

Als am 8. Januar 1798 Cämmerer ankam, wunderte Schwarz

*) Der Prinz hatte sich nach seiner Rückkehr von Madras einen Garten neben dem Missionsgehöfte angelegt und ein Haus darin gebaut. Durch die nahe Wohnung war es denn auch erreicht, daß Schwarz und Kohlhoff ihm regelmäßige Unterrichtsstunden geben konnten.

sich sehr, da ihm ja nichts fehle und er sich recht wohl befinde. Er hatte um sich die Katecheten und etwa sechszig Schulkinder versammelt, unterrichtete sie und sprach wohl zusammenhängend und lebhaft von göttlichen Dingen. Zur Abendbetstunde versammelten sich alle in seinem geräumigen Zimmer, er stimmte selbst ein Lied an und katechisirte über ein Kapitel aus Matthäus. Das Schlußgebet sprach er fließend mit größter Inbrunst und kindlicher Demuth. Von äußeren Dingen, auch in der Mission, wollte er nichts mehr hören, er dachte und redete von nichts als Himmel, Gott und Christo. Als ein theilnehmender Heide ihn besuchte und von Stadtneuigkeiten berichtete, wies er ihn ab: „Das Auffallendste von allem ist, daß ihr so lange schon die Lehren des Christenthums gehört habt und von der Wahrheit derselben überzeugt seid und euch dennoch weigert, dasselbe anzunehmen und ihm gehorsam zu werden.“ Gegen Cämmerer pries er die Gnade Gottes, die ihn gewürdigt habe, Missionarius zu werden. Dies sei der seligste Dienst, der mit keinem auf der Welt zu vergleichen: „Freilich kommt manches Kreuz, aber mein Bruder, das ist uns heilsam, dadurch wird unser Herz mehr zu Gott gezogen, wir werden in der Demuth erhalten, welche das eigensinnige und stolze Herz so bald vergift. Des Guten ist doch immer mehr als des Bösen. Ach wenn ich bedenke, wie väterlich mich Gott bisher geleitet, aus welcher Noth er mich errettet, mich bei meinen so vielfachen Sünden so geduldig getragen und noch erhält, so muß ich ausrufen: Gelobet sei sein Name. Glauben Sie, das Glück ist unaussprechlich groß, in Christo Vergebung der Sünden zu haben. Ach was hat mein Heiland für mich armen Sünder gethan!“

Am 2. Februar kamen dann, wie schon erwähnt, Gericke und der neue Missionar Holzberg an und trafen den Patriarchen recht wohl. Er saß völlig angekleidet in seinem Stuhl, empfing sie mit großer Munterkeit und segnete den neuen Gehülfen. Die Freude über die Ankunft eines neuen Missionars und das Wiedersehen seines liebsten Freundes und Collegen war jedoch wohl zu angreifend für ihn. Noch an demselben Tage fingen die Füße zu schwellen an, und als er Nachmittags Gericke aus seinem Zimmer rufen ließ, den Fuß anzusehen, an dem er schon so oft bald dies, bald jenes Leiden gehabt, fürchtete derselbe gleich Schlimmes. Von einer nothwendigen Reise nach Tritschinopoli am siebenten zurückkehrend, fand er den Arzt sehr besorgt, es möchte der kalte Brand dazu schlagen. Energische Mittel verhüteten zwar dies Schlimmste, aber es entstand eine tödtliche Schwäche. Der starke active Mann wurde auf einmal hilflos und

mußte wie ein Kind gehoben und getragen werden. Gegen die tamulischen Gehülfsen, die treulich beistanden, war er sehr freundlich und dankbar, gegen die Missionare sich äussernd: Man muß auch um der armen Leute willen, die gewiß thun, was sie können, nicht viel klagen, damit ihnen ihre Dienstleistungen nicht erschwert werden. Bis Sonnabend den neunten Februar sagte er öfters, daß er sein Ende sich noch nicht nahe dächte, es würde wohl unter manchen Schmerzen erfolgen. Am Abend aber fing er an seine Hoffnung auszusprechen, er würde nun wohl bald zum himmlischen Vater gehen. Am zehnten verschlimmerte sich der Zustand so, daß man die letzte Stunde gekommen glaubte. Am folgenden Tage waren zur Verwunderung der Aerzte die Todesanzeigen wieder verschwunden und am Fuß eine unerwartete Besserung eingetreten. Am 12. Nachmittags wollte Gerichte abreisen und empfing die Mahnung, allen Brüdern zu sagen, daß sie stets auf die Hauptsache sehen möchten. Der Arzt aber bat ihn zu bleiben, da die Schwäche fortdauernd zunähme. Am Vormittage des 13. Februar, einem Mittwoch, schlummerte der Kranke wie von einer Schlafsucht befallen; wenn er erwachte, sprach er zwar einige Worte, aber sie blieben unverständlich, hingegen schien er jedes Wort zu verstehen, wiederholte manches von den vorgesprochenen Gebeten und sprach deutlich Amen. Man meinte, er werde hinüber schlummern, aber gegen Mittag wurde er wieder munterer, sang selbst das angestimmte Lied mit: Christus, der ist mein Leben. Dann sprach er sehr demüthig von sich und herrlich von seinem Erlöser, er wünschte aufgelöst und bei Christo zu sein. Hätte es Ihm gefallen, sprach er, mich länger zu erhalten, so wäre mir es lieb gewesen; ich hätte dann den Kranken und Armen noch ein Wort sagen können, aber sein Wille geschehe. Er nehme mich nur in Gnaden an! In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöst, du getreuer Gott! Hernach sangen die tamulischen Gehülfsen die letzten Verse von: O Haupt voll Blut und Wunden. Er stimmte noch manchmal mit ein, ruhte ein wenig und schien sich etwas zu erholen, hernach wollte er aufgehoben sein, öffnete unerwartet den Mund und verschied „um halb fünf Uhr sanft und ohne alle Verzückung.“ Es war erfüllt, was er oft gegen Gerichte geäußert, wenn er ihm von seinen besondern Lebensschicksalen erzählt hatte: „und so wird Gott mir auch am Ende Barmherzigkeit erweisen.“ Ihm ist auch in seinem Ende so viel Barmherzigkeit widerfahren, daß er den Lehrern beizuzählen ist, welcher Ende uns die Schrift anzuschauen ermahnt, daß wir auch ihrem Glauben nachfolgen. Der treue Knecht Gottes hat sein Leben gebracht auf 71 Jahre 3 Monate und 21 Tage.

Sehr beweglich war das Weinen und Schluchzen der tamulischen Christen in den beiden christlichen Dörfern zu beiden Seiten des Gartens, welches man die ganze Nacht hindurch hörte. Serfogi kam und neigte den Todten mit seinen Thränen, ehe der Sarg geschlossen wurde und folgte mit den Leidtragenden. Am 14. Februar Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr fand die Begräbnißfeierlichkeit Statt. Europäer trugen den Sarg, obwohl die tamulischen Gehülften es sich ungern nehmen ließen. Auf dem Wege sollte gesungen werden, aber Wehklagen erstickte den Gesang. In der Kirche vor dem Altar neben der geöffneten Gruft wurde der Sarg niedergesetzt, und vor und nach der Einsenkung ein Lied gesungen. Als die Europäer sich entfernt, stimmten noch die Tamulen ein Lied an und erwarteten von Gericke eine Ansprache; aber er konnte kaum einige Worte sprechen und mußte sich stark machen, nur die Gebete zu lesen. Des verstorbenen Diener aber hielt ihm die beredteste Grabrede, indem er in die Worte ausbrach: Nun ist unser Verlangen dahin. Dies war ja aus dem Herzen vieler in der Nähe und Ferne, unter Heiden und Christen gesprochen. Nicht nur die Mission und die Missionare, die Gemeinden und Schulen, nein das ganze Land hatte einen Vater verloren, und wer ihn nur je gekannt hatte, der weinte.

Am Abend des nächsten Tages hielt Gericke doch noch eine tamulische Gedächtnißrede über Jakobs Abschiedsworte: Ich sterbe, und Gott wird mit euch sein. Er führte manche Aussprüche des Seligen über seine Gemeinde an und über seine Hoffnung für die Ausbreitung der Mission. Das Reich Gottes werde sich im Tamulenslande ausbreiten, aber es werde dabei durch Leiden und Trübsal gehen. Zu helfen, daß alle Glieder der Gemeinde in den Himmel kommen, sei sein letzter Auftrag an seine Mitarbeiter für die Gemeinde gewesen. Die kurze Frist bis zur Abreise benutzte dann Gericke noch zu einer Durchsicht der Papiere, da ihm die Ausführung des Testaments übertragen war.

Den Inhalt des Testaments kennen wir schon, die Missionen zu Tanjour und Palamkotta sollten erben und von den Zinsen des baaren Capitals, welches sich auf 9000—10000 Pfund Sterling belief, erhalten werden. Da auf einigen Seiten Verwunderung ausgesprochen ist, wie Schwarz ein solches, von der Tradition allerdings noch verdoppeltes Vermögen habe sammeln können, so mögen noch Gericke's erklärende Worte hier Aufnahme finden, obwohl ein auf-

merklicher Leser dieser Mittheilungen die Quelle, aus der dieses Vermögen geflossen, schon kennt: „Sein zeitliches Vermögen hat er schon mehrere Jahre vor seinem Ende den Missionen zu Tanjour und Palamkotta und den dahin gehörigen Gemeinden und Anstalten hingegeben und darüber mich zum Bevollmächtigten und Herrn Breithaupt mir zum Beistand gesetzt, daher er auch in seiner Verordnung seiner Executoren gedenkt. Was er hatte um die Zeit, als ich nach Madras kam und die weperische Mission übernahm, sandte er alles hierher, und ich kaufte dafür Compagnie-Bonds; da die Compagnie ihre Bonds abzahlte und hernach wieder Bonds zu acht Procent gab, nahmen wir dafür einen großen Compagnie-Bond. Auf Verlangen des sel. Mannes wurde er gemacht auf seinen Namen, auf den Namen aller Missionare in Tanjour und auf meinen Namen, damit es dadurch kund werden möchte, daß alles schon der Mission Eigenthum sei und nicht mehr Herrn Schwarz gehöre. Weil der sel. Mann Zuschuß von dem Gouvernement hatte, von dem er alle Ausgaben in Tanjour und Palamkotta bestreiten konnte, so ließ er die Interessen und manchmal auch sein Salarium zu dem Missionscapital schlagen. Auch vermehrte dieses sich dadurch, daß wir Compagnie-Bonds für den Preis kauften, den die Besitzer verlangten, und der damals angefangen hatte in den Zeitungen bekannt gemacht zu werden. Es darf sich also Niemand wundern, daß er so viel für die äußere Erhaltung der Mission thun konnte.“

Ein andrer Punkt im Testamente, der Erläuterung bedarf, ist die Art und Weise, wie Schwarz seiner Verwandten gedenkt und sie bedenkt: „Weil meine Anverwandten von dem, was ich hinterlasse und der Mission gewidmet habe, nichts zu fordern haben, so hinterlasse ich ihnen 500 Sternpagoden als ein Zeugniß meiner Liebe, welche die Kinder meiner Geschwister in gleiche Theile unter sich theilen sollen.“ In erfreulichen Verhältnissen lebte ja von allen Verwandten nur die Familie der rechten Schwester Maria Sophia Knospe, man könnte also aus dem Uebergehen der armen Verwandten Schwarz einen Vorwurf machen. Dem gegenüber ist zu bemerken, daß er für seine Verwandten nach Ausweis der Acten stets sehr freigebig gesorgt hat und während seiner Lebzeiten nicht unerhebliche Summen ihnen hat auszahlen lassen. Mit seinem ehrenwerthen Schwager Knospe und, nach dessen am 15. Mai 1787 erfolgten Tode, mit dessen hiedem und frommem Sohne Meister Christian Friedrich Knospe, der auch als treuer Missionsfreund pünktlich seinen Jahresbeitrag nach Halle sandte, hat er bis an sein Lebensende in regelmäßigem Brief-

wechsel gestanden. Noch in seinem letzten Brief klagt er, im letzten Jahre keine Nachricht von seinen Verwandten erhalten zu haben. Bis auf entfernte Vettern und Basen erstreckte sich seine Fürsorge; wenn er durch Mittelspersonen Genaueres über sie erfahren hatte, schickte er ihnen gern eine Unterstützung. So unterstützt er durch den Bruder seines Collegen, den Pastor Jänicke, eine Muttterschwester, die Ruhme Frau Kofin, welche in Berlin bei ihrem Sohn einem Sergeanten wohnte, so wandert Geld an eine Schwestertochter die Wittwe Reich nach Frankfurt und an eine andre, die Frau Kienast nach Priebrow. Den Kindern der unglücklich verheiratheten Stiefschwester Frau Martini, welche ihn überlebend 1805 starb, sicherte er umsichtig Haus und Acker, indem er seine Unterstützungen als Hypothek auf der Kinder Namen eintragen ließ. Selbst für seinen Bruder Karl Ludwig bezahlte er noch, als dieser längst Pastor war (er stand vom August 1775 bis an seinen Tod April 1811 als Pastor in Hohenzitz bei Müdern), 50 Thaler Universitätsschulden. Wenn er aber die im Verhältniß zu seinem eigentlichen Missionsgehalt nicht unbedeutenden 500 Sternpagoden d. i. etwa 1300 Thaler nicht seinen Geschwistern, sondern deren Kindern vermacht, so wird diese Fassung allerdings nicht blos mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Frau Martini gewählt sein, sondern um Karl Ludwig *), der keine legitimen Kinder hatte, zu übergehen, da über seine Amtsführung nach kurzem bessern Anlauf nur traurige Nachrichten nach Indien gekommen waren. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß trotz dieser Enterbung er seines verstorbenen Bruders in aller Ehrerbietung und Bewunderung gedenkt, auch um fernere Zusendung der Missionsberichte und um ein Portrait seines Bruders bittet.

Mit letzter Bitte bewies er freilich, daß er bisher sich um die Missionsnachrichten wenig bekümmert hatte, denn denen war schon im Jahre 1790 Schwarzens Portrait beigegeben. Als Jänicke herauskam, mußte er nämlich allen Missionaren den Wunsch der Londoner Societät mittheilen, ihre Bildnisse einzuschicken, welche in Del gemalt, sollten im Sitzungsaal aufgehängt werden. So überschickte denn auch Schwarz eine wohlgerathene Zeichnung, nach welcher in Halle ein Kupferstich gefertigt und ein Theil der Abdrücke für England mit

*) Er schreibt sich Schwarze, während der Missionar in Indien sich stets Schwarz oder anglisirt Swartz geschrieben hat. Der noch lebende betagte Bruderjohn, ein Organist und Musiklehrer, schreibt sich wieder Schwarze.

englischer Unterschrift abgezogen wurde. Der König von Tanjour Serfogi (er kam schon im Juni 1798 nach Amir Sings Absetzung auf den Thron und regierte bis 1834) hatte ein wohlgerathenes Portrait unter seinen Ahnenbildern hängen. Da der Fürst öfter Copien an Engländer geschenkt hat, ist dieses vielleicht das Original zu dem Bildniß vor der englischen Biographie, welches von dem alten Hallschen (im Chorrock, und Profil) ganz verschieden ist. Das schönste bis jetzt existirende Bildniß, welches nach der treuen und saubern Copie eines Eingebornen von Tanjour gestochen, dem Leipziger Missionsblatt von 1864 beigegeben ist, und durch Freundlichkeit des Leipziger Missionscollegiums auch diese biographischen Notizen wieder begleitet, ist dem Londoner Abdruck so ähnlich, daß wohl eine gemeinsame Quelle anzunehmen *).

Die dankbaren Verehrer des Missionars haben aber an einfachen Portraits sich nicht genügen lassen. Als Uebele in der Londoner Societät die Trauernachricht verkündigte, wurde der präsidirende Bischof sehr bewegt und beantragte, die Societät möchte den unschätzbaren Mann durch Errichtung eines Denkmals in Madras ehren, was sofort, nach Nachricht vom 1. April 1799, angenommen wurde, und der früher in Kalkutta stationirte Prediger Owen verfaßte auch ohne Zögern eine lateinische Inschrift zu dem Denkmal. Wie

*) Bei dem Leipziger Portrait ist als kleine Ungenauigkeit zu bemerken, daß unter dem rechten Auge eine kleine Warze sein sollte. Daß es verschiedene Abnahmen gegeben hat, zeigt auch eine Notiz Pohle's in seinem Tagebuch unterm 10. Dec. 1801: „Der jetzt hier commandirende Oberst, ein großer Freund von unserm sel. Vater Schwarz, machte mir ein Geschenk mit einem Kupferstich von demselben. So wohl getroffen habe ich sein Bildniß noch nie gefunden, ob ich gleich verschiedene Abbildungen von ihm gesehen habe. Es machte einen tiefen Eindruck auf uns und rührte uns bis zu Thränen. Ich habe hernach erfahren, daß jeder dieser Kupferstiche hier 10 Sternpagoden (gegen 25 Thaler) kostet.“ Dies scheint sich auf eine andere Abnahme zu beziehen, als diejenige, welcher im Briefwechsel Kohlhoß's mit den Duffins Erwähnung geschieht. Mrs. Duffin dankt für ein ihr am 30. März 1795 übersandtes Portrait: „Wir empfangen Herrn Schwarzens Bild, gezeichnet von Baron Heychel. Es ist gut, obwohl nicht schmeichelnd. Wir werden es unser Leben lang bewahren und sind dem Baron für die Zeichnung und unserm würdigen Freund für das Sichn dazu dankbar.“ Bei der Gelegenheit erfährt man, daß Schwarz sehr gegen solche Abnahmen war und einen Freund, der ihn während der Predigt abgenommen, scharf zurechtwies. Von Heychel ist weiter nichts bekannt, als daß er für den König in Tanjour ein Palais baute und am 17. Mai 1796 starb. cf. Madr. Quart. Miss. Journ. II, 355.

Germann, Chr. Fr. Schwarz.

es gekommen ist, daß dieser Beschluß nicht unverzüglich ausgeführt wurde, so daß später ein directes persönliches Schreiben Serfogi's vom 28. Mai 1801, ihm ein Monument für die Fortkirche in Tanjour zu senden, jenen ersten Beschluß entweder modificirte oder ganz überholte, läßt sich nicht erkennen. Jedenfalls wird Taylors Unterstellung, als sei Serfogi's Brief und die ganze Denkmalunterhandlung eine von Gericke gemachte Sache durch die viel frühere, selbständig ohne Anregung gefaßte heimische Resolution hinfällig. Selbst für den höchst unwahrscheinlichen Fall, daß Taylors Argwohn, als ob der Raja die Kosten des Denkmals nicht selbst getragen habe, wahr sein sollte, welches wir weder bestreiten noch begründen können, wäre die Tragung der Kosten von der Societät nur eine Folge ihrer Resolution, und das Denkmal dennoch ein Beweis auch der Dankbarkeit des Fürsten, der ja auch an diesem Einen Erweise sich nicht genügen ließ, sondern in aller Weise die Christen und die Missionare begünstigte und dadurch nicht wenig dazu beitrug, daß so viele seiner Unterthanen in den nächsten Jahren nach Schwarzens Tode den christlichen Glauben annahmen. Das von dem Künstler Flaxmann ausgeführte Marmordenkmal mit schönen Basreliefs zeigt Schwarz auf dem Todtenbette. Hoffnung des ewigen Lebens blüht aus dem brechenden Auge, das ganze edle Antlitz ist wie vom Heiligenschein verklärt. Gericke mit der Bibel in der Hand steht im Talar zu Häupten, vor ihm neigt sich der Raja mit zwei eingebornen Dienern, drei Waisenknaben trauern nicht weit vom Fußende. Die englische Unterschrift giebt Geburts- und Todestag an und schließt: „Seine natürliche Lebhaftigkeit gewann die Zuneigung, die fleckenlose Rechtlichkeit und Reinheit seines Lebens forderte als Tribut die Achtung der Christen, Muhamedaner und Hindus. Denn regierende Fürsten, Hindu wie Muhamedaner erwählten den demüthigen Pastor zum Vermittler bei ihren politischen Verhandlungen mit der britischen Regierung und dieser selbe Marmor, welcher hier seiner Tugenden erinnert, wurde errichtet durch die freigebige Zuneigung und Achtung des Raja von Tanjour, Maharaja Serfogi.“ Anfänglich konnte sich der Fürst gar nicht vom Denkmal trennen, und als er es an der Westmauer der Kirche im kleinen Fort aufstellen ließ, kam er noch Jahrelang täglich es zu besuchen, wobei freilich heidnischer Aberglaube mitwirksam gewesen sein könnte. Die schönen englischen Verse auf der Granitplatte, welche in der Grabeskirche des ehrwürdigen Missionars Gebeine deckt, sind auch aus der Feder dieses Hindu Fürsten geflossen und mögen da-

her, obschon wiederholt ins Deutsche übertragen *), auch hier wieder stehen, und zwar in Dr. Graul's Uebersetzung:

Fest warst Du. weise, demüthig;
 Redlich, rein, unverstellt gütig;
 Vater der Waisen, der Wittwen Stütze;
 Tröster in jeglicher Trübsalsstunde;
 Denen in Finsterniß Helfer zur Klarheit,
 Wandelnd und weisend die Wege der Wahrheit;
 Segen den Fürsten, den Völkern und mir;
 Daß ich, mein Vater, nachwandle Dir,
 Wünschet und bittet Dein Serfogi hier.

Im October 1807 sandten die Directoren der Ostindischen Compagnie ein andres Marmordenkmal heraus, welches in der Fortkirche zu Madras aufgestellt werden sollte. Das Begleitschreiben spricht in den anerkanntesten Ausdrücken über die hohen Verdienste des verewigten Missionars: über keinen Gegenstand sei der Hof der Directoren so einstimmig gewesen wie in dem angelegentlichsten Wunsch, das Gedächtniß dieses ausgezeichneten Mannes zu verewigen und andere zur Nachahmung seines großen Beispiels anzueifern. Der Künstler Bacon hat gleichfalls die Sterbescene dargestellt, Waisenkinder und Missionare umgeben Schwarz, seine Hand zeigt auf das von einem herabschwebenden Engel getragene Kreuz. Embleme des Missionsdienstes sind darunter angebracht. Die ausführliche, alle Hauptthaten seines Lebens anzeigende Inschrift ist von dem schon erwähnten Freunde Hubleston, der damals einer der Directoren der Compagnie war. Als das Denkmal aufgestellt war, erschienen sämmtliche hohe Behörden und hörten die Gedächtnißrede des Kaplans Kerr an, welcher passend das Schriftwort zu Grunde gelegt war: Wer mich ehrt, den will ich wieder ehren. Nach ausdrücklichem Befehl der Directoren mußten auch die Eingebornen zur Besichtigung des Denkmals eingeladen und die Inschrift in die Landessprachen übersetzt überall verbreitet werden, wo Schwarz gewirkt hatte. Solche ausgesuchte Ehre ist von der englischen Regierung selten einem Europäer in Indien erwiesen worden; die stolze englische Nation suchte wirklich ihre Ehre darin, den schlichten deutschen Missionar in dem sprüchwörtlich gewordenen altmodischen, abgetragenen Rock dankbarst zu erheben.

*) Z. B. von Krohn in seiner Uebersetzung von Bischof Hebers Leben. Berlin 1831. II. p. 387.

Gegen solche Anerkennung treten die Ehrenbezeugungen der eigenen deutschen Landsleute ganz in den Schatten. Doch thut es zunächst wohl, von seinen deutschen Collegen nur Worte der Bewunderung und Verehrung zu hören. Manches Wort hat schon angeführt werden dürfen, und kaum war er verschieden, so bemühten sie sich als ein Liebesdenkmal alles auf sein Leben Bezügliche zu sammeln, um es dann herauszugeben. Pätzold, indem er von diesen Bemühungen Nachricht giebt, namentlich daß von Kahlhoff und Jänicke englisch und deutsch Manches aufgezeichnet wäre, auch daß verschiedene seiner Katecheten wichtige Bemerkungen über sein Leben und seinen Charakter wie über seine Amtsführung gesammelt hätten, fügt sehr schön und treffend bei: „Unwidersprechlich wahr ist es, Herr Schwarz war ein Mann, nicht nur von außerordentlichen Gaben des Verstandes, sondern auch von außerordentlichem und unerschrockenem Muth, und dabei ein Mann von ungeheuchelter Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Gottvertrauen. Er konnte mit allem Rechte bei der Mission ein zweiter Luther genannt werden, weil er fast 50 Jahre lang mit beispiellosem Eifer in diesem Felde arbeitete, und dabei weder die Hitze des Tages, noch die Schrecknisse gefährlicher Nächte scheute. Er war der Retter, Wohlthäter, Vater und Versorger vieler tausend Elenden und Hilfsbedürftigen unter Heiden und Christen, in guten und bösen Tagen, in Kriegs- und Friedenszeiten. Dagegen wurde er auch von allen, die ihn kannten, in Ehren gehalten.“ Die verschiedenen Sammlungen von Notizen flossen dann in Gericke's Hände zusammen, welcher am 11. Februar 1802 erfreulicher Weise melden konnte: „Ich habe in der Regenzeit einen guten Anfang gemacht, das Leben des seligen Schwarz zu beschreiben, das so viele vornehme Freunde in England von mir verlangt haben und hoffe es fortsetzen und vollenden zu können, ehe ich nächstens wieder eine Reise unternehme.“

Die Inhaltsangabe des zu erwartenden Werkes wird von den Trankebarschen Missionaren vorausgeschickt, und da sie in kurzen Worten auch das Resultat der hier vorgelegten Forschungen giebt, möge sie auch hier als Recapitulation aufgenommen werden: „Das Andenken an unsern lieben verstorbenen Bruder Schwarz bleibt unvergessen bei uns Allen, die wir so glücklich gewesen sind, durch seine christliche Weisheit, seinen glühenden Eifer und vor allem durch sein fast unübertreffliches Beispiel belehrt, erbaut und geleitet zu werden. — Hiermit vereinigte er Talente, die man nur selten so vereinigt findet. Seine Gespräche waren so unterhaltend und einnehmend, daß nicht

nur die Christen dadurch entzückt und erbaut wurden, sondern auch Heiden von verschiedener Denkungsart ihn bewunderten. Viele wurden durch ihn erweckt, und Andere wurden wenigstens von der Wahrheit des Christenthums überzeugt und sahen ein, daß ein wahrer Christ wirklich ein höchst glücklicher Mensch ist. Er war immer derselbe in Palästen und Hütten, unter Vornehmen des höchsten Standes und unter der ärmsten Klasse von Menschen. Ob es gleich unlängbar ist, daß wahre Christen ihre Feinde haben, so können wir doch bei ihm eine Ausnahme machen und versichern, daß er, so viel wir wissen, keinen hatte, wenigstens keinen, der es lange geblieben wäre. Wenn er in einer Gesellschaft, die aus noch so verschiedenen und entgegengesetzten Charakteren bestand, zu sprechen anfang, war Jedermann erfreut ihn anzuhören, da er mit so viel Sanftmuth sprach, und immer von Gegenständen, die der ganzen Gesellschaft interessant waren. Er wußte das Gespräch so geschickt auf religiöse und erbauliche Gegenstände zu leiten, daß ihm Jedermann gern zuhörte. Nie fehlte es ihm an Worten oder wichtigen Materien, nie wurde er durch unerwartete Einwürfe verlegen gemacht: er beantwortete sie mit so viel Gegenwart des Geistes und mit solcher Scharfsinnigkeit und Genauigkeit, daß Jeder dadurch überzeugt oder doch zum Stillschweigen gebracht wurde. Mit diesen Fähigkeiten verband er so viel Demuth, daß er nie solche beschämte, die ihm an Talenten nachstanden; nie ließ er sie sein Uebergewicht fühlen, sondern er erweckte und ermunterte Andere, auch ihre Meinung zu sagen, welches er mit Ruhe erwartete und anhörte, ohne Jemand durch unangenehmes Einreden zu unterbrechen. — Er bekannte Christum vor hohen und niedern Ständen, und nie wissen wir, daß er aus einer Gesellschaft gegangen wäre, ohne dies gethan und einen guten Samen in die Herzen ausgesäet zu haben. Er überließ es dann denen, die ihn hörten, was für einen Boden dieser Same in ihren Herzen finden würde. Wir haben Beispiele, daß er früher oder später aufgegangen ist, und es ist erfreulich, wenn man noch oft von Vornehmen und Geringen das wiederholen hört, was er ihnen sagte, und was mehr oder minder Eindruck auf sie gemacht hat. Wenn er Hohen oder Niedrigen sein Mißfallen zu erkennen gab, so geschah es immer mit einem so freundlichen Benehmen, daß Niemand nur im Geringsten dadurch beleidigt werden konnte. Wir könnten von dem, was wir bisher gesagt haben, redende Beweise anführen, davon wir uns aber enthalten müssen, da wir von seinem unvergleichlichen Charakter wohl ein gan-

zes Werk schreiben könnten, wenn wir Alles weitläufig beschreiben wollten."

Leider ist dies aus Gericke's Hand zu erwartende Werk nicht erschienen. Nachdem der hochbegabte und fromme Jänicke, der den ausgezeichnetsten Missionaren beigezählt werden muß, am 10. Mai 1800 seinem langen Leiden erlegen und neben Schwarz getettet war*), hatte Gericke, kaum klingt es glaublich, neben Madras noch die Sorge für die südlichen Gemeinden in Tinnewelly zu übernehmen, wo Schaaren sich zur Annahme des christlichen Glaubens drängten. Da war an schriftliche Arbeit nicht zu denken, die Arbeit überwältigte ihn, und am 2. October 1803 ereilte ihn, den man Schwarzens Melancthon zu nennen pflegte, auf einer Berufsreise der Tod. Nun wäre die Verpflichtung zu ausführlicheren Mittheilungen über Schwarzens Leben auf die Tanjournschen Missionare übergegangen, aber dort stand seit April 1803 Kahlhoff ganz allein. Holzberg war nämlich gar nicht wohl eingeschlagen, er behandelte Kahlhoff ganz verächtlich und wollte in Tanjour einen ganz neuen Grund legen, Gericke berichtete mit bedenklichen Kopfschütteln auch eine bezeichnende Aeußerung nach London: „Hier ist nichts zu machen, hier soll es beim Alten bleiben; so wie es Vater Schwarz gemacht hat, so soll es unverändert fortgehen.“ Da kam im März 1803 von London die Bestätigung der von sämmtlichen Missionaren geforderten Versetzung Holzbergs nach Rudelur.

Dadurch wurde der Mecklenburger Horst, der seit 1792 von Gericke als Lehrer und Katechet dort gehalten war, disponibel. Er hatte vollständigen Gymnasialcursus genossen und angefangen Medicin zu studiren, war dann aber als Soldat nach Indien gegangen, um da wieder zu wechseln und das Schulfach zu erwählen. Horst, der im Ruße eines überspannten Pedanten stand, kam nun zunächst nach Trankebar, um das Tamulische zu lernen und wo möglich zur Ordination vorbereitet zu werden, welche sein Schwager Pohle schon lange angelegentlich betrieben hatte. Schon zu Schwarzens Lebzeiten war diese Frage aufgeworfen, wie Gericke erzählt: „Da Herr Pohle mit unserm seligen Vater Schwarz von Herrn Horst gesprochen und den Wunsch geäußert

*) Jänicke's Leben ist beschrieben von einem Anonymus zu St. Alban Hall in Oxford. Das kleine Werk, welches leider nicht zu erlangen war, ist betitelt: „Memoirs of the Rev. J. D. Jaenicke, a fellow labourer of Schwartz at Tanjore, interspersed with many original letters and notices of Schwartz, London 1833.“

hatte, daß man ihm doch zur Ordination verhelfen möchte, schrieb letzterer gleich an mich, daß er geradezu und im Ernst gesagt hätte: Nein. Mir war der Vorschlag damals ganz unerwartet, und ich schrieb an Herrn Schwarz, daß, ob ich gleich viel Gutes an dem Mann gefunden hätte, ich doch meine großen Bedenklichkeiten wegen des Vorschlags hätte, insonderheit daß er nach erhaltener Ordination nicht mehr so lenksam sein würde. Der selige Vater schrieb darauf, daß er daran sehr zweifle.“ Trotzdem befürwortete Gerike noch selber die Ordination wegen der traurigen Lage der Mission und da auch Horst sein wunderliches Wesen mehr und mehr ablege. Nach dreijähriger Anwesenheit in Trankebar ging denn Horst 1806 nach Tanjour und wurde von Pohle unter Assistenz von Kohlhoff und Holzberg am ersten Advent des Jahres examinirt und ordinirt ohne Betheiligung der Trankebarschen Missionare *).“ Pohle war zu diesem Schritt durch den bekannten, auf die kirchlichen Verhältnisse Indiens so tief einwirkenden Claudius Buchanan ermuthigt, und es war wohl Dankbarkeit, wenn Horst gemeinsam mit Pohle für Buchanan, der eine Biographie von Schwarz schreiben wollte, im Jahre 1809 sehr schätzbares Material über die Zeit von 1726—1758 übersandte, welches aus den gedruckten deutschen Berichten und Predigtmanuscripten geschöpft war. Im nächsten Jahre wollte Horst den Rest senden, aber siehe, im Juli 1810 senkte man ihn in die Gruft neben Schwarz.

Für Kohlhoff war nicht sobald ein europäischer Gehülfe zu erlangen, er mußte sich 1811 mit der Ordination von vier eingebornen Katecheten behelfen. Der im Herbst 1813 zu seiner Unterstützung herausgekommene Missionar Jacobi aus Sachsen, der in Concession gegen die episkopale Strömung **) in Kopenhagen ordinirt war, starb als

*) Aus Trankebar wird darüber geschrieben: „Von Kudalur kam Herr Horst nach Trankebar, um an der portugiesischen Gemeinde zu arbeiten, in der malabarischen Sprache unterrichtet und entweder Herrn Kohlhoff oder Herrn Pohle assistirt zu werden. Er hielt öfters bei uns an hier ordinirt zu werden, welches wir aber aus gewissenhaften Gründen für bedenklich hielten. Es wurde uns deswegen das Vorhaben, ihn zu ordiniren, nicht vorher gemeldet, noch einer von uns dazu eingeladen, welches doch allemal bei jeder Ordination von den dänischen Missionaren gegen die englischen beobachtet worden. Wir wollen diese gegen die ehemalige brüderliche Verbindung streitende Handlung hier nicht beurtheilen, sondern nur wünschen, daß Herr Horst als ein würdiger Missionar nützlich werden möge.“

**) Möglicher Weise hatten sich auch die Verhältnisse in Bernigerode geändert, so daß dort keine Ordination mehr sein konnte, denn der 1818 berufene

zweiundzwanzigjähriger Jüngling nach viermonatlicher Krankheit am 22. Februar 1814, und wieder wurde neben Schwarzens Gruft ein Grab gegraben. Daß bei solchen Unglücksfällen und der ungeheuern Arbeitslast Kuhlhoff keine weiteren Beiträge zur Lebensgeschichte seines Pathe und Lehrers liefern konnte, liegt auf der Hand. So ist es denn gekommen, daß die Biographie von dem Engländer Pearson gearbeitet werden mußte, dem die Ostindische Compagnie ihre Archive, Schwarzens englische Freunde ihre Correspondenz zur Verfügung stellten. Es ist und bleibt eine sehr werthvolle Arbeit, aber sie vermag doch das Bedauern nicht zu unterdrücken, daß die werthvollen speciellen Nachrichten, welche allein von den deutschen Amtsgenossen gegeben werden konnten, unwiederbringlich verloren sind.

Einen geringen Ersatz versuchen nun die vorstehenden Blätter zu geben, über welche als in einem Nachwort eine kurze Aussprache gestattet sein möge. Die nach Halle gesandten Briefe der Missionare konnten aus verschiedenen Gründen ihrer Zeit nicht vollständig veröffentlicht werden, und nur Unverstand kann der Redaction der alten Halle'schen Missionsberichte einen Vorwurf daraus machen. Vertraute Privatbriefe zu veröffentlichen wäre Bruch des Vertrauens gewesen, manche persönliche Nachrichten gehörten nicht vor das große Publicum oder hätten dasselbe, so lange die Träger des Namens noch unberühmt waren, nicht interessirt. Schwierige und discrete Verwaltungsfragen mußten verschwiegen bleiben, wenn nicht die fernere Leitung der Mission unmöglich gemacht werden sollte. Selten sind es hiernach ganze Briefe, zumeist nur einzelne Sätze, die in früheren Zeiten nicht verwerthet werden konnten. Solche übrig gebliebenen Brocken zu sammeln ist dem zu Folge Hauptzweck der gegenwärtigen Schrift, es waren also überall die eigenen Worte der Manuscripte zu geben und nicht in leichter fließender Sprache ihr Inhalt darzulegen. Ferner mußten nach dem Plane sonst bekannte wichtige Ereignisse oft nur kurz berührt, bisher unbekannte Kleinigkeiten aber nicht selten ausführlichst behandelt werden. Endlich steht diese Arbeit nicht allein, sondern verfolgt mit zwei früheren Schriften über „Fabricius“ und „Ziegenbalg und Plütschau“ den gleichen Zweck, was im Halle'schen Missionsarchive an unverwerthetem Material noch zu finden ist, den Missionsfreunden zu

Schwarzburger Speerschnider wurde im großen Versammlungs-saal der Francke'schen Stiftungen in Halle ordinirt.

bieten. Diese Absicht ist nun jetzt im Großen und Ganzen ausgeführt, so daß wesentlich neue Nachrichten über die alte Mission in dem Archive nicht mehr zu finden sein werden. Dies bei dem Umfang der Acten nicht leicht erreichbare Ziel bedingte wiederum die Aufnahme mancher Notizen, die zu einem Leben von Schwarz nur in entfernter Beziehung stehen, aber für die ganze Missionsgeschichte von Bedeutung sind. Wenn daher der Vorwurf laut werden sollte, es sei hier keine einheitliche Arbeit, keine vollständige Biographie, keine eingehende selbstständige Charakteristik geboten, sondern nur eine Materialsammlung als Grundlage zu weiteren Arbeiten, so wird es der Verfasser schweigend hinnehmen, so sehr er getrachtet und bisweilen gehofft hat, das Leben und Wirken des ehrwürdigen Missionars werde trotz der unvermeidlichen Mängel der Darstellung schließlich lebendig und frisch und um manchen einzelnen Zug bereichert den Missionsfreunden vor Augen stehen.

Und nun noch ein Geständniß, welches Worte des Bischofs Heber einleiten mögen: „Ueber Schwarz und seine funfzigjährige Wirksamkeit unter den Heiden, seinen außerordentlichen Einfluß und die Beliebtheit, in welcher er sowohl bei den Hindu als bei den Muselmanen und den mit einander wetteifernden europäischen Regierungen stand, brauche ich nichts weiter hinzuzufügen, als daß meine Idee von ihm sich sehr gehoben hat, seit ich in den Süden Indiens kam. Ich pflegte wohl zu argwöhnen, daß bei all seinen großen Eigenschaften doch eine zu große Mischung von listigen Kunstgriffen in seinem Charakter gelegen habe; daß er zu viel politischer Prophet gewesen, und daß die Verehrung, welche ihm die Heiden zollten und noch zollen, worin sie ihn fast wie ein höheres Wesen betrachten, indem sie Kränze und brennende Lichter vor seine Statue hinstellen, durch ein unverantwortliches Uebereinkommen und durch Nachsicht mit ihren Vorurtheilen erkauft sei. Nun aber finde ich mich ganz getäuscht. Er war einer der thätigsten und furchtlosesten, sowie einer der erfolgreichsten Missionare, welche seit den Aposteln aufgetreten sind. Zu sagen, daß er uneigennützig hinsichtlich des Geldes gewesen, würde nichts sein; — er war aber ganz unbefümmert um Macht, und großer Ruf reizte ihn nie, selbst wenn er dabei auch in dem äußerlichen Schein der Niedrigkeit stand. Sein Wesen war ganz einfach, offen und liebevoll und in seinen politischen Geschäften, die er nicht suchte, die ihm aber in den Weg traten, nahm er nie den Schein der Unparteilichkeit an, sondern handelte wie der öffentlich anerkannte, aber gewiß immer erfolgreiche und scharfsinnige Agent des seiner Sorge anvertrauten verwaisten Fürsten, gegen

welchen er des Bekehrungsversuchs zum Christenthum aus einer Art Ehrgefühl sich enthalten zu haben scheint."

Mit Ausnahme des ganz falschen und hinlänglich widerlegten Vorwurfs in den letzten Worten, ist dies Geständniß auch völlig das meinige. Obgleich ich selbst an den Schauplätzen der Wirksamkeit des großen Missionars geweilt, an seinem Grabe wie an seiner Wiege gestanden, hat doch erst ein genaues Studium der alten Acten mir meine anfänglichen Vorurtheile, namentlich bezüglich seines politischen Wirkens, und als sei er von späteren Historikern zu sehr gelobt worden, gänzlich genommen. Mit großem Widerstreben und im Bewußtsein, manchem Bewunderer Unangenehmes offenbaren zu müssen, habe ich den Wünschen einsichtiger Missionsfreunde nachgegeben. Aus einem gewissen Mißtrauen gegen mich selbst und mit zur Selbstüberzeugung habe ich alle Urtheile, namentlich der Zeitgenossen, gesammelt und angeführt, um nun erst meiner eignen Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß er auch mir als Mustermissionar dasteht in seiner Bereitschaft und Fertigkeit, überall und zu jeder Zeit und stets passend Zeugniß abzulegen von Christo und der Seligkeit im Glauben an Ihn, dasteht in der Festhaltung, wie in der Verbindung und Verwerthung der politischen Geschäfte zu Missionszwecken, bewundernsworth auch wegen der seltenen Gabe, ohne die geringste Verläugnung eigener Ueberzeugung im persönlichen Verkehr Niemanden zu verletzen und sich feind zu machen — zweifach bewundernsworth in einer so überaus elenden, glaubenslosen Zeit, eine hochragende Säule und Ruinen rings umher, ein Leben spendender Quell, der eine grüne Dase um sich schafft in der Wüste!

Und dieser größte Missionar der neueren Zeit ist ein Sohn der lutherischen Kirche, ja der lutherischen Kirche Deutschlands. Von seinen Glaubensgenossen und seinen Landsleuten ist ihm kein Marmordenkmal gesetzt, nur eine einfache Tafel in der Kirche seiner Geburtsstadt erinnert an ihn *), aber zu einem schöneren und dauernderen Denkmal

*) Da der englischen Inschriften gedacht ist, muß mit Beziehung auf S. 2 die Inschrift der bescheidenen deutschen Denktafel doch auch noch gegeben werden: „Gedenktafel dem Missionar von Ostindien, dem seligen Christian Friedrich Schwarz, geb. in Sonnenburg am 22. October 1726, gestorben in Tanjore am 13. Februar 1798, errichtet von Freunden der Mission in und um Sonnenburg den 22. October 1855. Daniel 12, 3.“ In einem Artikel der *Wiener Zeitung* vom 22. Februar 1868 über jene Gedenktafel heißt es sehr schön und richtig: „Schwarz war ebenso groß als Missionar, wie als Staatsmann, aber in beiden Beziehungen derselbe Vote des Friedens.“ Demselben Artikel ist auch zur Ergänzung und Richtigstellung des über Schulze's Reisen S. 11 Gesagten zu entnehmen, daß derselbe 1745 und 1749 Sonnenburg besucht hat.

können und sollen wir unausgesetzt Bausteine hinzutragen, zu der Erhaltung und Erweiterung der von ihm gegründeten Mission. Ein edles und hochbegabtes Volk ist das Object seiner Missionsthätigkeit gewesen, ein Volk, welches grade für die Eigenthümlichkeit der lutherischen Kirche besonderes Verständniß und Bedürfniß zeigt, ein Volk, unter welchem seit der Apostel Tagen, auch das Mittelalter hindurch, wie die Geschichte der Thomaschristen Indiens lehrt, mit Erfolg missionirt ist. Dem tamulischen Volk war die erste Missionsliebe unserer frommen Väter geweiht.

Es war große Gefahr, daß der lutherischen Kirche dies ihr unbetetes und gesegnetes Missionsfeld verloren ging, daß eine fremde Confession erntete, was die edelsten Söhne unserer Kirche gesäet, ja noch trauriger, daß die mit viel Thränen geweideten Seelen ins Heidenthum zurückgestoßen wurden. Mit welcher Wehmuth würden wir dann das Leben von Gottesmännern wie Ziegenbalg, Fabricius und Schwartz lesen und bearbeiten, nur aus historischem Interesse. Jetzt aber ist es ein Studium, aus welchem man Früchte hoffen darf für die Missionsarbeit der Gegenwart, welches eine reiche Schatzkammer von Missionserfahrungen aufschließt, um so werthvoller, als wir sie, Gott Lob! auf demselben Felde verwerthen dürfen, auf dem sie einst im Glauben gesammelt wurden. Zwar in den Missionshäusern und Kirchen, die Schwartz in Tritschinopoli, Tanjour und Combaconum erbaute, sind seine Landsleute und Glaubensgenossen jetzt beargwöhnte Gäste, von seinem reichen Legat haben nicht nach seinem Willen die „deutschen Brüder“ den Nießbrauch, sondern englische hochkirchliche Missionare ohne Verständniß für das deutsche Gemüth und die lutherische Tiefe und Innigkeit ihrer Vorarbeiter in diesem Weinberge. Der äußere Besitz ist uns verloren, aber die lebendigen Bausteine sind uns geblieben: an den Enkeln der von Schwartz aus dem Heidenthum und Papstthum gewonnenen Tamulen wird in Tanjour, Tritschinopoli und Combaconum, ja darüber hinaus in Negapatnam und Coimbatour wiederum von lutherischen Missionaren, und zwar mit großer Treue und Hingebung, gearbeitet. Zwar fehlt es überall noch äußerlich, hier an Kirchen, dort an Missionshäusern. Der Gunst und Unterstützung der Herren des Landes und fremder Confessionsverwandte haben sie sich auch nicht zu erfreuen, aber dafür beten und arbeiten mit ihnen die Lutheraner aller Länder und Sprachen.

Möchte diese helfende Missionsliebe immer mehr sich vertiefen und erweitern, möchte auch die erweiterte Kenntniß von den Thaten und Leiden der alten Missionsväter zu brünstigeren Gebeten und zu

reichlicheren Gaben anreizen helfen! Gott sei gepriesen, daß er uns solche Führer und Vorläufer in der Missionsarbeit gegeben hat. Es müsse zu ihren Ehren die Losung aller lutherischen Missionare draußen und aller Missionsfreunde daheim sein und bleiben:

Darum auch wir, dieweil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben, laisset uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht, und laisset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollen-
der des Glaubens.
